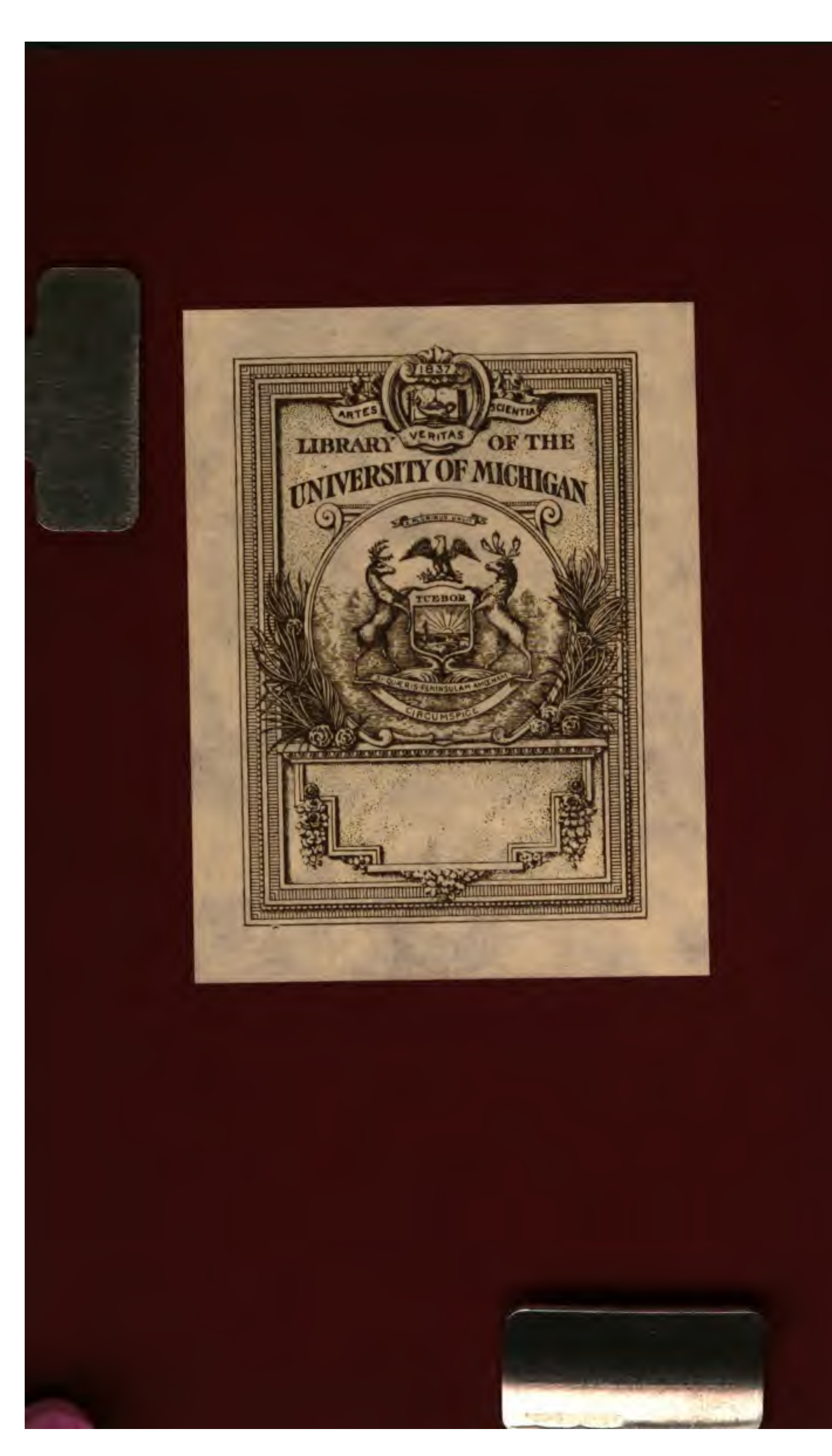



A 680,908









Allgemeine

Kulturgeschichte

von der Urzeit

bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-am Rhyn.

Achter Band.

Die Kultur im Übergange vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand m. b. H.
1908.

Die Kultur

im Übergange vom

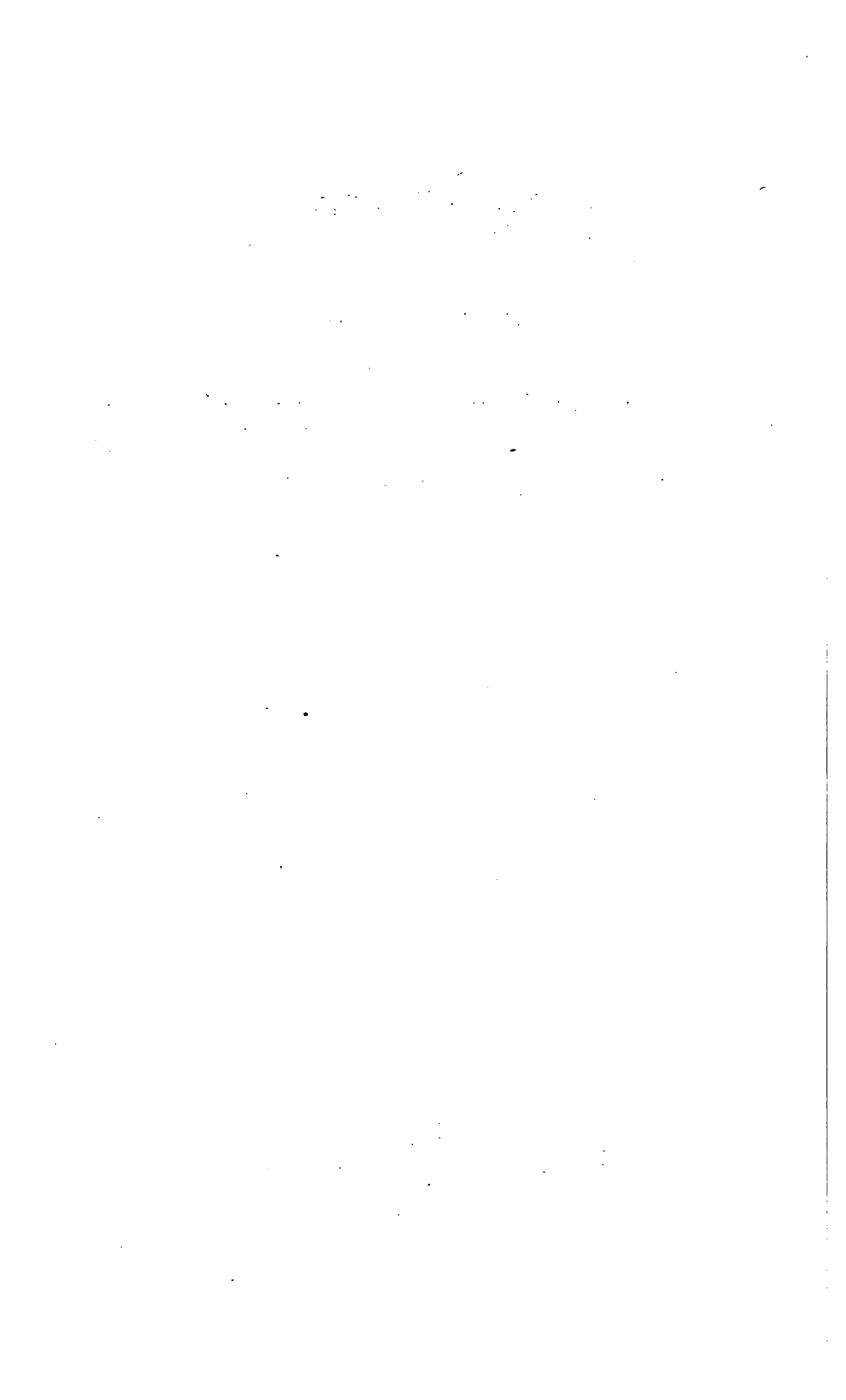
neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert.

Von

Otto Henne-am Rhyn.

> Gibt es im Jahre 1900 bessere und größere Menschen, als uns in den früheren Säkularjahren begegnet sind? Wir können es nicht erkennen. Der politische Schauplatz wimmelt von Schauspielern, die wir erst nach beendigter Vorstellung beurteilen können.
>
> P. D. Pasolini (Die Säkularjahre).

Leipzig
Verlag von Otto Wigand m. b. H.
1908.



Vorwort.

Eine Vorrede finden wir nicht notwendig. Der Titel bezeichnet den Inhalt des Buches hinlänglich. Daher hier nur ein kurzes Wort. Was in das Buch aufgenommen wurde und was nicht, darüber entschied allein der Umstand, ob es für den Umblick in der Kultur der Gegenwart von Wichtigkeit erschien oder nicht. Die Nichterwähnung von Personen hat durchaus keine persönlichen Gründe. Mit den vorhergehenden Bänden unserer „Allgemeinen Kulturgeschichte" ist überall die Fühlung durch Hinweisung (mit „VI", „VII") aufrecht erhalten. Kein Hilfsmittel haben wir so reichhaltig und unentbehrlich gefunden wie die „Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung" (in Anführungen abgekürzt „B. A. Z."), die einen wahren Schatz von Mitteilungen für die Kultur der Zeit bringt, deren Artikel nur zu dem Zwecke so vollständig zitiert sind, um den Lesern mehr zu bieten, als dieses Buch vermochte, ohne den ihm zugemessenen Raum zu überschreiten.

St. Gallen im Mai meines 80. Jahres.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt. **Allgemeine Gesichtspunkte.**

Zweiter Abschnitt. **Die Völker und Staaten.**

Dritter Abschnitt. **Die sozialen Fragen.**

Vierter Abschnitt. Die Sittlichkeit.

Fünfter Abschnitt. Die Religionen.

Sechster Abschnitt. Die Kunstleistungen.

Siebenter Abschnitt. **Die Wissenschaften.**

Druckfehler.

Seite 113 Zeile 12 v. o. lies Cabet statt Cabel
„ 199 „ 24 v. o. „ Rolla statt Rella.
„ 201 „ 18 v. o. „ nur statt mir.
„ 202 „ 16 v. o. „ Busse statt Bässe.
„ 203 „ 23 v. o. „ Wiskotters statt Miskotters.
„ 209 „ 21 v. u. „ breve statt brace.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Gesichtspunkte.

1. Weltanschauung.

„Weltanschauung" ist ein Schlagwort unserer Zeit. Jede Ansicht, die irgend weitere als die alltäglichen Kreise umfaßt, will als Weltanschauung gelten. Nicht nur alle philosophischen Systeme oder Lehrarten und alle religiösen Bekenntnisse werden als Weltanschauungen betrachtet, jedermann, der das Wort überhaupt kennt, hat heutzutage seine „Weltanschauung". Bei der Frage, ob der Ausdruck berechtigt ist, kommt es vor allem darauf an, was unter der Welt verstanden wird, die man anschaut. Jedem ist das seine Welt, was ihm am Herzen liegt. Dem einfachen Menschen ist schon sein Haus, seine Sippe (Familie) seine Welt. Diesem ist es sein Dorf, seine Stadt, seine Heimat, jenem sein Vaterland. Dem Anhänger eines Glaubensbekenntnisses ist dieses, ist dessen Kirche die Welt, und was außerhalb ihrer liegt, verschwindet daneben. Wenn es hoch kommt, ist dem Durchschnittsmenschen die Erde, unser Wandelstern (Planet), die Welt. Höhere Gesichtspunkte kennt der weise Denker, der Philosoph. Mannigfaltig sind die Weltanschauungen, denen die Männer (oder jetzt wohl auch Frauen), die in diesem Lehrfache arbeiten, huldigen. Sie suchen zu ergründen, zu erkennen, woraus ihre allumfassende Welt besteht, welche Eigenschaften ihr zukommen. Aber niemals sind sie darin einig gewesen; gewöhnlich stehen sich zwei unvereinbare Anschauungen schroff gegenüber. Entweder handelt es sich um die Frage, was wirklich sei. Während der Realismus diese Eigenschaft ausschließlich dem sinnlich Wahrnehmbaren zuerkennt, ordnet der Idealismus dieses dem Denken, der Idee unter. Bei größerer Entschiedenheit oder Einseitigkeit wird der Realismus zum Materialismus, für den nur der Stoff und dessen Kraft, der Idealismus aber zum Spiritualismus, für den nur der Geist Anspruch auf ein Dasein hat und der Körper lediglich Erscheinung ist. Oder es handelt sich um die Freiheit

des Willens, die der Determinismus völlig leugnet, der Indeterminismus aber mit gleicher Einseitigkeit unbedingt zugesteht. — Endlich streiten sich die Weisen und auch genug Unweise um die Eigenschaft der Welt, die für den Optimismus die möglichst beste, für den Pessimismus aber die möglichst schlechteste sein soll. Als ob dieses Urteil ohne Kenntnis und Vergleichung aller Welten nur möglich wäre!

Alle diese mehr oder weniger weisen „Weltanschauungen" bewegen sich in engeren Kreisen; für die Mehrzahl der Menschen sind sie gleichgültig; sie veranlassen keine Revolution, keine Kriege; sie üben keinen weiteren Einfluß auf den Lauf der Geschichte; diese läßt sie streiten und geht ihren Gang weiter.

Dagegen gibt es zwei Weltanschauungen, die alle anderen in den Schatten stellen, — zwei Weltanschauungen, in die sich die gesamte Menschheit mit mehr oder weniger Sachkenntnis und Entschiedenheit teilt, — zwei Weltanschauungen, die mit gleichem Eifer, aber auf verschiedene Weise den Himmel stürmen und um deren Vorherrschen oder Unterliegen, wenn auch zum Teil unter anderen Vorwänden, Blut in Strömen geflossen ist, Menschen in Menge verbrannt, Staaten und ihre Könige gestürzt worden sind. Diese zwei Weltanschauungen nennen wir die pankosmische und die geozentrische.

Die geozentrische Weltanschauung, die ältere von beiden, hält den Planeten Erde für die Welt, oder wenigstens für deren Hauptteil. Ihr Gegenstück ist der Himmel; Sonne, Mond und Sterne sind nur dazu da, sie zu erwärmen, zu beleuchten und zu erfreuen. Nur sie allein ist bewohnt, und die Gottheit sorgt nur für ihre Bewohner; Himmel, Hölle, Fegfeuer und Weltgericht sind allein für die von ihr nach dem Tode ausgehenden Seelen vorhanden.

Die pankosmische Weltanschauung, die sich schon seit alten Zeiten, besonders in Indien und Hellas entwickelt hat, sich nur mit harter Mühe und äußerst langsam geltend machen konnte, jetzt aber die Mehrzahl der höher Gebildeten umfaßt, versteht unter „Welt" alles, was im unendlichen Raume besteht, sich bewegt und lebt. Für sie ist die Erde lediglich ein Planet eines einzelnen Sonnensystems, deren es unzählige gibt, auf denen oder deren Planeten ihre Natur es möglich macht, unzweifelhaft organische und selbst denkende (sagen wir: menschenähnliche) Wesen teils einst gelebt haben, teils noch leben, teils einst leben werden. Für die Gesamtheit der Welt haben ja die Begriffe von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie die Zeit überhaupt, keine Bedeutung. Für diese Weltanschauung fällt alles, was die Erde eigenartig oder bevorzugt erscheinen läßt, natürlich dahin, und dazu gehören sämtliche Dogmen der Religionen und was an Wundern und Legenden damit zusammenhängt. Ihren früheren

Namen: heliozentrisch, den sie seit Kopernikus führte, hat diese Weltanschauung aufgeben müssen, seitdem wir wissen, daß auch unsere Sonne nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, vielmehr sie und alle übrigen sog. Fixsterne sich im Weltraum bewegen.

Riesenhaft und für uns unfaßbar sind die Zeitmaße, in denen sich diese ungeheueren Weltkörper, im Vergleich mit denen unsere, die Erde um eine Million an Größe überragende Sonne zwerghaft erscheint, fortbewegen. Der hellste und zugleich größte bekannte Sonnenstern, Sirius, nähert sich unserm Sonnensystem in jeder Sekunde um 16 km, sein scheinbarer Nachbar Prokyon um 9 km, während sich Aldebaran (im „Stier") in jeder Sekunde um 49 km von uns entfernt, Capella (im „Fuhrmann") um 24 km. Der Polarstern kommt uns in gleichem Zeitmaße um 26 km näher; Gemma in der „Krone" verläßt uns dagegen um 32 km in der Sekunde. Alles, ohne daß wir seit Jahrtausenden eine Veränderung in ihrer gegenseitigen Stellung bemerkt haben! So riesenhaft ist ihre Entfernung von uns! Jedes Kind kennt den Großen Bären mit seinen sechs hellen und einem weniger hellen Sterne. Dieses scheinbar dieselbe Stelle am Himmel behauptende Sternbild rückt gemeinsam im Jahre um 190 Millionen Meilen (jede zu 7,5 km) weiter, und wir nehmen nichts davon wahr, weil es von unserm Sonnensystem um eine Zahl von Meilen entfernt ist, deren Schreibung hinter den Ziffern 25 noch 13 Nullen erfordert und zu deren Zurücklegung das Licht 200 Jahre bedarf! (Berechnung des Astronomen Höffler in Potsdam.)

Und diesen kolossalen Zahlen gegenüber sollte noch eine bevorzugte Stellung unserer bescheidenen Erde im Weltall denkbar sein? Was wäre das für ein Gott, der diese allein durch Offenbarung, Sohnessendung und Erlösung auszeichnete? Dessenungeachtet wird von der geozentrischen Weltanschauung, — allen Fortschritten der Gestirnkunde zum Trotz, — die alte Entgegenstellung von Himmel und Erde, die ja für urwüchsige und unwissende Menschen noch natürlich war, heute noch festgehalten!

Gewiß steht das Weltall unter einer geistigen Leitung, deren Ausstattung mit erdenmenschlichen Eigenschaften aber lediglich als ein Überbleibsel längst überwundener erdenmenschlicher Vorstellungen gelten kann.

Der Gesichtskreis des Menschen ist am Anfange seiner Fähigkeit zum Beobachten noch sehr beschränkt. Er erweitert sich im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung immer mehr, und so auch derjenige der Menschheit als Ganzes im Verlaufe ihres Fortschreitens in der denkenden Beobachtung der Außenwelt. So verändert und erweitert sich im Laufe der Zeit das Weltbild des einzelnen wie das der

Gesamtheit. Die erste Gestaltung dieses Bildes hatte ihre Grundlage in der Begrenzung der Anschauung durch die Kreisform des Horizontes (Gesichtskreises) und in der Halbkugelform des scheinbaren Himmelsgewölbes. In der Befangenheit dieser Vorstellung wurden von prophetischen Führern jene Schriften verfaßt, deren erhabene Sprache sie als Offenbarungen Gottes (oder eines Gottes) erscheinen ließ und deren Ansehen sich bei der Mehrzahl der Menschen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ungeachtet der Erweiterung jener ältesten Weltanschauung durch die Erkenntnis der Kugelgestalt von Sonne und Mond und schließlich auch der Erde bestand der Sprachgebrauch der Zusammenstellung von Himmel und Erde als einer Zweiheit fort, in so wachsenden Widerspruch er auch zu der endlich erfaßten Gestalt der Erde als einer im Weltraum schwebenden Kugel geriet. Allerdings galt nun diese Kugel als der Mittelpunkt, um den sich die Wandelsterne, zu denen auch Sonne und Mond gerechnet wurden, und zu äußerst die Sphäre des Himmels mit den daran für befestigt gehaltenen Fixsternen drehte.

Wie himmelweit verschieden war schon diese Vorstellung von derjenigen der Erde als Kreisfläche und des sich darüber wölbenden Himmels! War es ein Wunder, daß sich die Ansicht von einer bevorzugten Stellung der Erde im Weltall nur noch mehr befestigte, dieser Kugel, um die sich alles drehte? Es war daher auch nicht zu verwundern, daß, als der große Kopernikus jene Würde der Erde auf die Sonne übertrug, beide feindlichen Seiten der damaligen Christenheit, Päpste und Reformatoren, einmütig gegen diese mit der heiligen Schrift im Widerspruche stehende Entdeckung mit Eifer auftraten. In der Folge aber konnte man sich der immer augenscheinlicher werdenden Wahrheit nicht entziehen. Und als endlich die Sonne selbst ihre neue Würde ablegen mußte, weil sie nicht mehr die einzige Sonne war, wie konnte da die überwundene Vorstellung der Bibelverfasser noch aufrecht erhalten werden? Nun, man half sich mit Auslegungen künstlicher Art, man suchte sich zu betten, so gut man konnte; aber bei der bevorzugten Stellung der Erde im Weltall verharrte man starr auf jener Seite, die sich die orthodoxe zu sein rühmt.

Man sieht leicht, hier ist eine unüberbrückbare Kluft eröffnet, die noch heute gähnt. Auf der einen Seite stehen, wie ein nicht genannter Schriftsteller sagt, die in Frömmigkeit Erzogenen und Aufgewachsenen, die sich von keiner Macht der Welt einreden lassen, daß ihre anerzogene Weltanschauung vor der Wissenschaft nicht bestehen könne, die daher vor jener Kluft nicht zurückschrecken und sich durch ihren Glauben gefeit wissen, nicht hineinzustürzen. „Wer aber“, fährt der angedeutete Verfasser fort, „zu der Einsicht gekommen ist, daß die

kirchliche Weltanschauung sich mit der objektiven Naturerkenntnis nicht vereinigen läßt, der beginnt die Wahrheit des Seins auf den Pfaden des Verstandes und der Vernunft zu ergründen, und die Glaubensbrücke stürzt vor ihm zusammen.“ „Die größte Kluft“, schließt unser Verfasser, „welche seit Jahrtausenden die Menschheit im allgemeinen angestarrt hat, ist eine vom menschlichen Geist willkürlich geschaffene; es ist die Kluft zwischen dem Diesseits des Lebens und einem eingebildeten Jenseits. In Wirklichkeit existiert sie nicht. Denn durch keine einzige tatsächliche Wahrnehmung ist das Fortleben nach dem Tode bewiesen. Im Gegenteil lehrt die alltäglichste Erfahrung, daß jedes Naturgeschöpf einmal aufhört, als Individuum zu existieren, und ebenso sicher ist es, daß der Mensch nichts anderes ist als ein Geschöpf der Natur.“ Jedes an Zeit und Raum gebundene Wesen, fügen wir bei, ist endlich. Was einen Anfang genommen hat, muß auch ein Ende nehmen. Man kann nicht auf der einen Seite endlich uud auf der anderen unendlich sein. Die angeblichen Beweise für die Unsterblichkeit (die folgerichtig auch ohne Anfang sein müßte) stützen sich auf einen Vordersatz, der erst bewiesen werden müßte, nämlich auf die Annahme, daß Gott die Eigenschaften eines edelen Menschen, wie Güte und Gerechtigkeit besitze. Ein Geist, der die Welt regiert, muß absolut sein, kann also überhaupt keine „Eigenschaften“ haben. Die Überzeugung von einem Ende des Lebens ohne Fortdauer an einem unbekannten Orte erfordert freilich Mut, erfordert Rechttun ohne selbstsüchtige Hoffnung auf Belohnung und ohne zitternde Furcht vor einer Strafe, was beides rein erdenmenschliche Vorstellungen sind, die für das Ganze des Weltalls keine Geltung haben können. Wer aber ohne Hoffnung und Furcht nicht zufrieden leben kann, der behalte sie ruhig weiter!

Es wäre nun aber töricht, zu glauben, daß die pankosmische Weltanschauung alle Geheimnisse ergründet zu haben meinte. Wäre dies der Fall, so würde jeder Fortschritt aufhören. Wir müssen uns vielmehr bezüglich vieler Fragen bescheiden, zu bekennen: Ignoramus.

Seinerzeit haben wir (VII S. 433) erwähnt, wie Prof. du Bois-Reymond das Ignoramus zum Ignorabimus (wir werden nie wissen) gesteigert hat. Es bezog sich erstens auf die von ihm im Jahre 1880 aufgestellten sieben „Welträtsel“, nämlich 1. das Wesen von Materie und Kraft, 2. den Ursprung der Bewegung, 3. die erste Entstehung des Lebens, 4. die (anscheinend absichtsvoll) zweckmäßige Einrichtung der Natur, 5. das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins, 6. das vernünftige Denken und den Ursprung der damit eng verknüpften Sprache, 7. die Freiheit des Willens. Aber nur auf die Fragen 1, 2 und 5 bezog sich das Futnrum des Nichtwissens. Diese Welträtsel zu lösen, hat Ernst Haeckel 1899 versucht.

Nach seiner Ansicht „werden die drei tranzendenten (über die Sinneswahrnehmung hinausgehenden) Rätsel durch unsere Auffassung der Substanz erledigt; die drei anderen, schwierigen aber lösbaren Probleme (3, 4 und 6) sind durch unsere moderne Entwicklungslehre endgültig gelöst; das siebente Welträtsel, die Willensfreiheit, ist gar kein Objekt kritischer wissenschaftlicher Erklärung, da sie als reines Dogma nur auf Täuschung beruht und in Wirklichkeit gar nicht existiert.“ Diese Behauptungen sind von philosophischer Seite als durchaus unwissenschaftlich bestritten worden, so von Prof. Max Seiling (B. A. Z. 1900 Nr. 58), worauf näher einzugehen die rein kulturhistorische Aufgabe dieses Buches in ungerechtfertigter Weise überschreiten würde. Zudem ist Seiling Dualist (Verfechter der Trennbarkeit von Leib und Seele und also der Unsterblichkeit), wodurch sein Kampf gegen den von Haeckel erneuerten (ursprünglich von K. Fr. Göschel 1832 aufgestellten) Monismus an Unbefangenheit verliert. Eine weitere Besprechung der Welträtsel erscheint übrigens unfruchtbar; denn wie Dr. Hans Kleinpeter (B. A. Z. 1900 Nr. 111) versichert, „hat auch die heutige Naturwissenschaft eine Lösung derselben im Sinne ihres Urhebers nicht gefunden und hofft dies auch nicht“. „Die Probleme selbst aber haben als solche zu existieren aufgehört, da man das Unpassende ihrer Formulierung einsehen lernt“. Die englischen Naturforscher Clifford und Pearson haben sich, jener vor, dieser nach Dubois, über die Unzulässigkeit solcher Fragestellungen ausgesprochen (a. a. O.). In ähnlicher Weise äußert sich auch der deutsche Physiker und Philosoph Ernst Mach, was anzuführen uns ebenfalls von unserem Wege zu weit ablenken würde.

Der Monismus, der sich mit der pankosmischen Weltanschauung vielfach berührt, wenn nicht ganz mit ihr zusammenfällt, hat indessen nicht nur sein Leben weitergefristet, sondern gewinnt täglich mehr Anhang trotz allem Lärm, der gegen ihn von geozentrischer und orthodoxer Seite erhoben wird.

Was der Monismus will, ist in Kürze bereits (VII S. 433) gesagt und bedarf hier keiner Wiederholung. Die Quintessenz ist: er vereinigt den Materialismus und Spiritualismus durch Beseitigung der Kluft zwischen Geist und Materie. Durch seinen theoretischen Realismus schließt er den praktischen Idealismus nicht aus. Ist er auch noch eine Hypothese, so ist er dies nicht in höherem Grade als jedes andere philosophische System, und jedes solche ist einseitig, was der Monismus nicht ist.

Auf der Grundlage dieser Vermeidung aller Einseitigkeit ist am 11. Januar 1906 in Jena unter dem Vorsitze des leider seither zu früh hingeschiedenen Predigers Albert Kalthoff in Bremen der deutsche Monistenbund gegründet worden, ursprünglich die geistige

Schöpfung Ernst Haeckels, der den Ehrenvorsitz, wie sein Gehilfe (Assistent) Dr. G. Schmidt das Schriftführeramt übernahm. Haeckels Weltanschauung, wie sie sich in seinen „Welträtseln" ausgedrückt findet, ist daher auch diejenige des Bundes. Der Naturforscher Haeckel und der Theologe Kalthoff verkörpern so in ihrer Freundschaft die Verbindung exakter Naturwissenschaft und vernünftiger Religion, wie sie als Grundgedanke eines allgemeinen Monistenbundes gedacht ist, der eine feste Burg gegen den Dualismus, den Vater, und die geozentrische Richtung, die Mutter allen Glaubenszwanges, dessen faulste Früchte Ultramontanismus und Orthodoxie sind, werden soll. Es ist natürlich von keinem Glauben oder Dogma die Rede; vielmehr soll das Programm des Bundes in seiner weiten Fassung „für alle individuelleren Anschauungen Raum lassen".

Dieser gute Wille ist sehr zu begrüßen. Aber wird er standhalten? Ist nicht die Gefahr naheliegend, daß die neue Weltanschauung, wenn sie tiefer unter das Volk dringt, das nun einmal durch die Kirchen an feste Glaubensnormen gewöhnt ist und kein selbständiges wissenschaftliches Urteil besitzt, den Charakter einer neuen Orthodoxie annehmen und der Gewissensfreiheit schädlich werden könnte? Die unabhängigen Freidenker fürchten es; die Orthodoxen Roms und Wittenbergs hoffen es mit schadenfrohem Spottlächeln. Ein Jesuit sagte in einem öffentlichen Vortrag: man müsse sehr vieles glauben, um ungläubig zu werden! Jedenfalls ist das „Volk" noch nicht reif für derartige neue Ideen, ja nicht nur das Volk; selbst Gebildete, sogar Gelehrte, deren Fach weder Naturwissenschaft noch Philosophie ist, sind es nicht in genügendem Maße. Es bedarf dazu einer langen Vorbereitung. Volksbibliotheken und Volkshochschulen müssen dazu beitragen; auch von den freieren religiösen Vereinen, den Altkatholiken z. B. und den freidenkenden Protestanten kann, wenn ihre Geistlichen die Zeit und ihre Mahnungen verstehen wollen, sehr viel geschehen, um das Volk allmählich vom Wahn- und Aberglauben zu den leuchtenden Höhen des freien Gedankens zu leiten. Es wäre ja jammerschade, wenn das hohe und herrliche Kleinod der Gewissensfreiheit durch deren eigene bisherigen Kämpfer selbst zu dessen Mißachtung geführt würde! — Diesen Besorgnissen, die so weit gingen, in Haeckel einen neuen Großinquisitor (!) zu wittern, begegnete Dr. Friedr. Siebert, Versammlungsleiter der Ortsgruppe München des Deutschen Monistenbundes, durch eine Erklärung in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1906 Nr. 109), daß dem Bunde jede Dogmenbildung ferne liege und daß er von seinen Mitgliedern nicht nur keine feste Weltanschauung verlange, sondern nicht einmal den Austritt aus ihren bisherigen Konfessionen. Haeckel hoffe, daß bald breite Kreise aufgeklärter, verschiedener, aber verwandter Richtungen

des vernünftigen Denkens und des sittlichen Wollens sich unter seinem weltumfassenden Einheitsprogramm zusammenfinden. Daß Gegner der freien Forschung nicht in den Bund gehören, ist doch selbstverständlich, und sie würden es selbst nicht wollen. So festigt sich die Zuversicht einer besseren, freieren Zukunft des denkenden Menschengeschlechtes.

Die pankosmische Weltanschauung ordnet sich keinem besondern philosophischen System unter, am wenigsten einem solchen, das einen Gegensatz hat. Ist ja selbst das geozentrische System nicht ihr Gegensatz, sondern eine grundlose und daher überwundene Teilvorstellung, die für das große Weltall kein Verständnis hatte. Dieses ist für die pankosmische Weltanschauung ein unermeßlich großes Ganzes, das für eine Zweiteilung in Stoff und Geist keine Handhabe darbietet, daher der Dualismus als Gegensatz des Monismus keinen Boden hat, weil er nur auf willkürlicher Behauptung beruht. Im übrigen verbindet der Monismus die Gegensätze. Er ist weder Spiritualismus noch Materialismus; er anerkennt den Realismus der Welt, wie sie wirklich ist, und den Idealismus des Strebens nach ihrer schrankenlosen Vervollkommnung. Er will weder Determinismus, noch dessen Gegensatz sein, indem weder für eine unbedingte Freiheit, noch für eine unbedingte Unfreiheit des Willens hinlängliche Beweise vorhanden sind, vielmehr die Wahrheit in der Mitte liegen dürfte, ohne daß die Grenzen der Freiheit klar zu erkennen wären. Die von der Orthodoxie verfochtene völlige Freiheit des Willens führt uns zu einer Knechtschaft des Menschen, dem jede Handlung, weil Ausfluß „freien Willens“ (wenn mißbeliebig), als Sünde angerechnet und dies- wie jenseits lieblos bestraft wird. Das nämliche ist der Fall mit dem Optimismus und Pessimismus. Gut und schlecht sind relative Begriffe, die nach Zeit und Ort wechseln und keine Verallgemeinerung vertragen. Töten soll der Mensch nicht; aber der Henker und der Soldat sollen es und der Duellant wird zart behandelt. Stehlen soll der Mensch nicht; die Staatslotterien, die Spielbanken und die Börse dürfen es. Fastenbruch und Unglauben sind dem Orthodoxen Sünde. Der Gegner dieser Richtung kennt beides nicht als Vergehen. Lust und Unlust abzuwägen, ist ein Rechnungsfehler, da die Grenze beider individuell ist. Es muß dahin kommen, daß als gut anerkannt wird, was glücklich, und als schlecht, was unglücklich macht, und zwar auf beiden Seiten.

Damit ist unsere Weltanschauung in Kürze gekennzeichnet und gewissermaßen diesem Buche, das die Kultur der Gegenwart zu schildern unternimmt, auf die Stirne geschrieben, und wir haben uns nun der Erde zuzuwenden. Die Erde ist nun, wenigstens für die Denkenden, nicht mehr wie in alten Zeiten die Welt; aber ihre Vorstellung als solche wirkt im Sprachgebrauche immer noch nach und

verbannt die Zusammensetzung der zu behandelnden Gegenstände mit dem Worte „Erde" teils des Wohlklanges wegen, teils weil mit dieser Zusammensetzung etwas anderes als das Gemeinte verstanden würde. So bezeichnet z. B. „Erdgeschichte" die Geschichte der unbelebten Erde, so daß für die Geschichte der Erdenmenschheit nur die Bezeichnung „Weltgeschichte" (oder „allgemeine Geschichte") bleibt. Und die Erde ist ja, wenn auch nicht die Welt, doch eine Welt, was in gehobener Sprache sogar auf Begriffe geringern Umfangs angewandt wird, wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden.

2. Welthandel und Weltverkehr.

Unsere Erde scheint sich in einen Mittelzustande zu befinden, nämlich in demjenigen zwischen völliger Überflutung und demjenigen völliger Austrocknung. Es sind dies die äußersten Zustände der Verteilung von Wasser und Land, die den Weltkörpern beschieden sind. Wie man Grund zu glauben hat, ist der größte Planet unseres Sonnensystems, Jupiter, noch völlig (oder nahezu) überflutet, während unser getreuer Trabant, der Mond, vollständig ausgetrocknet ist. Unser Nachbar, der Mars, ist viel weiter von der Überflutung entfernt als die Erde; auf ihm überwiegt bereits das Land, bei uns aber noch das Meer. Dieser Mittelzustand dauert jedenfalls unendlich lange Zeit; wenigstens hat sich auf der Erde, soweit wir ihre Geschichte als Menschenwohnsitz kennen, das Verhältnis zwischen Meer und Land nicht wesentlich verändert, so ungemein weit es auch in Urzeiten vom jetzigen Zustande verschieden war.

Für die hier zu behandelnde kleine Zeitspanne ist aber ungeachtet ihrer Kürze dieser Zustand von schwererwiegender Bedeutung geworden als für irgend einen vergangenen Zeitraum. Denn nie zuvor hat das jetzt noch überall im Zusammenhange stehende, die Festländer trennende und in zahllose Inseln und Halbinseln zerreißende Meer sich in so hohem Grade wie jetzt als Beförderungsmittel des Handels und Verkehrs erwiesen. Das Meer, dieses herrliche, aber scheinheilige und zu Zeiten fürchterliche Ungetüm, das den Schiffer auf die verführerische blaue Fläche lockt, um ihn zu verschlingen, hat zu allen Zeiten die Bewunderung und das Staunen der Menschen hervorgerufen, und das um so mehr, als ungezählte Millionen, die tief im Lande leben, es noch nie erblickt haben und daher die Zahl der es zum erstenmal Sehenden nie erschöpft werden kann.

Das Meer befreit, bildet und bereichert die Menschheit. Je weiter dieser Vorgang sich entwickelt, um so größer wird der für die Kultur einflußreiche Teil des Weltmeeres. In vier Jahrhunderten

hat er sich von den 47 000 Quadratmeilen des Mittelmeers zu den anderthalb Millionen des Atlantischen und den dreiundeindrittel Millionen des Großen (oder Stillen) Ozeans erweitert. Vermöge dieser Ausdehnung des thalassischen zum ozeanischen Gesichtskreise hat sich in neuester Zeit die Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft erweitert, die in dem Anwachsen des Welthandels und Weltverkehrs die Spitze bildet und für das Erdganze das darstellt, was der Blutumlauf im menschlichen Körper bedeutet. Auf dem Meere gehen jetzt Beförderungen von Waren und Menschen ungleich schneller vonstatten als zwischen weniger entlegenen Plätzen des Festlandes, und die dazu erforderliche Zeit verringert sich von Jahr zu Jahr. Zudem ist der Seeweg wegen der Größe seiner Fahrwege ungleich billiger als der Landweg. Man berechnet seine Fracht auf ein Zehntel derjenigen auf der Eisenbahn. Mit der Zunahme des Gebrauches der Dampfkraft ist zwar die Geschwindigkeit der Beförderung ungemein gestiegen; da aber die Segelschiffahrt, die der Heizung und der Räume für Maschinen nicht bedarf, ungleich billiger ist, hat sie sich in letzter Zeit erfolgreich bemüht, die Dampfschiffahrt durch Vergrößerung des Betriebes mittels Verbesserung des Schiffbaues durch Verwendung von Eisen, soweit möglich, einzuholen; die Schnelligkeit hat sich seitdem ebenso vergrößert wie die Kostbilligkeit verringert.

Den Weltverkehr zu heben, strebt neben dem Dampfer und Schnellsegler als zweite Säule des Herakles an der Pforte des Weltmeeres das unterseeische Kabel, das die Elektrizität zur Schwester der Dampfkraft macht. Jetzt umkreist das Kabel das ganze Erdrund in einer Länge von beinahe einer halben Million Kilometer, die einen Wert von 5 Millionen Mark darstellt, — nicht eines allein jedoch; die eifersüchtigen Nationen schaffen sich ihre eigenen Riesendrähte, um unabhängig voneinander ihre weltwirtschaftlichen Ziele zu verfolgen. Auch Deutschland hat seit Beginn des 20. Jahrhunderts seinen eigenen Strang, der es über Nordamerika mit Ostasien verknüpft. Es gibt keine Entfernung mehr; der elektrische Funke umschwirrt den Erdball in Bruchteilen von Sekunden (Gottfr. Zöpfl, B. A. Z. 1906 Nr. 234 ff.). In 35 Minuten kann eine Antwort aus Indien zu uns gelangen. Die zur Verzinsung der angelegten Gelder notwendigen hohen Gebühren (nach Nordamerika das Wort zu einer, nach Afrika sogar zu zehn Mark) hat die Findigkeit der Handelswelt in geistvoller Weise durch die telegraphischen Wörterbücher (Codes) so herabgesetzt, daß mit einem Wort davon bis auf 28 ausgedrückt werden können. Doch wird dieser Vorteil wieder täuschend, wenn man weiß, daß die Kabelgesellschaften mehrfach die Stützpunkte dieser Verkehrsart auf Inseln (z. B. Malta) auf Jahrzehnte hinaus gepachtet und so für Fremde gesperrt haben!

Der Menschengeist ist aber unerschöpflich, und schon hat die Luft begonnen, dem Wasser den Rang abzulaufen. Man könnte an Wunder glauben, wenn man den Röntgenschen Strahlen und dem Radium die drahtlose Fernmeldung (jetzt Funkentelegraphie genannt) auf dem Fuße nachfolgen sieht! Noch steht diese dämonische Erfindung in ihren Anfängen; aber bereits erhalten die Dampfer der „Hapag" täglich ihre Funkenzeitung, Schiffe in Not können durch diese Einrichtung Hilfe anrufen, und schon hat sie neben dem Lichte auch den Schall in Anspruch genommen; die Funkentelephonie ist in die Reihe der fast unbegreiflichen Geistesblitze unserer Zeit getreten. Sie wird noch ohne Kabel durch das Meer dringen können. Auch die Überfliegung des Ozeans durch das lenkbare Luftschiff ist kein Traum mehr; die Grundlagen dazu sind vorhanden und wir werden darauf zurückkommen.

Indessen dient natürlich nicht nur das Meer, sondern auch das Land dem Welthandel und Weltverkehre. Es besteht bekanntlich aus zwei großen Festländern (Kontinenten), einem kleinen, der beinahe Inselcharakter hat (Australien) und zahllosen Inseln von verschiedenster Größe. Sehr abweichend voneinander sind die Festländer bezüglich ihres Wertes für die Weltwirtschaft. Nur unbedeutend ist der Überlandverkehr in Europa, dieser aus vielen kleineren Halbinseln bestehenden Halbinsel Asiens, deren Landwege (Eisenbahnen, Flüsse und Kanäle) eigentlich nur Verbindungen zwischen Meeresteilen bilden. Wichtiger wird eine Rhein-Donau-Wasserstraße werden können.

Große Schwierigkeiten für den Landverkehr bieten Asien und Afrika, geringere Amerika. Die meerfernsten Teile sind von der Küste entlegen:

in Europa und Australien 1500—1700 km,
in Nord- und Südamerika 2300—2500 „
in Asien und Afrika . . 3600—3900 „

In Westeuropa (ohne Rußland) sinkt die Meeresferne sogar auf nur 250 km.

Eine weltwirtschaftliche Bedeutung hat der Überlandverkehr bis jetzt nur auf den nordamerikanischen Pazifikbahnen, dank der Schwierigkeit und Langwierigkeit einer Umschiffung der Südspitze Amerikas. Auch er wird also nach einer Durchstechung der Landenge von Panama dahinschwinden. Mit Besorgnis sehen dieser Überflügelung die fünf Unions- und zwei kanadischen zwischenozeanischen Bahnen entgegen. Der riesenhafte Entwurf einer amerikanischen Nord-Südbahn (New York—Buenos Aires) ist ebensowenig von weltwirtschaftlicher Bedeutung wie die gleichriesige sibirische Ost-Westbahn. Auch die ewig unfertige südamerikanische Pazifikbahn (Buenos Aires—Valparaiso) wird bei der Nähe der Magelhaensstraße als Weltbahn nicht auf-

kommen. Selbst die beabsichtigte riesige afrikanische Nord-Südbahn (Kairo—Kapstadt) kann neben dem beidseitigen parallelen und verhältnismäßig nahen Seeweg keine weltwirtschaftliche Rolle spielen. — Für den Näheverkehr aber sind diese Titanenschienenwege allerdings von großem Werte.

Durch die Eisenbahnen und die Wasserstraßen sind die Landstraßen zu bloß örtlicher Verbindung herabgesunken, können aber dennoch dem Weltverkehre Dienste leisten, wo jene beiden Hauptverkehrswege fehlen oder, was noch der Zukunft angehört, wo das emporstrebende Automobil auf weiteren Strecken Lasten zu befördern im Falle sein wird.

Die Überland-Telegraphenlinien können den Weltkabeln keinen Wettbewerb bereiten; auf weiten Strecken durch unzivilisierte Länder sind sie überdies vor Unterbrechungen nicht sicher. Dennoch sind, wohl im Hinblick auf bessere Einsicht der Bevölkerung, große Linien durch Asien gebaut und durch Afrika im Plane. In Europa und Nordamerika ist ihr Wert im Innern unschätzbar.

Eine große Zukunft hat besonders für Deutschland, eine Bahnverbindung der alten Welt. Es ist die Linie Hamburg—Berlin—Wien—Konstantinopel—Bagdad—Basra, die imstande sein wird, dem Seeweg über Suez nach Indien die Hälfte des Verkehrs abzunehmen.

Zöpfl schreibt den Sieg Englands in Südafrika und die Niederlage Rußlands in Ostasien dem Vorteil des Seeweges vor dem Landwege zu und meint, die Erfolge wären umgekehrt gewesen, wenn Rußland einen See- und England einen Landweg zur Verfügung gehabt hätte. Wer weiß? Die Moral der Sache ist die, daß ein Volk oder Staatswesen seine Rechte am besten durch eine starke Flotte schützt, die auch die beste Gewähr künftigen Weltfriedens bietet. So ist es denn erfreulich und tröstlich, in Max Georg Schmidts „Geschichte des Welthandels“ (S. 119) zu lesen, daß Deutschland in der Schnelligkeit der Dampfer des Bremer Lloyd und der Hapag sowohl als in der Größe der neuen Schnellsegler aus Hamburg und Bremerhafen den „Weltrekord“ erreicht hat. Der Segler „Preußen“ faßt eine Ladung, zu deren Fortschaffung auf dem Lande 25 Güterzüge, jeder mit 31 Wagen, erforderlich wären. Auch im Handel hat Deutschland (ebenda S. 133) „verhältnismäßig die großartigste Entwicklung aufzuweisen“, wovon das Hauptverdienst den Großkaufleuten von Hamburg und Bremen zukommt, namentlich durch ihre Tätigkeit im Schiffbau auf den Riesenwerften an der Ost- und Nordsee. Ein- und Ausfuhr im Deutschen Reiche haben sich im letzten Vierteljahrhundert (1879—1904) auf das Doppelte (von 6 auf 12 Milliarden Mark) gesteigert, wovon auf das letzte Jahrzehnt allein ein Zuwachs von fast fünf Milliarden fällt, — worin die übrigen Handelsmächte

zurückstehen. Bezüglich aller Einzelheiten verweisen wir auf genanntes Buch.

Der Welthandel ist ein Tauschhandel; er ist also auf der ältesten Art des Handels stehen geblieben und hat sich nur in der Güte der Beförderungsmittel und im Umfange der Ein- und Ausfuhr emporgerungen. Jedes Volk und Land führt aus, was es erzeugt und tauscht dafür ein, was andere erzeugen, was ihm selbst aber fehlt. So werden die Völker voneinander abhängig. Die Einfuhr der europäischen Staaten besteht vorzugsweise in den Naturerzeugnissen der Kolonien und anderer überseeischer Länder wie Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Baumwolle, Wolle, Seide, Petroleum usw., ihre Ausfuhr in Erzeugnissen ihres Gewerbefleißes wie Werkzeuge, Maschinen, Kleidungsstücke usw. So werden den Völkern aller Erdteile, infolge ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, alle Fortschritte in der Kultur, alle sozialen Kämpfe und Leiden, alle politischen Bewegungen im Krieg und Frieden, alle wirtschaftlichen Aufschwünge und Niedergänge immer mehr zu gemeinsamen Angelegenheiten, wovon ein vorzügliches Werk: Paul Dehns „Weltwirtschaftliche Neubildungen" eingehend handelt. — Die Weltgeschichte ist Zeugin dafür, wie die Völker in immer weitere Kreise zusammentraten, wie die großen Reiche Vorderasiens nebst Ägypten aus Kleinstaaten zusammenwuchsen, dann im persischen Reiche, später dieses und die Balkanhalbinsel im Reiche Alexanders des Großen, weiter dieses und ganz Süd- und Westeuropa nebst Nordafrika im römischen Reiche vereinigt wurden, wie aus den islamischen Ländern das Kalifenreich, aus den west- und nordeuropäischen (christlichen) Ländern das Weltreich des Papstes und dem Namen nach des Kaisers zusammenwuchs. Sind auch diese Weltreiche wieder nach Nationen auseinandergefallen, so haben sich diese nebst ihren Kolonien und den alten Reichen Ostasiens neuerdings unbeabsichtigt zu einem Kultur- und Wirtschaftsweltbunde zusammengefunden, der nun auch in Post-, Verkehrs- und geistigen Eigentums-Angelegenheiten weltreichähnliche Verbände gezeitigt hat.

Die Einheit jedoch, die in der Weltwirtschaft die Völker verbindet, ist in arger Weise gestört durch den heftigen Streit zwischen Freihandel und Schutzzöllen. Der Freihandel ist ein Ideal, das allein der Idee einer wirtschaftlichen Friedenseinigung der Völker entspricht. Ihm gegenüber steht der Zoll auf alle ein- und ausgeführten Waren und Güter, der allerdings den Staaten eine willkommene Einnahme verschafft, die sogar oft oder meist den größten Teil der Staatsausgaben deckt. Aber er ist auch ein Störenfried, ein Anlaß zu gehässigem Streit zwischen den Völkern, zu Quälereien gegen einzelne derselben und gegenüber dem Volke der Grenzgegenden eine Verlockung zu Betrügereien, aus denen häufig Gewalttätigkeiten hervor-

gehen, die bis zu Mord und Totschlag führen. Ja er verwirrt die sittlichen Begriffe so sehr, daß bei den anständigsten Reisenden der Schmuggel als ein erlaubtes Treiben gilt und von allen Nichtzollbeamten beifällig beurteilt und gern unterstützt wird. Wäre ich ein Maler mit allegorischer Richtung, so würde ich den Freihandel als einen schönen Jüngling mit der Friedenspalme in der Hand, den Schutzzoll aber als wilden Zulukaffer mit drohend geschwungenem Assagai darstellen. Der Schutzzoll ist aber um die letzte Jahrhundertwende so sehr zur Herrschaft gelangt, daß seine Anhänger sich nicht entblödeten, die Freunde des Freihandels und damit auch des mit diesem zusammenfallenden Freisinns oder Liberalismus als Anhänger überwundener Standpunkte zu bespötteln. Der Freihandel geht Hand in Hand mit Fortschritt und Aufklärung, während der Schutzzoll ein Schoßkind der dunkelsten Reaktion ist. Daher sind die mit weitestem Gesichtskreis begabten Träger des Welthandels und Weltverkehrs Freihändler und dagegen die an der Scholle klebenden, nicht über ihre engere Heimstätte hinaussehenden Landjunker (Agrarier) und die ihnen dienenden unwissenden Bauern Schutzzöllner.

Der Freihandel ist aber keineswegs bloßes Parteischlagwort; er liegt, wie der berühmte Volkswirtschafter Lujo Brentano (B. A. Z. 1900 Nr. 254 f.) dargelegt hat, sondern liegt im wohlverstandenen Gesamtinteresse, weil er alle Bedürfnisse billiger macht und das allgemeine sittliche Gefühl hebt. Dies näher zu begründen, müssen wir den freidenkenden Volkswirtschaftern überlassen. Wie Paul Dehn sagt, kann „die tatsächliche Entwicklung der Weltwirtschaft auf schutzzöllnerischer Grundlage nicht als befriedigend angesehen werden, weil sie die richtigen und natürlichen Voraussetzungen einer internationalen Arbeitsteilung über den Haufen wirft. Auf Grund der Schutzzölle kann und will ein jeder Staat seine Industrie nach allen Richtungen hin entwickeln; aber er wird dabei häufig teuer und schlecht fahren.“

Die schutzzöllnerische Entwicklung hat denn auch die häßliche Erscheinung der Zollkriege erzeugt, „die zwar unblutig zu verlaufen pflegen, aber dem wirtschaftlichen Leben der beteiligten Staaten und Völker empfindliche Wunden schlagen“ (Dehn). Der Zollkrieg besteht in einer fortdauernden Erhöhung der Zölle und damit in einer Abschließung derjenigen Erzeugnisse, die den eigenen Wettbewerb verursachen. Beide Beteiligten erleiden nur Schaden; auf eine Entschädigung hat keiner zu hoffen, und eines Sieges kann sich keiner erfreuen; nur die Nichtbeteiligten haben einen Vorteil davon (tertius gaudet!). Die Zollkriege sind hartnäckig andauernd und sehen, aller Hoffnung auf baldiges Ende spottend, unter steigender Verbitterung Jahre vergehen. Die Zeit, die wir hier behandeln, war reich an solchen Vorgängen (s. Dehn a. a. O. S. 16—27). Auch ist die

Ausartung eines Zollkrieges in einen Waffenkrieg nicht ganz ausgeschlossen. Daher ist die Eröffnung eines solchen ein durchaus törichtes Unterfangen!

Noch gehässiger und gefährlicher als die Zollkriege sind die Verrufserklärungen (Boykottierungen) einzelner Staaten gegen andere, darin bestehend, daß ein Land aus irgend einem Grunde, in dem es eine Beleidigung erblickt, die Einfuhr aller Erzeugnisse des anderen Landes sperrt, was in der letzten Zeit mehrmals versucht, aber nicht ernstlich vollzogen und bald wieder aufgegeben wurde. Die Zeiten der großen Handelssperre Napoleons gegen England sind längst vorbei!

Ein großer wirtschaftlicher Übelstand ist die Erklärung eines Staatsbankerotts. Die Ursache eines solchen liegt in der Überwucherung des Staatsvermögens durch die Staatsschulden. Diese sind in Europa im 19. Jahrhundert von 25 auf 110 Milliarden Mark gestiegen. Solche Katastrophen drohten am Ende des Jahrhunderts Griechenland, Portugal, Venezuela und Argentinien, wurden aber mit Ach und Krach durch hochverzinsliche Anleihen abgewandt. Schwerer war es, der abgewirtschafteten Türkei und ihrem verschuldeten Vasallenstaate Ägypten zu helfen, was durch eine europäische Vormundschaft, dort durch die Großmächte insgesamt, hier durch tatsächlichen Übergang der Regierung an England mit Erfolg geschah. Der passive Widerstand der Türkei wird, wie zu hoffen, einmal durch völligen Übergang der Reichsleitung in europäische Hände ein Ende nehmen. Unter einen Ausschuß der Mächte mußten nach dem türkisch-griechischen Kriege 1898 auch die griechischen Finanzen gestellt werden, die stets unter der stiefmütterlichen Behandlung dieses klassischen Landes durch die „christlichen" Mächte litten.

Als Erprobung dessen, was die Tätigkeit des Welthandels und Weltverkehrs bewirkt hat, darf der Gewerbefleiß der Kulturvölker betrachtet werden. Dieser aber feiert seine Feste und bezeugt seine Fortschritte seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die Weltausstellungen (VII S. 565 f.), in denen neben den Gewerben auch die Kunst ihre Leistungen darbietet. In unserm Zeitraum war die erste Veranstaltung dieser Art die Weltausstellung in Brüssel 1897, die zwar alle früheren an Raumausdehnung übertraf, da sie 132 Hektar bedeckte, jedoch an Zahl der Aussteller (12 000) hinter Chicago (70 000) weit zurückblieb. Auf höhere Zahlen erhob sich die fünfte Weltausstellung in Paris 1900, die mit 222 Hektaren und 60 000 Ausstellern ihre Vorgängerinnen am gleichen Orte weit hinter sich ließ und gewürdigt wurde, in dem das 19. Jahrhundert schildernden Werke von Hans Krämer für sich allein einen (vierten) Band einzunehmen. Die erste Weltausstellung des 20. Jahrhunderts

in St. Louis (1904) überragte mit 500 Hektaren und 75 000 Ausstellern alles bisher in dieser Richtung Geleistete; nur die Zahl der Besucher blieb mit 19 Milliarden hinter Paris (48 Milliarden) weit zurück. Die Zahl anderer auf Länder oder Fächer beschränkten Ausstellungen ist Legion und kann fast unmöglich übersehen werden.

Die Weltausstellungen nehmen an Reichtum des Dargebotenen, an Glanz und Pracht der Veranstaltungen und an Zudrang der Völker in so hohem Grade zu, daß man sich fragen muß, ob sie künftig überhaupt noch möglich sein oder sich nicht vielmehr in Ausstellungen einzelner Richtungen gewerblicher und künstlerischer Tätigkeit zersplittern werden.

3. Weltpolitik.

„Alles fließt“, sagten die alten griechischen Philosophen, und das ist nicht nur heute noch, sondern wird heute immer mehr zur Wahrheit. Sehen wir uns in Gedanken rings um unsere Erdkugel um, so finden wir alles in steter Bewegung. Völker stoßen auf Völker mit dem innigsten Wunsche, sich auf deren Kosten zu vergrößern und ihre Macht zu stärken, wenn auch oft oder meist nur im Geiste. Doch bedarf es nur eines Stoßes, um den Ball ins Rollen zu bringen. Was ist schon alles im Laufe des 19. Jahrhunderts an politischen Veränderungen vorgefallen! Napoleons Riesenreich zertrümmert, Spaniens koloniales Weltreich durch Abfall und Kriege vernichtet, die Union Nordamerikas auf das Doppelte vergrößert, die europäische Türkei um die Hälfte verkleinert, Afrika bis auf zwei kleine äußerste Striche (Habesch und Marokko) unter die Europäer verteilt, Italien und Deutschland geeinigt, Japan ein Ableger europäischer Kultur, Australien ein Bundesstaat geworden. Noch größer wird aber das Staunen, wenn wir überhaupt darauf geachtet haben, wie ungeheuer die politischen Gesichtspunkte sich allein in dem ersten Lustrum (halben Jahrzehnt) unseres zwanzigsten Jahrhunderts erweitert haben. Im Januar 1901 sah ein Wiener Politiker (B. A. Z. Nr. 10 und 11) als die stärksten Mächte des neuen Jahrhunderts Rußland und die Vereinigten Staaten an. Nur fünf kurze Jahre, und das Zarenreich ist von dem damals wenig beachteten Japan niedergeworfen, und im Innern von revolutionären Stürmen zerrissen. Damals erblickte man in Mitteleuropa die östliche Gefahr für dieses in Rußland; jetzt ist sie um ein Viertel des Erdumfangs nach Osten gerückt, und man nennt sie die gelbe Gefahr! An die Stelle der weißen (genauer slawischen) Gefahr einerseits für Mittel- und Westeuropa, anderseits für China und Asien überhaupt ist eine gelbe für ganz Europa getreten!

Den ersten Anlaß zur Witterung einer „gelben Gefahr“ boten die Auswanderungen der Chinesen, obwohl diese im Verhältnis zur Bevölkerung des „Reiches der Mitte“, verglichen z. B. mit der Auswanderung aus Europa nach Amerika, gering erscheinen. China zählt 425 Millionen Einwohner, von denen, nach Zählung von 1901, 2765000 nach anderen ostasiatischen Ländern und 333000 nach fremden Erdteilen mit Ausnahme Europas übersiedelt sind, im ganzen also etwas über drei Millionen, der 140. Teil der Bevölkerung des Mutterlandes; sie alle stammen zudem aus dessen südöstlichem Teil, die Auswanderung geht schon seit 1860 vor sich (d. h. erlaubterweise, verboten schon früher), ist in der Regel nur eine solche auf gewisse Zeit und beschränkt sich mit wenig Ausnahmen auf Männer. Sie sind Arbeiter und haben niemals Miene gemacht, sich um die politischen Angelegenheiten der Länder, nach denen sie zogen, zu bekümmern. Desto mehr trachten sie nach wirtschaftlichem Einfluß und beherrschen bereits in Hinterindien, wo sie am zahlreichsten sind, den Handel und Verkehr. Ängstlich bewahren sie ihre einheimischen Sitten und Gebräuche und schließen sich für sich ab. In Ländern mit weißer Bevölkerung, wie Amerika und Australien, sind sie verhaßt und werden als eine Gefahr betrachtet, so daß heftige Bewegungen gegen sie unter den Weißen ausbrachen, besonders weil sie durch ihre geringeren Ansprüche den weißen Arbeitern Abbruch taten. Seit 1882 wurde ihre Einwanderung in die Union verboten, aber trotz wiederholter Bestätigung fruchtlos; denn man will es mit dem Reiche der Mitte nicht verderben. Ein wirtschaftlicher Einfluß der Chinesen in der Union ist bisher nicht gelungen. In den britischen Kolonien Kanada und Australien wurden keine Verbote, wohl aber Beschränkungen der chinesischen Einwanderung erlassen.

Seitdem die Chinesen, verzuglich aus Anlaß des Baues der sibirischen Bahn, auf russischem Gebiete erschienen, hat man 1901, auf die Gefahr einer Überflutung auch Europas mit Chinesen hingewiesen (in der unter japanischem Einflusse stehenden, in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Ostasien“). Der Chinareisende Prof. von Richthofen wies ebenfalls auf diese Gefahr hin; Paul Dehn, dem wir hier folgen, bestreitet sie.

Der chinesischen Auswanderung hat sich seit 1890 auch eine japanische zugesellt. Die Bevölkerung des Inselreiches betrug am Ende des Jahrhunderts 44,3 Millionen, und ihr Zuwachs in den nächsten dreißig Jahren wird auf 10 Millionen geschätzt. Ihre von der Regierung des Mikado begünstigte Auswanderung richtete sich zuerst nach China, der Mandschurei und Korea, worauf Japan Ansprüche stützte, „die zum Kriege führten“. In Nordamerika haben sich die Japaner 1890 bis 1900 schon von 20000 auf 86000 ver-

mehrt, und zwar lebte „ein Drittel in Kalifornien und zwei auf Hawai“. Die japanischen Einwanderer schließen sich weniger ab als die Chinesen, sind zwar ebenso genügsam, „aber tatkräftiger, intelligenter und skrupelloser“. Seit 1904 drängen die weißen Arbeiter auf Fernhaltung der Japaner hin, finden aber bei der Regierung in Washington, die Streit mit Japan fürchtet, noch wenig Gehör, obschon die der Union gehörenden Inseln, Hawai und die Philippinen, von Japanern immer mehr überschwemmt werden. Das Bestehen von Absichten Japans auf die ihm nahe gelegenen Philippinen ist lange schon kein Geheimnis mehr. — In Britisch-Kolumbien werden die Japaner (bereits 48 000 stark) ebenfalls lästig, und seit dem Kriege wird stärkeres Anwachsen befürchtet. Das nämliche ist in Australien der Fall, wo man ernstliche, selbst politische Befürchtungen hegt. In beiden Kolonien wurden scharfe Beschränkungen dieses Übels getroffen; aber in Kanada hob die Regierung sie auf, in Australien milderte sie sie. Denn das siegesstolz gewordene Japan zeigte sich sehr empfindlich und verlangte Gegenrecht für die Zulassung der Europäer in seinem Lande!

Aus diesen Verhältnissen hat sich zwischen den Angelsachsen der Neuen Welt und den großen Reichen Ostasiens ein vorläufig unlösbarer Zwiespalt ergeben, auf dessen Ausgang wir gespannt sein dürfen.

Europa ist bis jetzt vor einem Andrange der Angehörigen beider ostasiatischen Reiche verschont geblieben.

Fragt es sich nun, woher die „gelbe Gefahr“ zu befürchten ist, so können wir von vornherein China aus dem Spiele lassen. Das Reich der Mitte ist altersschwach, träge, unkriegerisch und aus sich selbst zu Reformen unfähig. H. von Samson-Himmelstjerna setzt in seinem Buche „Die gelbe Gefahr“ jener in Europa allgemein als wahr geltenden Einschätzung Chinas ein Bild entgegen, welches diesem Reiche alle Tugenden zuspricht, die uns Abendländern fehlen, und erblickt in diesen Vorzügen den Hauptpunkt der „gelben Gefahr“, hinter dem die Gefahren des Wettbewerbes in Gewerben und Handel und des Rassenhasses zurückstehen müssen. Er findet aber, daß nicht nur das Abendland einer „gelben“, sondern auch das „bestverleumdete“ China einer „weißen Gefahr“ gegenüberstehe. Diese nicht ganz klargelegten Behauptungen bringen uns aber nicht weiter in der Forschung, woher die gelbe Gefahr uns drohe.

China hat den Vorzug vor Europa, daß es vermöge einer altbewährten und wohldurchdachten Landwirtschaft sich selbst ernährt und keiner Einfuhr von Lebensmitteln notwendig bedarf, und daß es den Landbau so hoch ehrt, wie bei uns unbekannt ist, sowie daß es ein altbewährtes Moralsystem besitzt, vermöge dessen ihm jeder Glaubenshaß fremd ist, wovon in Europa trotz dem Christentum das gerade Gegenteil herrscht. Das ist die Stärke Chinas, die es bewahrt hat,

dem Schicksal Assyriens und Ägyptens, Mexikos und Perus zu verfallen. Das Volk der Chinesen ist bei aller Armut glücklich und zufrieden; es kennt keine Sozialdemokratie. — An ihre Stelle tritt die Fürsorge der Familiengenossenschaften, und für jenes Reich ist die soziale Frage gelöst.

Daß China in Wissenschaft und Technik, in Kunst und Literatur zurückgeblieben ist und sich noch an den geistigen Schätzen seines Altertums nährt, ist eine andere Frage; aber es bedarf nur eines Führers, um das Versäumte nachzuholen. Und — dieser Führer ist da! —

Nicht die Europäer sind die Führer des Reiches der Mitte geworden; sie haben sich diese Würde selbst verscherzt durch die Gewalttätigkeiten, deren sie sich in jenem Reiche seit dem ruchlosen Opiumkriege schuldig machten, und durch anderweitiges anmaßendes und ränkevolles Auftreten. Die prunkvolle sogenannte Weltarmee, die dort nach dem Boxeraufstand Ordnung schaffen sollte, hat dem Ansehen der „weißen Teufel“ geradezu den Garaus gemacht. Die Chinesen haben sich auf ihr Vaterland besonnen, es ist ein kriegerischer Geist in sie eingezogen, ihr Heer ist in Neubildung begriffen, ein Gefühl der Rache ist im Wachsen, und der Führer des Reichs ist sein früherer und Rußlands neuester Besieger, — Japan. Mittelbar sind also doch die Europäer, von denen Japan die neuere Kriegskunst lernte, die Lehrer, und gegen sie drohen sich die Waffen ihrer mittelbaren Zöglinge zu erheben. Die chinesischen Offiziere lernen in der Kriegsschule von Tokio, die japanischen Offiziere gehen in Masse als Instruktoren nach China. — Japaner sind die Lehrer in den neu errichteten chinesischen Kriegsschulen. Das nämliche geschieht zur See; China läßt seine Flotte durch japanische Kapitäne erneuern. Doch, noch ein europäischer Staat wird neben den Japanern als Lehrer beigezogen, — Deutschland. Chinesische Jünglinge reisen dahin, Strategie und Taktik zu lernen, und deutsche Offiziere lehren auch in China. Ein neues Heer und eine neue Flotte sind seit 1905, dem Jahre des russisch-japanischen Krieges, im Werke. Die ungeheure Bevölkerung kann auch ein ungeheures Heer zu Land und zur See liefern. Das Volk ist kräftig, anstellig und anspruchlos, also ein äußerst brauchbares Kriegsmaterial (Dehn, Weltpolit. Neubild. S. 244 ff.).

Nach dem chinesisch-japanischen Kriege von 1895 ist dem anfänglichen Haß eine Versöhnung und sogar Freundschaft gefolgt, an deren Befestigung die Japaner rastlos arbeiten. Nur mit Widerstreben beteiligte sich Japan an dem europäischen Feldzuge von 1900, um seinen Einfluß in China zu wahren. Prinz Konoye gründete 1899 in Tokio den „ostasiatischen Kulturbund“, um beide Völker sich näher zu bringen, in den als dritter im Bunde Korea eingetreten ist. In China wurden von dem Bunde Schulen gegründet, in denen japanische

Kultur gelehrt wird. Ein Japaner wurde Beirat des chinesischen Unterrichtsministeriums, und seiner Landsleute eine Menge wirken als Lehrer in China. Ins Unendliche geht diese „Japanisierung“ des großen Nachbarreiches (näheres bei Paul Dehn, Weltpolitische Neubildungen, Berlin 1905).

Daß diese Erscheinungen auch eine Spitze gegen Europa haben, ist wohl nicht zweifelhaft. Ob sie aber auf einen Angriff gegen das Abendland hinzielen? Ob den blutigen Horden Attilas, Dschingischans und Timurs ein geordneteres und gesitteteres chinesisch-mongolisches Riesenheer unter japanischer Führung folgen wird? Spielmann („Arier und Mongolen“, Halle 1905) fürchtet es und warnt davor. Vambery (Die gelbe Gefahr, Budapest 1904) verlacht es als bodenlose Phantasie. Wer wird Recht behalten? Vorläufig ist eine Schutzwehr vorhanden. Es ist das am 30. Januar 1902 zwischen den beiden Inselreichen Großbritannien und Japan abgeschlossene Bündnis, das beiden Teilen ihren Besitz in Asien, also auch England den von Indien sicherte. Dies schließt jenen Angriff aus, so lange es besteht.

Nun ist es aber nicht genug an dieser östlichen Gefahr. Man hat neuestens auch eine westliche gefunden, die amerikanische Gefahr. Nicht nur die Vergangenheit soll uns bedrohen, sondern auch die Zukunft, nicht nur fremdrassige Völker sollen unsere, der Europäer Feinde werden, sondern unsere eigenen Söhne und Enkel, die sich von der östlichen auf die westliche Halbkugel der Erde verzogen haben! Früher, vor der Zeit, die uns hier beschäftigt, zweifelte (wie Dehn, Weltwirtsch. Neubild. S. 238 sagt) kein Mensch daran, daß es die Aufgabe der Europäer sei, die Erde zu beherrschen, daß die Völker unseres Erdteils dazu bestimmt seien, allen vier übrigen in der Kultur voranzugehen und ihnen den Weg zu weisen. Heute haben sich die Ostasiaten sowohl, als die Amerikaner emanzipiert und sind entschlossen, ihre eigenen Wege zu gehen, ja sollen uns noch obendrein bedrohen!

Es ist in der Tat eine neue Welt, nicht nur geographisch, sondern auch ethnisch, die in dem langgestreckten Kontinent zwischen dem Atlantischen und Pazifischen Ozean haust. Wir haben ja in Europa weder Indianer noch Neger und in keinem Lande eine so vermischte, so untereinander gerüttelte Bevölkerung verschiedener Abstammung, wie sie Amerika vom hohen Norden bis zum tiefen Süden besitzt. Wir haben auch keine Rassenmischlinge, wie sie das tropische Amerika beherrschen. In Europa überwiegt die Monarchie, in Amerika ist die Republik, mit Ausnahme weniger noch übriger Kolonien alleinherrschend. Die „Neue Welt“ hat uns in „Modernität“, d. h. im neueren Betriebe des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft überholt und huldigt einem so rast- und maßlosen Jagen nach Ge-

winn, daß man sagen kann, der Dollar sei dort König. Die reichsten Leute der Welt sind ohne Ausnahme Amerikaner: Eisenbahn-, Stahl-, Minen-, Petroleum- und Schlächterkönige. — Dies wirkt nach und nach auf Europa zurück, und man nennt es „Amerikanisierung", — auch Industrialismus. Das geistige Streben ist von dieser Richtung überwuchert, und es bedarf keiner langen Untersuchung, um zu finden, daß Wissenschaft und Kunst nicht nur in Amerika, sondern auch schon in dessen Mutterland England eine geringe Rolle spielen. Selbst im übrigen Europa macht dieser Geist Fortschritte. Wir stehen heute in einer Periode des Verfalls der Literatur, zum Glück am wenigsten in Deutschland. Eine solche Bewunderung großer Kapitalisten wie jenseits des Meeres kennen wir denn doch nicht. Ein politischer Einfluß Amerikas in Europa ist kaum zu fürchten, am allerwenigsten jenes Protektionssystem, das nach jeder Präsidentenwahl die Ämter ohne Rücksicht auf Tauglichkeit mit guten Freunden des Neugewählten besetzt. Eine Neigung zu übertriebenen demokratischen Neuerungen ist allerdings in den Republiken, in Frankreich und der Schweiz nicht zu verkennen; allein sie ist doch himmelweit von der transatlantischen Korruption entfernt. Dagegen hat England trotz seiner Monarchie Spuren dieser häßlichen Erscheinung aufzuweisen. Schon die angelsächsische Verwandtschaft bringt dies mit sich. Auch die Insellage, die Trennung durch Meer vom Festlande läßt besorgen, daß die britische Gesellschaft zuerst einer Amerikanisierung erliegen dürfte. Schon jetzt gibt es ein rastloses Hin- und Herziehen zwischen beiden angelsächsischen Reichen von Kaufleuten und Gewerbetreibenden, selbst von Professoren und Studenten. Der englische Journalist und Friedensapostel Stead ruft bereits nach einem großen Bunde der angelsächsischen Völker dies- und jenseits der Meere. Die Folge eines solchen Riesenbundes wäre die Vernichtung der historischen Entwickelung und Größe Englands, das ja dabei nicht mehr die Herrin von Kanada, Kapland und Australien, sondern nur noch deren Bundesgenossin wäre und sich wohl auch in Indien nicht halten könnte. Ein anderer englischer Schriftsteller, Wells, der einen solchen Bund ebenfalls befürwortet, möchte dessen Mittelpunkt sogar nach Nordamerika verlegen. Der aus Schottland stammende amerikanische Milliardär Carnegie äußerte denselben Plan, und so noch andere, die so weit gehen, diesem Bunde die Weltherrschaft zu prophezeien! Der amerikanische Senator Frye aus Maine sah sogar 1904 den genannten Bund dazu berufen, Deutschland zu bekriegen, um es aus dem Wettbewerb im Welthandel zu verdrängen (Dehn).

Vorläufig ist dieser Plan ebenso ein Traum, wie es der von Chamberlain angeregte „größer-britische" Zollverband zwischen England und seinen Kolonien bis dahin geblieben ist. —

Die amerikanische Gefahr ist für uns überhaupt keine rein politische. Was wollten die Yankees in Europa zu suchen haben? Sie ist vor allem eine wirtschaftliche, die aber insofern einen politischen Charakter besitzt, als es die Tendenz der Union ist, den Handel in ganz Amerika und über den Pazifischen Ozean bis nach Ostasien den Europäern zu sperren und „auf den eigenen Märkten deren Erzeugnisse zu erdrücken, hierdurch Europa wirtschaftlich und politisch zu schwächen und schließlich von sich abhängig zu machen“ (Dehn). Dahinter steckt denn doch eine amerikanische Weltherrschaft, wenn auch kein Angriff gegen Europa versucht wird. Es ist im Grunde derselbe Gedanke, den Japan in Ostasien hegt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser ein kriegerisches, jener aber ein scheinbar friedliches Gesicht zur Schau trägt. Wohin soll es also mit dem guten alten Europa kommen, wenn dieses nicht fähig ist, alle seine bedeutenden Kräfte auf ein gemeinsames Ziel zu sammeln und der übrigen Welt ein gewaltiges „Quos ego!“ zuzurufen?

Man bezeichnet sowohl diese amerikanische Tendenz, als die vorher erwähnte „größer britannische“ durch das Wort „Imperialismus“, wenn auch Amerikas „Kaiser“ einen Bürgerrock trägt und auf kurze Zeit wählbar ist. Es ist ein weiter gedachter und mächtigerer Imperialismus als jener der römischen Cäsaren, angemessen der heutigen Ausdehnung des Weltverkehrs. Die Union kann sich dem zerrissenen Europa gegenüber auf ihre Einheit und auf die ihr preisgegebene Schwäche des übrigen Amerika steifen. Nach der leichten Niederwerfung der Reste des spanischen Kolonialreiches 1898 war man in Newyork (der geträumten künftigen Welthauptstadt) so übermütig, daß man davon träumte, in fünfzig Jahren Europa Gesetze zu geben und es zu Einrichtungen nach eigenen Mustern zu zwingen. Gleichsam ein neuer Brennus, warf der Stahlkaiser Carnegie 1901 das Schwert seines Stahltrusts in die Wagschale der Weltpolitik mit einem „Vae victis!“, denn er konnte sagen, daß Amerika die Preise für Eisen und Stahl der ganzen Erdoberfläche diktiere, so daß es die besten und billigsten Feuerwaffen und Dampfschiffe liefern könne.

„Amerika“ nennt sich die Union schon lange, und sie ist tatsächlich auf dem Wege, diesen Namen zur Wahrheit zu machen. Ihr Einfluß ist gewaltig in allen Staaten der Neuen Welt, deren Schiedsrichterin sie ist. Von diesem Schicksal ist auch das jetzt noch britische Kanada nicht ausgenommen. An Flächeninhalt beinahe der Union (ja ganz Europa) gleich, hat das in kälterer Zone liegende Land nur fünf Millionen Einwohner; aber da sein Süden dieselbe Natur hat wie der Norden der Union, äußerst fruchtbar ist und im Nordwesten Goldreichtum hat, ist sein Besitz verlockend genug für den Länderhunger der Yankees, die bereits stärker dort einwandern als die Engländer

und auf ihren Niederlassungen ungescheut das Sternenbanner aufpflanzen! An der Spitze der großen industriellen Unternehmungen stehen Amerikaner. Kurz, der Beitritt zur Union scheint nur eine Frage der Zeit zu sein; er ist auch ganz natürlich und wird von keinem Amerikaner bezweifelt.

Bereits völlig abhängig von der Union in wirtschaftlichen Beziehung ist Mexiko. Alles Großkapital ist in Händen von Amerikanern, und die Eisenbahnen zu vier Fünfteln. In Zentral- und im Norden von Südamerika bereiten sich dieselben Ziele langsam vor, im Süden, in Chile und Argentinien, noch am wenigsten. Jedenfalls aber wird rastlos an der Ausbildung der Monroe-Doktrin gearbeitet. Doch ist die Verwirklichung von alledem noch auf weitem Wege. Die kanadische Regierung sowohl, als jene der südamerikanischen Staaten sind voll Mißtrauen gegen die Pläne der Union und arbeiten ihnen nach Kräften entgegen, auf die Dauer von Jahrhunderten aber werden sie sie wohl nicht vereiteln können.

So utopistisch die erwähnten amerikanischen Zukunftsträume erscheinen, — das läßt sich nicht mehr leugnen, daß Europa in der kurzen Zeit von etwa 30 Jahren wirtschaftlich von Amerika abhängig geworden ist. „Seine Bezüge an Rohstoffen und Lebensmitteln, an Baumwolle, Petroleum, Kupfer, Stahl, an Getreide und Fleisch haben sich von Jahr zu Jahr gesteigert und sind gegenwärtig so groß geworden, daß es in unberechenbare Krisen geraten würde, falls Nordamerika seine Ausfuhr plötzlich einstellen sollte. Daran ist nun freilich nicht zu denken. Nordamerika ist in hohem Grade daran interessiert, den Überschuß seiner Erzeugnisse zu verkaufen. Aber die Gegenseitigkeit von ehedem ist nicht mehr vorhanden, und das Verhältnis verschiebt sich mit jedem Jahr immer mehr zu ungunsten Europas“ (Dehn, Weltwirtschaftl. Neubild. S. 255 ff.).

Zu ungunsten Europas gestaltet sich auch der Weltverkehr und die Weltpolitik auf dem Großen (Pazifischen) Ozean. Dort sind unsere Antipoden; er liegt mithin keinem Erdteile so fern wie Europa. Amerika, Asien und Australien bilden seine Ufer, Ozeanien liegt mitten darin. Erst der Panama-Kanal wird uns seine Erreichung erleichtern, aber den östlichen Nordamerikanern noch weit mehr. Während früher alle Großmächte in Europa lagen, sind östlich und westlich von jenem Riesenmeere zwei neue erstanden: die Union und Japan. Die zwei Kabel, die ihn durchschneiden, gehören Kanada und den Vereinigten Staaten (diesen also künftig einmal beide). Umfassen ja diese schon die ganze Breite des Ozeans, seitdem sie die Philippinen geraubt haben, die Europa zu faul oder zu feig war, ihnen zu verweigern, was durch ein Machtwort der (leider uneinigen) Mächte leicht gewesen wäre. Der weitblickende Engländer Archibald Colquhoun meinte (1902),

der Kampf um die Weltherrschaft werde im 20. Jahrhundert nach dem Stillen Meere verlegt werden. Schon vor einem halben Jahrhundert sagte ein geflügeltes Wort: der Stille Ozean beginne laut zu werden. Jetzt ist er es schon sehr. Sollte England Kanada und Australien verlieren, so wäre dabei Europa übel gestellt. In Newyork erscheint als imperialistisches Organ eine sog. gelbe Presse, in welcher 1900 Hubert Bancroft behauptete, seine Landsleute seien die ersten gewesen, die nach dem Pacific vordrangen; er ignoriert also Magelhaens und die Holländer und fährt fort, über diesen Ozean habe allein die Union zu entscheiden. Damit sind alle amerikanischen Chauvinisten einverstanden, an ihrer Spitze der gegenwärtige Präsident Theodor Roosevelt, der ja ohnehin gern den Souverän spielt. Und das wird auch mit der Zeit gelingen, Europa ist da ohnmächtig, und der Atlantische Ozean wird werden, was im Altertum und Mittelalter das Mittelmeer war, nämlich die Thalassa (das innere Meer). — Dank den preisgegebenen Philippinen und dem künftigen Panama-Kanal, — wenn nämlich Europa sich nicht aufrafft. —

Dazu ist leider keine Aussicht. Denn England ist so gut wie Amerika den Erwerbungen Deutschlands im Großen Ozean feindlich, während auf der andern Seite die Amerikaner kein Hehl daraus machen, die britische Stellung in Australien als auf schwachen Füßen darzustellen und auf „Vereinigte Staaten von Australien“ zu hoffen, die mit Amerika einig gehen würden. Den deutschen Besitzungen können jedoch beide nichts anhaben.

Doch, genug der Zukunftsmusik! Ob und inwiefern sie sich erwehrt, darüber vermag die Gegenwart nichts gewisses auch nur zu ahnen. Es kommt vieles, vielleicht alles darauf an, ob die lebhaften Friedensbestrebungen von heute einen Erfolg und was für einen erlangen werden.

4. Krieg und Frieden.

Es mag von Freunden des Krieges gesagt werden, was will, bei vernünftiger und menschenfreundlicher Überlegung ist der Krieg ein Überrest urzeitlicher Barbarei und, wenn nicht zur Verteidigung des Vaterlandes geführt, ein Verbrechen nicht nur, sondern das größte und schwerste; denn er vereinigt die sämtlichen schweren Verbrechen, wie Mord, Raub, Brandstiftung, Körperverletzung, Eigentumszerstörung usw. Es fehlen uns genaue statistische Angaben über die Verluste in den einzelnen Kriegen; meist gehen solche nur auf einzelne Treffen, Schlachten und Belagerungen, die uns zu weit führen würden. Es genüge, daß allein in dem zwölfjährigen Zeitraum, den wir hier schildern, sieben

Kriege mit bedeutenden, teilweise sogar ungeheuern Menschenopfern geführt wurden; nämlich:

1894/95	der chinesisch-japanische,
1895/96	der italienisch-abessinische,
1896	der ägyptisch-sudanische,
1897	der griechisch-türkische,
1898	der spanisch-amerikanische,
1899—1902	der burisch-englische,
1904/05	der russisch-japanische.

Nicht gerechnet sind: der Feldzug der vereinigten acht Großmächte nach China und der Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika. Immerhin Krieg beinahe ohne Unterbrechung!

Die Weltgeschichte lebt vom Kriege, die Kulturgeschichte verwirft ihn, weil er die Kultur schändet. Um die Weltgeschichte zu retten, die ohne den Krieg verdurstet, sind Philosophen des Krieges, Panegyriker der Schlachten aufgetreten, unter denen der dem Wahnsinn zueilende Nietzsche nicht der geringste war. Der Krieg soll Leben in die Welt bringen, während er den Tod bringt, die Staaten zugrunde richtet, alles Ideale zertritt. Es ist wahr, in der Natur waltet fortwährender Kampf, ununterbrochenes Fressen und Gefressenwerden. Aber nur in der Natur ohne denkenden Geist. Der Geist verwirft den Krieg, wenn er sich nicht selbst verleugnen will. Freilich, wer angegriffen wird, muß sich verteidigen; aber warum braucht man anzugreifen? Man tut es, um sich zu bereichern, um sich zu vergrößern. Also bloß aus Eigennutz!

Einen Hymnus auf den Krieg, wenn auch einen prosaischen, singt ein Herr Klaus Wagner in Darmstadt. Er sagt (B. A. Z. 1906 Nr. 87): „Der Krieg schafft bodentümliche Einheit durch Erwerbung von Häfen und offenen Zugängen zum Meere, durch Abrundung des Gebietes. Überall, wo wichtige Lebensbedingungen der Völker widerstreiten, kommt es zu einem gerechten Kriege. Und nur ein solcher Krieg ist notwendig und gerecht.“ Gut, aber wer entscheidet darüber? Niemand als der Angreifende, und dieser läßt sich nichts einreden. Es ist also der reinen Willkür Tür und Tor geöffnet! Folgerichtig ist nur, was wir hier verfechten: „Gerecht ist allein die Verteidigung, ungerecht der Angriff.“ Zweihundert Jahre lang sehnte sich das deutsche Volk nach Wiedergewinn des Elsaß. Und so lange verschmähte es jeden Krieg zur Erreichung dieses Zieles, bis es von Frankreich angegriffen wurde. Und warum? Weil es die Angst eines Emporkömmlings vor seinem Sturze und die Eitelkeit seines Weibes verlangte! Mannhaft antwortete dem Herrn Klaus Wagner Paul Garin (B. A. Z. 1906 Nr. 101). Er weist nach, daß in keinem bekannten Kriege auf

Seite des Angreifenden zwingende Gründe vorhanden waren, daß er oft der Besiegte war und selbst der Sieger oft ohne Gewinn, ja sogar mit Verlust davonkam. „Der Krieg entspricht nicht irgend einem unabänderlichen Naturgesetz, sondern menschlichen, allzumenschlichen Ursachen. Er ist nicht die Blüte der Kultur, sondern ein Fleck auf dem Kleide der Menschheit, der mit gesteigertem Reinlichkeitsgefühl verschwinden wird, wie die anderen Flecke der Art: Kannibalismus, Blutrache, Menschenraub, Sklaverei, Folter, Hexenverbrennung und Soldatenschacher verschwunden sind."

Über die Schritte zur Milderung der Kriegsgreuel (Genfer Konvention und Rotes Kreuz), sowie über die Bewegung zugunsten des Friedens vor der hier behandelten Zeit haben wir bereits (VII, S. 249 ff.) berichtet und fahren hier bezüglich der Friedensbewegung nach den Mitteilungen ihres wackeren Kämpen Alfred Fried (Leipzig 1907) fort.

Die Friedensbewegung will keinen faulen Frieden, keinen Stillstand der Kultur, keine Trägheit der Geister. „Sie will auch nicht behaupten, daß es ihr gelingen könnte, alle Kriege für ewig und immer aus der Welt zu schaffen, glaubt aber, daß es ihr gelingen könne, den Krieg zu einer außerordentlichen Seltenheit zu machen, vor allem die Kriegsmöglichkeiten zu verringern und den Friedenszustand auf eine sicherere Grundlage zu stellen, als es heute der Fall ist."

Die Friedensbewegung gibt vollständig zu, daß ohne Kampf das Leben unfruchtbar, ja unerträglich wäre. Aber Kampf ist noch nicht Krieg. Im Kampfe messen sich die Geister, im Kriege aber die verderblichen Waffen aus totem Stoffe. Der Kampf vernichtet nicht Leben und Eigentum wie der Krieg, sondern er bringt beides zu höherem Werte.

Weltkongresse der Friedensfreunde haben in unserem Zeitraume stattgefunden: der achte in Hamburg 1897, der neunte in Paris 1900, der zehnte in Glasgow 1901, der elfte in Monaco 1902, der zwölfte in Rouen und Havre 1903, der dreizehnte in Boston 1904, der vierzehnte in Luzern 1905, der fünfzehnte in Mailand 1906, der sechzehnte in München 1907, — alle unter der Teilnahme und dem Schutze der Staatsoberhäupter dieser Orte. Unter den Zielen, mit denen sich diese Versammlungen beschäftigten, nennen wir: den Fremdenschutz, die Staatengleichheit, die Beförderung der Moral in der Politik, die Ausgestaltung des Völkerrechts und der Schiedsgerichte, die Rechtsbeziehungen zu unzivilisierten Völkern und die menschliche Behandlung der Eingeborenen, die Befürwortung des Freihandels (oben S. 13 f.), die Frage einheitlicher Maße, Gewichte und Tarife, die Frage einer internationalen Hilfssprache, diejenige der

Beschränkung von Rüstungen und der Mittel, die Vermehrung solcher zu verhindern, den Kampf gegen das Duell und die Lebensgefährdung überhaupt, besonders anläßlich der blutigen Rassenkämpfe in der Türkei.

Die deutsche Friedensgesellschaft war nicht müßig, für Werke des Friedens einzutreten. Sie trat für die Buren ein, ohne gegen England eine feindselige Haltung einzunehmen; sie bemühte sich, wenn auch ohne Erfolg, die Reichsregierung zu einer Vermittlung im russisch-japanischen Kriege zu bewegen. Sie wirkte dagegen mit Erfolg für Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und England. — In Österreich trat der gesamte Verband dortiger Staatsbeamten mit 50 000 Mitgliedern der Friedensgesellschaft bei. — Die französische Friedensgesellschaft vermehrte sich durch Anschluß anderer gemeinnütziger Vereine auf 300 000 Teilnehmer, darunter Abgeordnete, die Millionen Wähler vertreten, die Regierung der Republik hat die Friedenskongresse stets begünstigt. Die Volkshochschulen Frankreichs wirken sämtlich für den Friedensgedanken durch Vorträge, ebenso der Verband der Volksschullehrer mit 115 000 Mitgliedern und die Freimaurerlogen. Endlich sind die französischen Friedensfreunde stets für eine Annäherung an Deutschland eingetreten und protestieren gegen jede Revanche, die nur eine Verschlimmerung der Lage wäre. — Zahlreiche Friedensgesellschaften haben sich auch in England (hier die älteste), Italien, der Schweiz, den Niederlanden, den skandinavischen Ländern, Ungarn usw. gebildet, und überall nehmen die Frauen tätigen Anteil. Außerhalb Europas wird eine wirksame Friedensbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika entfaltet, wo sie auch eine politische Rolle spielt.

Rußland ist in die Bewegung eingetreten durch das sog. Friedensmanifest, das am 24. August 1898 der Zar Nikolaus II., bewogen durch die Werke des russischen Staatsrates Joh. v. Bloch und der Frau v. Suttner, erließ. Darin sprach er aus, daß die Zeit gekommen sei, „die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen“. Zu diesem Zwecke befahl der Zar seinem Minister Murawieff, allen am russischen Hofe beglaubigten Regierungen den Zusammentritt einer Konferenz vorzuschlagen, die sich mit dieser neuesten Frage zu beschäftigen habe. Außer der Rüstungsfrage war in der Kundgebung keine andere berührt.

Ein zweites Rundschreiben des Grafen Murawieff vom 11. Januar 1899 führte acht Punkte der Beratung auf, deren erster ein Abkommen über den Stillstand der Stärke des Heeres und der Flotte auf eine bestimmte Zeit anregte, der letzte die Vermittlung und

Schiedsprechung als kriegvorbeugende Mittel bezeichnete, während die übrigen „als Regulative der Kriegführung bezeichnet werden konnten".

Beide Kundgebungen wurden von der Öffentlichkeit mißtrauisch, ja feindselig aufgenommen. Man erwartete von Rußland nichts gutes. Die Friedensfreunde allein schenkten den Erlassen eine freundliche Aufnahme.

Am 6. April 1899 wurde die angeregte Konferenz von der niederländischen Regierung nach dem Haag eingeladen und trat am 18. Mai dort zusammen. Es ließen sich 26 Regierungen vertreten. Außer allen europäischen Staaten nahmen aus Asien China, Japan, Siam und Persien, aus Amerika die Union und Mexiko teil. Die hauptsächlichen Beschlüsse der Haager Konferenz sind folgende:

1. Im Falle eines schweren, den Frieden gefährdenden Streitfalles wählen die streitenden Staaten je eine Macht, die sie ermächtigen, in Verbindung mit der vom Gegner beauftragten Macht dem Abbruche der friedlichen Beziehungen vorzubeugen.

2. Es werden zwischenstaatliche Untersuchungs-Ausschüsse errichtet, um in Streitfällen zwischen Staaten deren Tatbestand gewissenhaft zu prüfen und die Beilegung der Streitfrage hierdurch zn erleichtern.

3. Es wird ein Schiedsgerichtshof zur Entscheidung streitiger Fälle aufgestellt; es steht aber jedem Staate frei, davon Gebrauch zu machen, und es ist den Staaten überlassen, besondere Abkommen zu treffen zu dem Behufe, das verbindliche Schiedsverfahren auf alle Fälle auszudehnen, die einem solchen zu unterbreiten sie für tunlich halten.

Das ständige Schiedsgericht im Haag, wurde festgesetzt, besteht aus einer Reihe von den unterzeichneten Mächten auf sechs Jahre ernannten Personen, deren jeder Staat bis zu vier bestimmt. Aus diesen wählen die streitenden Staaten das Schiedsgericht.

Eine zweite Friedenskonferenz im Haag wurde schon 1904 angeregt und dem Präsidenten Roosevelt von der interparlamentarischen Zusammenkunft in St. Louis die Einladung dazu übertragen, der sie jedoch dem Zaren überließ. Der Zusammentritt wurde wegen verschiedener Hindernisse auf den Sommer 1907 verschoben. Es wurde von ihr beschlossen, die 1864 für den Landkrieg geschaffene Übereinkunft auch auf den Seekrieg anzuwenden, d. h. Hospitalschiffe unter unbedingten Schutz des Roten Kreuzes zu stellen. Für Humanisierung des Landkrieges einigte man sich auf einzelne neue Vorschriften. Ein entschiedener und großer Erfolg ist die Schaffung des internationalen Prisengerichtshofes und ein anderer, kleinerer, die Einigung über die juridische Gestaltung eines dauernden internationalen Schiedsgerichtes, über dessen Wirkungskraft freilich erst die Praxis unterrichten kann. Wenigstens sind nun die Grundsätze für die schiedsgerichtliche Erledigung

gewisser internationaler Fragen festgestellt und ist auch ihre Anwendung gegen früher erheblich erleichtert. Endlich ist zu begrüßen, daß die Konferenz selbst die Zeit festgesetzt hat, zu welcher eine neue Konferenz erfolgen soll. Die Friedenskonferenz, ohne schwärmerische Hoffnungen erfüllt zu haben, hat ein schätzenswertes neues Stück Arbeit auf dem großen, weiten Wege der Zukunft geleistet.

Seit der ersten Haager Friedenskonferenz wurden bis Anfang 1906 einundsechszig Schiedsverträge abgeschlossen; darunter 1902 ein Allamerikanischer Vertrag in Mexiko zwischen den Staaten spanischer Zunge und den Vereinigten Staaten. Im übrigen sind sowohl diese als beinahe alle europäischen Staaten daran beteiligt, wie auch Japan.

Aber auch in zwischenstaatlichen Streitfällen vermehrt sich die Zahl der friedlichen Erledigung solcher beständig, wie in mehr als einem Jahrhundert folgende Übersicht zeigt:

1794—1800:	4	Streitfälle
1801—1820:	12	"
1821—1840:	10	"
1841—1860:	25	"
1861—1880:	54	"
1881—1900:	111	"

Von 1901—1903 kamen bereits 25 Fälle dazu. Die Friedensgesellschaften feiern jährlich am 22. Februar (Geburtstag Washingtons) seit 1896 einen Friedenstag.

Zur Verbreitung des Friedensgedankens hat der 1896 verstorbene schwedische Ingenieur Alfred Nobel ein Fünftel seines Vermögens, d. h. sieben Millionen Mark, vermacht und dabei bestimmt, daß aus den Zinsen jährlich an seinem Todestage (10. Dezember) hervorragende Leistungen auf dem Gebiete jener Bewegung belohnt werden, daneben aber auch bedeutende Verdienste in Wissenschaft und Literatur.

Viel mehr, unendlich mehr als alle Schreibereien für und gegen den Krieg beweisen zugunsten des Friedens die großen Erfolge, die, wie oben gezeigt, allen Kriegen zum Trotz die Friedensbewegung bis heute errungen hat. Möge sie auch ferner dazu beitragen, daß die Erkenntnis immer mehr wachse, die menschliche Kultur werde durch den Frieden und durch frisches, aber unblutiges und unbrandiges Kämpfen für Freiheit, Licht und Recht befördert und nicht durch den länderverheerenden, den männermordenden Krieg!

5. Weltreligion.

Vom Kampfe der Interessen zum Kampfe der Meinungen ist nur ein Schritt. In beiden Kämpfen handelt es sich um das, von dem der Mensch glaubt, daß es für ihn gut sei. Darüber müssen

die Menschen notwendig verschieden denken, weil sie in verschiedener Umgebung leben (wie wir statt des verrückten Ausdruckes „Milieu" zu sagen vorziehen). Die Umgebung besteht aus dem Grund und Boden, dessen Klima und Erzeugnissen und den Mitbewohnern des Landes. Fruchtbarkeit oder das Gegenteil bestimmt die Interessen oder die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs, die Lage des Wohnsitzes und dessen geschichtliche Entwicklung die Art der Politik oder des Machtstrebens, das Klima die Auffassung des natürlichen, seelischen und geistigen Lebens. Der Bewohner eines kalten Landes muß notwendig anders fühlen und denken als der eines heißen Landes, der am Meere lebende Mensch anders als der im Gebirge aufgewachsene. Daraus entsteht, wie wir sahen, der Widerstreit der Bedürfnisse des Handels und Verkehrs und derjenige des Machtstrebens. Sind aber diese Bedürfnisse äußerlich (objektiv), weil sie sich auf ganze Landsmannschaften erstrecken, so sind die des natürlichen, seelischen und geistigen Lebens notwendig innerlich (subjektiv), weil sie sich in jedem Menschen eigenartig entwickeln können. Kein Mensch kann seine eigenen, persönlichen Handels-, Verkehrs- oder Machtbedürfnisse haben (zur Befriedigung dieser bedarf er anderer), wohl aber seine von den nächsten Angehörigen oder Nachbaren unabhängigen Gefühle, wodurch wir wieder zu der anfangs behandelten Frage der Weltanschauung zurückkehren. Hier handelt es sich aber nur um diejenige Seite der Weltanschauung, die sich mit der Frage nach dem Ursprunge der Welt und nach dem Verhältnis des Menschen zu etwas über ihm stehenden beschäftigt. Diese Fragen nennt man Religion (wörtlich Gebundenheit). Darum gibt es einen Welthandel und Weltverkehr und eine Weltpolitik, weil sich hier verschiedene kleine Welten um die Art ihres Bestehens innerhalb einer größeren (der Erde) streiten. Von der wahren Welt, dem Weltall, kann dabei keine Rede sein, weil es sich dabei nur um das bekannte handelt. Anders in der Religion oder dem Glauben an Höheres. Dieses Gefühl findet sich nicht an das mit Sinnen wahrnehmbare gebunden; es schweift über dieses nach unbekannten Sphären hinaus. Doch sprechen auch hier die Tatsachen der Umgebung ihr Machtwort. Auch der Glaube an Höheres hängt von der Lage, dem Klima und der Nachbarschaft ab, sofern er einen bestimmten Inhalt sucht. Noch weniger als die einzelnen Gegenden, die im Welthandel, im Weltverkehr und in der Weltpolitik eine Rolle spielen und sich um ihre besonderen Angelegenheiten streiten, die sie zum Schaden anderer weiter ausdehnen möchten, eine gemeinsame Anschauung über diese Dinge hegen können, ist dies den Menschen möglich, die sich eine Religion gebildet haben, auch wenn sie mit der Zeit die Bewohner ganzer Länder umfaßt. Es gibt daher keine Weltreligion, sondern nur einen Kampf der einzelnen Ortsreligionen um die Behauptung

eines gewissen Gebietes. Dessenungeachtet ist wiederholt nach einer Weltreligion gestrebt und eine solche gesucht worden, einer Religion nämlich, die alle Völker der Erde umfassen würde. Aber umsonst. Wohl sind oft die Religionen einzelner Völker in einer weitere Kreise umfassenden Religion aufgegangen; aber diese weiter verbreiteten Glaubensformen, es sind ihrer drei: Buddhismus, Christentum und Islam, streiten sich noch heute um den Vorrang. Ja, und heute auch, in der Zeit, die wir hier schildern, hat sich die Religion einer größeren und weitergehenden Aufmerksamkeit zu erfreuen als in den zwei vorhergehenden Jahrhunderten. Daß jede Religion ihren bestimmten Boden hat, beweisen nicht nur die früheren kleinen Volksreligionen, sondern auch die drei großen, die Weltreligionen werden möchten. Der Buddhismus hat zu seinem Gebiete Ostasien, das die ihm ähnlichen Glaubensformen Indiens, Chinas und Japans mit ihm teilen, der Islam Westasien und Nordafrika, das Christentum Europa und dessen Kolonien (Südafrika, Amerika, Australien).

So haben sie sich in die Erdoberfläche geteilt. Jede von ihnen möchte ihr Reich vergrößern, aber umsonst. Der Boden keiner von ihnen eignet sich für eine der andern, oder es sind, wenn dies versucht würde, nur sehr geringe Fortschritte in dieser Richtung gemacht werden.

Nun verhält es sich aber mit diesen drei weitverbreiteten Religionen so, daß zwei davon, die außereuropäischen, Buddhismus und Islam, erstarrt, alles Lebens und aller Bewegung beraubt sind. Ihre Anhänger üben ihren Gottes- oder Götterdienst entweder nur noch maschinenmäßig oder sind völlig gleichgültig gegen ihn geworden.

Anders im Christentum. Da ist Leben und Bewegung, ist immer dagewesen und ist heute noch da, hat aber im Laufe der Zeiten die verschiedensten Gestalten angenommen. In diesen Gestalten handelte es sich stets um den Glauben auf der einen und den Zweifel und Unglauben auf der andern Seite.. Dabei lassen sich drei große, sehr ungleiche Zeiträume unterscheiden, die keine bestimmte Grenze zwischen sich haben, sondern allmählich ineinander übergehen.

Erster Zeitraum (bis etwa Mitte des 17. Jahrhunderts): Der Glaube herrscht mit Hilfe von Feuer und Schwert; Zweifel und Unglauben werden erbarmungslos unterdrückt.

Zweiter Zeitraum (bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts): Der Glaube herrscht noch dem Namen nach, wagt aber keine Verfolgung mehr, während der Zweifel und der Unglaube mächtig anwachsen und den Glauben als Dummheit und Aberglauben, erst schüchtern, dann immer kecker angreifen und verhöhnen.

Dritter Zeitraum (von Mitte des 19. Jahrhunderts bis in ferne Zukunft): Der Glaube ist auf die Verteidigung zurückgewichen und hat keine Macht mehr; der Zweifel und Unglaube aber haben den wohlfeilen Spott aufgegeben und sich auf das Gebiet der Wissenschaft begeben, mittels deren sie kritisch und gewissenhaft in alle Winkel des Glaubens hineinleuchten, ihn zu verstehen suchen und erbarmungslos untersuchen, was daran wahr ist und nicht. Dabei schwindet der Glaube, wenigstens in den hellen Köpfen nach und nach dahin und wird in den nichthellen großenteils zur Heuchelei aus Standes- oder Einkommensrücksichten.

Diese wissenschaftliche Tätigkeit äußert sich in zwei Richtungen, in einer philosophischen oder systematischen, der Religionswissenschaft (auch Religionsphilosophie genannt) und in einer historischen, der Religionsgeschichte. In jener haben sich Verdienste erworben: Max Müller (der eigentliche Gründer dieses Faches), Ed. von Hartmann, Rud. Eucken, Th. Achelis. In der Religionsgeschichte ragen hervor (reichen aber auch vielfach in die Religionsphilosophie über): der Holländer Tiele, die Deutschen Otto Pfleiderer, C. Schaarschmidt, Konr. v. Orelli, Karl Vollers.

Man hat heute erkannt, daß es töricht ist, das religiöse Bedürfnis herabzusetzen. Die wenigsten Menschen sind wissenschaftlich so gebildet, daß sie durch Aufgeben eines Glaubens nicht im Gewissen beunruhigt werden. Die meisten Menschen sind erwachsene Kinder und könnten nicht ruhig leben, ohne etwas unbekanntes als innerlich gewiß zu betrachten. Wie den kleinen Kindern die Märchen, das Christkind und ein an die Stelle des blödsinnigen Storches zu setzendes vernünftigeres Erklären ihrer Herkunft, so ist den großen Kindern der menschlich aufgefaßte Gott, der Heiland, der Himmel usw. zu gönnen. Man hat gefragt, ob die Religion Privatsache sei. Gewiß ist sie es, wenn nicht irgend ein Zwang die Gewissensfreiheit beeinträchtigen soll. Ist sie auch in der Regel größeren Gesellschaften gemein, so ist sie eben eine kollektive Privatsache. Staatssache kann und darf sie nicht mehr sein; der Staat kann und darf keine Macht über das Denken, Fühlen und freie Streben der Menschen haben. Daß Beschimpfungen des Glaubens ganzer Gesellschaften ebenso verwerflich und unerlaubt sind wie solche einzelner Personen, ist selbstverständlich. Die Gewissensfreiheit ist und bleibt eben das höchste Gut!

Es konnte nicht anders sein, als daß die erneuerte Beschäftigung mit der Religion und insbesondere mit dem Christentum auch die Person von dessen Urheber neuerdings zur Erörterung brachte. In dieser Hinsicht sind die verschiedensten Auffassungen gegeneinander

geplatzt; man hat Jesus von Nazareth vom Gottessohn nach hergebrachter Dogmatik nicht nur bis zum Menschen, sondern bis zur allegorischen Figur in Büchern erscheinen gesehen. Dieses letztgenannte Extrem wagte der (seither verstorbene, s. oben S. 6 f.) Bremer Prediger Albert Kalthoff. In seinem „Christusproblem“ (1900) verwirft er alle seit Strauß aufgetretene theologische Kritik, sowie das Beginnen der neueren protestantischen Bibelforschung, aus dem Jesus das N. T. nach Beseitigung aller mythischen Züge eine historisch nachweisbare Person zu bilden und sein Leben wie das einer solchen zu beschreiben. Nicht nur die Wunder und übrigen übernatürlichen Berichte der Evangelien, sondern das ganze Leben, die ganze Person Jesu ist nach Kalthoff eine Dichtung, die lediglich religiöse Erbauung zum Zwecke hat. Die theologische Kritik schneide, sagt er, gerade alles das aus dem Leben Jesu heraus, was nach den Evangelien geradezu die Hauptsache, das die christlichen Gemüter ergreifende ausmachte. Solche willkürlichen Dichtungen seien auch die verschiedenen „Leben Jesu“, die sich in ihrer Auffassung widersprechen. Die Kirche hat nach Kalthoff eine sie vertretende Gestalt geschaffen, deren Schicksale die ihrigen widerspiegeln. Aber wer dies getan hätte, haben wir anderen Orts („Aus Loge und Welt“ 1905) gesagt, müßte einer der größten Dichter aller Zeiten gewesen sein. Mag soviel als möglich von seinem Leben erdichtet sein; — ein wirklich lebender Mensch, ein Charakter, der sich auf wirklichem Boden und unter geschichtlichen Verhältnissen entwickelte, muß zu den Geschichten, die von ihm erzählt werden, den Anlaß geboten haben. Kalthoff gegenüber hält denn auch Paul Mehlhorn (1906) die menschliche Persönlichkeit Jesu im kritischen Geiste fest. — Ebenso verfehlt wie Kalthoffs Ansicht erscheint die schon vor ihm aufgetauchte Meinung, Jesus habe seine Weisheit aus Indien bezogen, und das Christentum sei ein Ableger des Buddhismus! Selbst Schopenhauer und Richard Wagner neigten zu dieser Phantasie, neben ihnen auch viele sensationsfreudige Schriftsteller, die vor den kühnsten Fabeln nicht zurückschrecken. Heinrich Weinel (1903) sagt zu diesen Phantasien: „Buddha hat das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode Leiden genannt. Aufhebung des Werdedurftes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens ist Aufhebung des Leidens. Jesus hat das Leben ernst genommen und auch vor dem Tode gezagt, aber zu rechter Zeit die Bereitschaft zum Sterben gefunden und auch von anderen gefordert.“ Buddhas Gott löst sich im Weltall auf; derjenige Jesu ist ihm ein sittlicher, gütiger, helfender Vater. Diese Gegensätze sind schneidend genug.

Ganz menschlich, „allzumenschlich“ hat A. Matthes („Das Urbild Christi“ 1897) den Nazarener dargestellt. Orthodoxen Seelen gewiß zum Ärger will der für seinen Helden begeisterte Verfasser

des sehr würdig gehaltenen Buches in folgerichtiger Weise Jesus eine gesunde Sinnlichkeit gegenüber dem weiblichen Geschlechte nicht absprechen, wie es kirchlich-mönchische Askese getan hat. War er ein echter Mensch, kein Gott, so ist dies keine Verleumdung. Wird er ja in den Evangelien selbst als abergläubig dargestellt (Teufelaustreiben u. dgl.). Wolfgang Kirchbach („Das Buch Jesus“ 1897 und „Was lehrte Jesus?“ 1902) nimmt eine versöhnliche Stellung zwischen den Gegensätzen ein und stellt auf Grund der Originale den symbolisch-poetischen Charakter mißverstandener Bibelstellen ins rechte Licht. Nach ihm und ebenso nach Prof. Jülicher (1904) sind die Gleichnisse Jesu nicht künstliche Allegorien, sondern frische Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. Der Italiener Giov. Rosadi in Florenz wagte es, öffentlich den Prozeß Jesu nach rein juristischen Gesichtspunkten als einen Justizmord, statt als Opfertod darzustellen, so sehr die „Frommen“ dagegen schrien. — So tritt überall die Vermenschlichung des Nazareners seiner früheren Vergöttlichung siegreich entgegen!

An die Frage: „Wer war Jesus?“ schließt sich naturgemäß die Frage: „Was ist das Christentum?“ Daß dieses niemals, mit Ausnahme weniger Schwärmer, der Lehre Jesu entsprach, daß die herrschenden Christen im allgemeinen nur selten ihre Nächsten, gar nie ihre Feinde liebten, sehr gern die Linke wissen ließen, was die Rechte tat, oder zwei Herren dienten (am liebsten einem, dem Mammon) und ihre Rede nicht auf Ja, ja und Nein, nein beschränkten, weiß jeder, der die Kultur- und Kirchengeschichte kennt. Diese Widersprüche der überwiegenden Zahl der Christen gegen das, was sie sein sollten, sind denn auch in unserer Zeit scharfer Kritik unterlegen. Am schlechtesten kamen dabei begreiflich die Greuel der „christlichen Zivilisation“, wie Inquisition, Hexenprozesse, Religionskriege und Judenmorde im Verhältnis zu dem Gebote „Du sollst nicht töten“ und der Lehre: „Liebet euch untereinander“, weg. Das schlimmste ist, daß dem herrschenden Christentum die beiden anderen „Weltreligionen“ entgegengehalten wurden, der Islam mit seiner Mäßigkeit, der Buddhismus mit seinem Mitleid, und für beide geborene Christen in ihrer Heimat Propaganda machen konnten, worauf wir zurückkommen werden. — Freilich werden von diesen „Aposteln“ die faulen Zustände in den beiden asiatischen Religionen verschwiegen.

Dem kann gegenübergehalten werden, daß die Bibel noch in hohem Ansehen steht und jährlich viele hunderttausend, vielleicht Millionen Exemplare verbreitet werden. Unzweifelhaft gibt es viele Bibelleser, aber wenig Bibelkenner. Das unterschiedslose Zusammenwerfen der beiden Testamente kann dem reinen Christentum nicht günstig sein. Was sollen Christen mit den drei Bücher Mose (3 bis 5) füllenden jüdischen Ritualgesetzen anfangen? Abgesehen davon, daß

alte Zeiten nicht erneuert werden können, ein reines Christentum also nicht wieder herzustellen ist. Was soll denn da einsetzen? Eine ethisch gehaltene Bibelkritik und die Hervorhebung anderer, einen sittlichen Zweck verfolgender Bücher, die dem Geiste freier Forschung huldigen. Soweit von einem Theologen zu erwarten, hat in dieser Richtung das Buch des Superintendenten D. Dr. Heinr. Braasch in Jena „Die religiösen Strömungen der Gegenwart“ (1905), treffliche Anregungen geboten, wenn auch dem Theologen naturgemäß immer noch ein Stück Religionsvergangenheit an den Rockschößen hängt.

Die brennende Frage ist: wie soll das heranwachsende Volk, die Jugend nämlich, zu geistig und sittlich unabhängigen Menschen erzogen werden? Religionsunterricht war bisher die Losung. Aber was wurde von diesem geleistet? Auswendiglernen von Katechismus, unzusammenhängenden Bibelsprüchen und trivialen Psalmen. Von Geistes- und Herzensbildung keine Rede. Die Bibel als Ganzes zusammengebunden in Volks- oder Jugendhänden ist ein großes Verderben, dessen Folge oft Verschrobenheit bis zum religiösen Wahnsinn ist. Eine weniger zusammenpassende Sammlung von Schriften gibt es gar nicht. Die hehrsten und ergreifendsten Reden und Hymnen zusammen mit trockenen Genealogien, jüdischen Koschergesetzen, schändlichen Unzuchts- und Prostitutionsgeschichten bis zur scheußlichsten Perversität, dazu das wunderschöne und zugleich derbsinnliche Hohelied, der an Gott verzweifelnde Hiob, Prophezeiungen, die nie eintrafen, und die unmöglichsten Märchen vom Paradies bis zu Simsons Herkulestaten.

Ich weiß aus eigener mich empörender Erfahrung, daß meinen Mitschülern die Bibel zu nichts anderem diente, als die anstößigen Stellen mit Behagen herauszufischen, und hörte dies auch von anderen. Nein, das „Buch der Bücher“ muß zerrissen werden, nicht in Fetzen, sondern in gute und schlechte, lehrhafte und unnütze Bestandteile, und die guten und lehrhaften sollen mit gleichwertigen anderer Autoren älterer und neuerer Zeit zu einem Ganzen gesammelt werden. Eine schwierige Arbeit, die nur von mehreren der größten unabhängigen Geister zu bewältigen ist, aber dankbarer sein wird als die Zusammenstellung des Kanons durch unwissende und unkritische Blindgläubige, die von wissenschaftlicher Sichtung keine Ahnung hatten. Weder das Volk noch die Jugend ist fähig, aus der ganzen Bibel das herauszufinden, was für sie gut ist. Das wäre eine großartige Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts! Vielfach ist das Bedürfnis einer solchen Sammlung gefühlt worden. Im Jahre 1906 erließ die Vereinigung für Schulreform in Bremen, das heute eine Feste geistiger Freiheit ist, eine Umfrage an achtzig Gelehrte und Schriftsteller, ob in der Schule ein Religionsunterricht zu geben, und wenn nicht, was an

dessen Stelle zu setzen sei. Die sonderbarsten Antworten erfolgten neben zweckmäßigen; aber im ganzen war das Ergebnis ungenügend. Die erleuchtetsten Beantworter der Umfrage sprachen sich für Ersetzung des Religions- durch einen Moralunterricht aus. Verfehlt ist dagegen der Titel einer anderen Umfrage Theodor Kappsteins vom nämlichen Jahre: „Bedürfen wir des Pfarrers noch?“ Es kommt darauf an, wer und was für eines Pfarrers (siehe die Antworten B. A. Z. 1906 Nr. 143 f.).

Die „Bilanz des Christentums“ kennzeichnete schon 1898 Ernst Heinemann mit den Schlußworten: „Wie das Licht zur Finsternis, so verhält sich die christliche Ethik zum christlichen Dogma! Wird die Menschheit nach einer neunzehnhundertjährigen Irrfahrt endlich begreifen, daß das christliche Dogma seine Schuldigkeit getan hat? Wird sie endlich verstehen, daß das dogmatische Christentum lediglich eine Gründung darstellt, deren Vorsitz das Priestertum übernommen, deren Erträgnisse nur diesem zufließen und deren Kosten ausschließlich die Bekenner des Christentums zu tragen haben? Möge die Menschheit doch endlich klug werden!“

Pfarrer Hans Faber in Zürich verkündete 1904: die Zeit der Kirche sei vorüber, die Zeit des Christentums aber erst gekommen. „Daß heute so oft die Kirchen leer stehen, ist kein Mißerfolg des Christentums, sondern ein Mißerfolg der Kirche. Sie steht den großen geistigen Bewegungen der neuen Zeit ratlos gegenüber, auf die großen Fragen des modernen Geschlechtes weiß sie keine Antwort ... Eine Dogmatik verkündet die Kirche, eine Lehre über Gott, über die Welt, vor allem über Christus, eine Lehre, in der eine Menge mißverstandener, aus dem Zusammenhang gerissener und ohne Wahl aus allen biblischen Büchern genommener ‚Stellen‘ verarbeitet sind. Daneben her geht die Schriftgelehrsamkeit, die Bibelauslegung. Das Christentum ist eine Buchreligion geworden.“

In einer Abhandlung über Religion und Schule, die einen der vom Verleger J. F. Lehmann in München herausgegebenen „Beiträge zur Weiterentwicklung des Christentums“ (1904) bildet, sagt Professor Dr. Rein in Jena: „Der bisherige Religionsunterricht ist unhaltbar geworden. In dieser Negation sind Tausende einig. Aber die ‚neuen Bahnen‘ laufen noch weit auseinander. Möchte wenigstens der gute Wille da sein, im Notwendigen sich zu einen und mit allen Kräften Hand an eine Sache zu legen, die nicht zu den geringsten in unserm Volksleben gehört.“

Diese Stimmen, deren Urheber keine „Gottesleugner“ sind, vielmehr alle Christen bleiben wollen und auf die Frage von Strauß: „Sind wir noch Christen?“ mit einem entschiedenen Ja geantwortet hätten, beweisen zur Genüge, daß wir auf der Scheide zwischen zwei

Jahrhunderten bei einer Krise des Christentums angekommen sind, in der es sich entscheiden muß, ob dieses, wie bisher teilweise, so gänzlich in Sekten zerfallen und alle Denkenden von sich abstoßen oder aber eine wirkliche Weltreligion werden wird. Natürlich sehen wir hier von der dunkeln Reaktion des Ultramontanismus und des Pietismus ab. Wir selbst kennen ein konfessionelles Bedürfnis nicht; aber zahllose Tausende, ja Millionen wollen Christen im reinsten Sinne sein, und für diese, damit sie dem freien Denken erhalten bleiben, wäre zu wünschen, daß ein neuer, freichristlicher Kaiser Julian erschiene, um mit wuchtigen Schlägen den Babelturm der Orthodoxie niederzureißen und ein Pantheon der Geister des Schönen, Guten und Wahren auf dessen Trümmern zu errichten!

6. Weltliteratur.

Auf dem Gebiete der Weltreligionen messen sich die Geister um Meinungen, die auf der einen Seite von sog. Autoritäten (anerkannten Geistesmächten) vorgeschrieben, ursprünglich sogar zwangsweise auferlegt, auf der anderen aber aus freier Wahl hervorgegangen sind. Anders auf dem Gebiete der Weltliteratur, d. h. des Inbegriffs der von dazu berufenen Menschen frei geschaffenen Geisteserzeugnisse des Wissens oder der Dichtung. Hier gibt es keine Autorität; selbst wo eine solche verteidigt wird, geschieht dies aus freiem Antriebe, um so mehr also, wenn die literarische Schöpfung unabhängig von jeder Vorschrift eines Glaubens oder überhaupt einer Ansicht an das Licht der Welt tritt. Diese Schöpfungen sind nicht Ergebnisse bestimmt ausgedrückter Grundsätze; die des Wissens gehen aus der Forschung, die der Dichtung aus der Einbildungskraft (Phantasie) hervor. Wenn sie sich bekämpfen, so geschieht dies dort infolge abweichender Forschungsergebnisse, hier aus verschiedenen Ansichten über die Aufgabe der Dichtung, z. B. ob diese sich der Wirklichkeit anschließen oder ausschließlich der Phantasie folgen solle. Sehr oft, vielleicht meistens handelt es sich überhaupt um keinen Kampf, sondern um freie Geistesarbeit, die aber unerwartet Angriffen ausgesetzt sein kann. Freilich geht die Literatur oder das Schrifttum in erster Linie aus einer bestimmten Sprache oder aus einem Volkstum hervor; dies ist aber Nebensache. In einer Literatur kann es sehr verschiedene, in einander fremden Schrifttümern kann es verwandte oder ähnliche Richtungen geben.

Auch die hier behandelte Zeit um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts hat sowohl freie und unangefochtene Schöpfungen des Geistes und der Feder gesehen, als heftige Kämpfe für und gegen

diese und jene Auffassung des Schönen und der Kunst. Die Rufer im Streite sind die literarischen Zeitschriften, die auf der einen Seite das Kriegslager der Kämpen für eine realistische oder idealistische Richtung oder für den Vorrang oder die Selbständigkeit einer literarischen Nation bilden, auf der andern die ruhigen Asyle (Zufluchtsstätten) der jedem Streite abholden Heimatkunst, d. h. der unanfechtbaren Schilderung heimatlichen Wesens ihre Kräfte leihen. Ist aber überhaupt eine Schriftschöpfung, selbst in diesem stillen Asyl, vor der Kritik sicher? Wir glauben nicht, selbst die ehrlichste Überzeugung nicht! Die sieben- oder mehrköpfige Hydra der Kritik, d. h. angeblichen „Besprechung“, richtiger Begeiferung bessernfalls Nörgelsucht weiß stets mehr zu tadeln als anzuerkennen, findet Mangel an neuen Gedanken, zu denen sie selbst unfähig ist, je nach Belieben zu viel Eng- oder zu viel Weitherzigkeit usw. Wir wollen sie aber nicht erzürnen, sonst haben wir es nach Erscheinen des Buches selbst zu büßen; denn „wehe, wenn sie losgelassen . . .“ usw. Doch, um gerecht zu sein, oft ist die ehrenwerte Dame recht gnädig, mehr, als man erwartete.

So gibt es denn Zeitschriften, die kosmopolitisch ihre Spalten allen oder mehreren Völkern öffnen oder gar in zwei oder mehr Sprachen erscheinen, und andere, die bloß die deutsche, die englische, französische oder die romanischen Sprachen überhaupt, oder die slawischen oder noch andere für daseinsberechtigt halten, — Zeitschriften, die für Realismus oder Idealismus, Naturalismus oder Spirit(ual)ismus, für Ibsen oder Nietzsche, für Sudermann oder Hauptmann ins Zeug gehen. Manche satteln auch um, gehen z. B. vom Humanismus zum Antisemitismus (wie der Kladderadatsch), vom Gallizismus zum Papismus (wie die Revue des deux mondes) über, je nach der Strömung, die sie treibt. Doch sind es wohl die meisten, die der großen (oder auch kleinen) Sache, in deren Verfechtung sie herangewachsen sind, treu bleiben.

Höher stehen die Zierden der Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte, deren Deutschland, England, Frankreich und Nordamerika verdienstvolle besitzen, die auch dem fremden Schrifttum, selbst anderen Richtungen gerecht werden, ob sie nun gediegene Werke schaffen oder an den Hochschulen die vergleichende Literaturwissenschaft lehren.

Den Begriff einer Weltliteratur, der Zusammenfassung und gerechten Würdigung aller volklichen Schrifttümer haben, darf man wohl sagen, Goethe im „Westöstlichen Diwan“ und Herder in den „Stimmen der Völker“ geschaffen, nicht ohne daß Voltaire und Lessing ihnen vorgearbeitet hätten. In der neueren Zeit hat ihr Joh. Scherr den kräftigsten Anstoß gegeben. In unserer Zeit pflegten sie

Julius Hart und Otto v. Leixner. Schade ist es um den enormen Fleiß des Jesuiten Alexander Baumgartner, daß seine Geschichte der Weltliteratur bei Annäherung zur Neuzeit ein Kampffeld für den Ultramontanismus geworden ist. Als Essayist hat sich der Däne Georg Brandes, auch in deutscher Sprache, abgesehen von manchen Einseitigkeiten, Verdienste erworben.

Die vergleichende Literaturgeschichte zeigt, wie sich gewisse Gattungen der Dichtung, das Märchen, die Fabel, die Idylle, die Elegie, das Epos, das Drama, von einem Volke zum andern fortgepflanzt haben, wie auf die neueren Dichter die alten Hellenen, die Römer, die Bibel, die Mysterien des Mittelalters, die wieder aus jenen Alten schöpften, wie auch die Renaissance usw. eingewirkt haben, und bei welchen Völkern. Daß dabei die Deutschen besonders empfänglich waren, ist offenbar. Sie haben auch die größten Übersetzungsmeister geliefert. Shakespeare ist ein deutscher Dichter geworden; ein französischer wird er nie werden. Wo sind Dante, Ariosto, Tasso, Cervantes, Calderon, Moliere, Milton, Byron, Ibsen, Tolstoi außer ihrem Vaterlande so heimisch geworden wie bei uns?

Aber die Weltliteratur bleibt nicht etwa bei der Dichtung stehen. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit, besonders in Natur-, Geschichts- und Sprachwissenschaft und Philosophie wirft ihre Wellen durch die Jahrhunderte von älterer in neuere Zeit, die ohne jene oft hilflos dastehen würde.

Durch die Entstehung eines Weltverkehrs seit der Entdeckung der Neuen Welt haben auch die Literaturen der europäischen Völker Weltreisen angetreten oder aus solchen Stoffe geschöpft. Man denke nur an die Lusiaden des Camoens, die Araucana des Ercilla, die Indianergeschichten Coopers, St. Pierres Paul und Virginie, Chamissos Salas y Gomez, Multatulis Javabilder und andere. Dichterwerke nährten sich aus der Philosophie, wie Goethes Faust, aus der Geschichte, wie Schillers Dramen, aus der Länderkunde, wie Byrons Childe Harold, aus den sozialen Verhältnissen wie Ibsen, Björnson, Zola, Sudermann, Hauptmann, Dostojewski, Turgenjeff und viele andere. In Deutschland wurden die arabischen Märchen von 1001 Nacht, wurden die Perser Firdusi und Hafis, die indischen Dramengestalten Sakuntalas und Vasantasenas heimisch; ohne Zweifel werden China und Japan nachfolgen, wozu schon Anfänge vorhanden sind. Daniel de Foes Robinson hat die Wanderung durch alle Völker vollbracht und setzt sie heute noch fort. Die Kolonien und die Auswanderungen dahin begründen überseeische Literaturen, die englische und nordamerikanische, die spanische und südamerikanische bleiben ein geschlossenes Ganzes. Um so mehr bleibt vereint, was nachbarlich ist, trotz politischer Trennung, so die Schweiz und Österreich in der

deutschen, die romanische Schweiz und das wallonische Belgien in der französischen Literatur.

Die Hauptrolle in der modernen Dichtung spielt gegenwärtig ohne Zweifel der Roman; denn er ist die geistige Nahrung der großen lesenden Menge, für deren überwiegende Mehrheit andere Dichtungsarten und vollends die Wissenschaft nicht oder nur in untergeordnetem Maße vorhanden sind. Leider ergötzt sich der größte Teil jener Menge am sog. Kolportageroman, dessen Helden Räuber, Gauner, Einbrecher, Spieler, Wollüstlinge, Alkoholiker, Abenteurer usw., dessen Heldinnen Kokotten, verführte Mädchen, unverstandene Frauen, dessen Gegenstände untergeschobene oder uneheliche Kinder, gestohlene Juwelen, Ehebruch, Entführung usw., dessen Schauplätze verfallene Schlösser, Gefängnisse, Bordelle, Kneipen und andere Schlupfwinkel des Verbrechens sind. Es hat sich in Berlin vor wenig Jahren ein Verein für Massenverbreitung guter Schriften gebildet und in der schönen Absicht, die Kolportageliteratur zu verdrängen, Preise für Romane von 75 bis 100 Bogen (!) ausgeschrieben. Die Herren bedachten nicht, daß das Publikum wohl schlechte Romane von solcher Bandwurmlänge gierig verschlingt, gute aber langweilig findet, und daß überhaupt so lange Romane nicht gut sein können, weil die Schaffenskraft vor Beendigung erlahmen muß. Es wurde auch keinem der über 100 eingesandten Romane ein Preis zuerkannt, und der Verein — verschwand wieder! Aber auch die Buchromane unserer Zeit sind von sehr verschiedenem Werte, und ihre Verfasser kennen das lesende Publikum so wenig, daß sie mit Vorliebe — langweilig schreiben, d. h. vor lauter Gesprächen und Betrachtungen mit der Handlung nicht vom Flecke kommen. Den Hauptteil ihres Heeres bilden die schriftstellernden Damen; aber auch in dem, was die „Herren der Schöpfung“ schreiben, sind in der Regel die geschilderten „Männer“ Schwachköpfe. Einen wirklichen Mann trifft man höchst selten darin an, und auch bei ihnen spielt das schöne Geschlecht die erste Geige.

Der soeben gekennzeichnete Roman ist der moderne Roman. Sein Losungswort ist, entweder offen oder verhüllt, Sinnlichkeit. Allerdings in verschiedenen Maßen, und zwar von der ein keusches Mäntelchen umhängenden und zierlich einhertrippelnden bis zu der in unverhüllter Nacktheit einherschreitenden „Venus im Pelz“, den sie auch gern ablegt. Eine Liebe zwischen Personen, von denen die eine verheiratet ist oder auch beide es sind, woraus dann ein Scheidungsprozeß erfolgt, der leicht abgewickelt wird, ist besonders beliebt. Stereotyp ist der durch Spiel (Pardon: Jeu) verschuldete Leutnant, der sich entweder erschießt oder nach Amerika verschwindet oder auch — durch eine reiche Heirat gerettet wird, — dann die unglückliche

Frau, die als halbes Kind an einen Protzen verheiratet wurde, der Protz selbst, der nur „Sekt“ trinkt, Austern ißt und bis zum eintretenden Krach glänzende Diners und Bälle veranstaltet usw. Diese Leute sind stets müde und zu nichts zu gebrauchen, als eben im Roman verwendet zu werden. Doch diese Züge sind nicht allgemein; es gibt vielmehr moderne Romane, die bei aller Leichtlebigkeit, mit der sie Liebe und Ehe auffassen, sich auch an tiefere, philosophische, moralische, soziale und religiöse Probleme wagen, ohne sie immer glücklich zu lösen. Diese bessere Klasse ist nicht klein, aber kleiner als der Schund. Wir werden den zu nennenden Namen in dem Abschnitte über die Dichtung begegnen.

Mannigfaltig sind die Abarten des modernen Romans. Da haben wir den Familienroman, den Roman des Adels, des Militärs, des Bürgertums, des Proletariates, des Bauernstandes, der Verbrecherwelt, der Bohème usw.

Andere Abarten als die der auftretenden Klasse sind die der Behandlung. Bei lebhafter Phantasie wird das Buch leicht märchenhaft und dabei, wenn auch erfreulich sauber, unmöglich, wenn es Wichtelmännchen oder Nixen auftreten läßt. Nicht ganz soweit geht der romantische Zug, der den Dichter verleitet, sich seine eigene Welt zu schaffen, die nicht die wirkliche ist. In diese dagegen vertieft sich der Tendenzroman, dem die Kunst Nebensache und die Verfolgung einer Parteiansicht Hauptsache ist, der aber dennoch in künstlerischer Hinsicht hervorragen kann.

Von den übrigen Gattungen der dichterischen Literatur der verschiedenen Völker werden wir an Ort und Stelle zu sprechen haben. Ebenso von den Leistungen der einzelnen Wissenschaften. Hier ist aber der Ort, den sich häufenden Sammelwerken aus allen Fächern des Schrifttums einige Aufmerksamkeit zu widmen. In dem Bestreben, die Schätze der Literatur aller Zeiten und Völker dem Volke durch billige Ausgaben zugänglich zu machen, steht Philipp Reclams in Leipzig „Universalbibliothek“, die es im Mai 1905 auf 4790 Bändchen gebracht hatte, allen anderen Unternehmungen voran. Mit ihr suchen Meyers Volksbücher (Bibliograph. Institut) Schritt zu halten.

Während diese Unternehmungen sich auf ältere, dem Monopol des Verlags entwachsene Werke beschränken, verlegen sich auf die Herausgabe neuer wissenschaftlicher Werke in volkstümlicher Fassung: die Sammlung Göschen (1907: 370 Bändchen), die Teubnersche Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (1907: 200 Bändchen), die Sammlung: „Wissenschaft und Bildung“, herausgegeben von Paul Herre (Leipzig, Quelle und Meyer, 1907: 33 Bändchen). In großartigstem Stile aber stellt sich vor: Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg (Verlag von Teubner in Leipzig).

Die Widmung des Unternehmens hat der Deutsche Kaiser angenommen. Die Zahl der unter anderen die gefeiertsten Namen umfassenden Mitarbeiter beträgt etwa 140. Ein einleitender Band: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart, umfaßt: das Wesen der Kultur, das moderne Bildungswesen, Schulen und Hochschulen, Museen, Ausstellungen, die Bildungsmittel, wie Musik, Theater, Zeitungswesen, das Buch, die Bibliotheken und schließlich die Organisation der Wissenschaft. Die übrigen Teile des Riesenwerkes umfassen: die Geisteswissenschaften im allgemeinen, die Religionen, die Geschichte und das System der Philosophie, die Literaturen aller Zeiten und Völker, die sämtlichen Künste in allen Zeiten, die Völker-, Länder- und Staatenkunde, die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, System und Geschichte der Staats- und Gesellschaftswissenschaft und der Rechtswissenschaft, die Wirtschaftsgeschichte, die Volkswirtschaftslehre, sowie das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften und der Technik, alles in etwa 50 Bänden.

Die Franzosen haben ein ihre Gesamtliteratur umfassendes Sammelwerk in der Bibliothèque nationale, die Engländer ähnliche Unternehmungen.

Die Hervorbringung an deutschen Büchern stieg schon im Jahre 1903 auf 25 000 Werke, wovon ein großer Teil zu Geschenken bestimmt waren. Man beklagte die Überproduktion und rief nach weniger, aber guten Büchern. Nur schade, daß man nicht weiß, wer darüber entscheiden soll, ob Bücher gut sind, worüber die Stimmen sich stets sehr bedeutend zersplittern. Der Freiheit des Hervorbringens läßt sich kein Zügel anlegen, und es ist auch nicht zu wünschen. Schund wird immer erzeugt, aber vermag der guten Literatur nichts anzuhaben. Unverfrorene Reklame ist gewiß verwerflich; aber die Beschränkung der persönlichen Freiheit wäre es noch mehr, weil deren Grenzen nicht willkürlich zu setzen sind. Man muß den Buchhandel so gut wie jeden anderen Handel seine Wege gehen lassen. Das Gute bricht sich zuletzt doch Bahn! Das wirklich Schlechte aber findet seinen Richter.

An der Spitze der wissenschaftlichen Geistestätigkeit stehen auf olympischer Höhe die Akademien. Man rief wiederholt nach fruchtbarerer Tätigkeit dieser ihr Wirken etwas zu sehr für sich abschließenden Institute, aber großenteils mit Unrecht. Wir greifen z. B. die baierische Akademie der Wissenschaften heraus. Diese erhielt nach ihrer Umgestaltung durch König Maximilian II. durch die Errichtung der historischen Kommission einen allgemeinen deutschen Charakter. Infolgedessen umfassen ihre Veröffentlichungen die gesamte deutsche Geschichte, und die von ihr herausgegebenen Sammelwerke der Allgemeinen deutschen Biographie, der Geschichte der Wissenschaften, der Weistümer,

der Städtechroniken usw. sind Beweise ihrer Fürsorge für weiteste Kreise der Gebildeten.

Im Jahre 1893 führte die Notwendigkeit des Zusammenwirkens zu gemeinsamer Arbeit zur Gründung eines Kartells deutscher Akademien (welchen Gedanken Mommsen schon 1893 gefaßt), das mehr und mehr anwuchs, begünstigt durch internationale Kongresse, und sich endlich durch Verhandlungen mit weiteren Akademien 1898 zu einer internationaten Assoziation emporschwang, die folgende 18 Akademien umfaßt (wir lassen die Titel der teilnehmenden Institute weg): Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Christiania, Göttingen, Kopenhagen, Leipzig, London, München, Paris (ihrer drei), Petersburg, Rom, Stockholm, Washington und Wien. So ist eine Gemeinschaft gegründet, die eine Gewähr für geistige Wirksamkeit im Zeichen des Fortschritts und Friedens bietet.

Noch weiter gedacht war ein bei Anlaß der Weltausstellung in St. Louis 1904 von Prof. Münsterberg (Harvard-Universität) angeregter Kongreß für Künste und Wissenschaften, der aus Europa und Amerika besucht wurde und dessen Vorträge aus allen wissenschaftlichen Gebieten, über hundert an der Zahl, in acht Bänden ihre Veröffentlichung 1906 begannen. Eine Fortsetzung solcher Kongresse ist in Aussicht genommen, wie der berühmte Indolog Oldenberg (B. A. Z. 1906 Nr. 211) andeutet.

Zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst wurde in Bern am 9. September 1886 eine Übereinkunft geschlossen, der sich alle europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands und der Türkei, von überseeischen aber merkwürdigerweise nur Haiti, Liberia und Tunis anschlossen. Später (1899) trat Japan bei. An den Konferenzen in Bern (1886) und Paris (1896) nahmen auch die Vereinigten Staaten und andere amerikanische Republiken teil, haben aber bis 1906 die Verträge noch nicht unterzeichnet und genehmigt.

Zur Weltliteratur im weitesten Sinne gehört eigentlich auch die Weltpresse, über die wir uns bereits am Ende des siebenten Bandes ausgesprochen und hier nichts beizufügen haben.

Zur Beförderung stärkeren Zusammenhangs der Weltliteratur würde eine Weltschrift gehören. Auf die Frage, wieviel Schriftarten gegenwärtig auf der Erde gebraucht werden, darf annähernd die Zahl derjenigen Antwort geben, in denen das verbreitetste Buch, die Bibel, gedruckt worden ist, die aber noch lange nicht die wirkliche Zahl erreichen.

Die 215 Sprachen, in denen dies geschah, bedienen sich folgender nach den drei Klassen einsilbiger, agglutinierender und flektierender Sprachen geordneter Schriften, die hier durch einige andere vermehrt sind: 1. Chinesisch, 2. Siamesisch, 3. Barmanisch, 4. Tibetisch,

5. Leptscha, 6. Koreanisch, 7. und 8. Japanisch, 9. Batta, 10. Javanisch, 11. Tamilisch, 12. Telugisch, 13. Kanarisch, 14. Malaialam, 15. Tulu, 16. Gondi, 17. Mondari (11—17 in Vorderindien), 18. Niutschi, 19. Uigurisch, 20. Mandschurisch, 21. Mongolisch, 22. Kalmückisch, 23. der Krih-Indianer, 24. der Tschippewähs, 25. Georgisch, 26. Hebräisch, 27. Syrisch, 28. Arabisch, 29. Karschun (Mesopotamien), 30. Äthiopisch, 31. Koptisch, 32. Sanskrit, 33. Singhalesisch, 34. der Sikhs, 35. Multanisch, 36. Sindhi, 37. Hindi, 38. Urdu, 39. Hindustanisch, 40. Nepalesisch, 41. Bengalisch, 42. Assamesisch, 43. Uriya, 44. Mahrattisch, 45. Gudscheratisch (32—45 in Vorderindien), 46. Armenisch, 47. Persisch, 48. Afghanisch, 49. Griechisch, 50. Altslawisch, 51. Russisch, 52. Lateinisch (in Antiqua und Fraktur, sog. deutscher Schrift). Eine Menge Sprachen aller Erdteile bedienen sich, in Ermangelung einer eigenen, der lateinischen, in Osteuropa der russischen Schrift. Unsere lateinische Schrift (Antiqua) hat die größte Verbreitung und damit auch die meiste Aussicht, einst zur Weltschrift zu werden, wozu das bereits in der Gelehrtenwelt bekannte Standardalphabet eine Grundlage bildet.

Die Versuche, eine W e l t s p r a c h e einzuführen (VII S. 381 f.) haben sich, in Anbetracht der Schwierigkeit, eine solche zu finden, bereits zu Versuchen einer H i l f s s p r a c h e abgeschwächt. Das verfehlte Volapük ist heute rein verschwunden; gegenwärtig hat E s p e r a n t o die meisten Anhänger, dem einige andere, auf dem Latein beruhende Systeme einen jetzt noch schwachen Wettbewerb machen. Wahrscheinlich haben alle diese Versuche keinen dauernden Erfolg, und die Weltsprache der Zukunft dürfte das heute die größte Zahl von Sprechenden aufweisende E n g l i s c h mit vereinfachter Rechtschreibung und stenographischen Schriftzeichen werden.

Zweiter Abschnitt.

Die Völker und Staaten.

1. Deutschland und das deutsche Sprachgebiet.

Es kann nicht verkannt werden, daß das Deutsche Reich durch die Entlassung des Fürsten Bismarck 1890 (s. VII S. 16ff.) in eine rückläufige und daher verderbliche Lage geraten war. Der gigantische „eiserne" Reichskanzler war eine Gestalt, die in einem Jahrhundert kaum einmal auf unserer Erde erscheint und mit der bis heute noch kein Staatsmann irgend eines Reiches verglichen werden kann. Es galt also, wenn das Deutsche Reich wieder erstarken und blühen sollte, mit vereinten Kräften, da ein starkes Haupt fehlte, auf bessere Zeiten hinzuarbeiten. Die zwei reichsfeindlichen Parteien, die schwarze, die auf Rom, und die rote, die auf Marx schwört, im Reichstag, in Preußen aber das jeder Gerechtigkeit spottende Dreiklassenwahlrecht und die seit dem Sturze Falks die Volksschule auf dem Lande systematisch verderbenden, verpfaffenden, deren Lehrer zum Hungertode verdammenden und damit den „Schulmeister von Königgrätz" gleichsam verhöhnenden vier reaktionären Kultusminister waren nicht die Organe, denen die Herstellung glücklicherer, die Freiheit der Forschung und das Ansehen nach außen befördernder Zustände zugetraut werden konnte; denn sie wollten ja gerade das Gegenteil ins Werk setzen. Auch die zwei auf den Titanen Bismarck folgenden Reichskanzler, der schwache und mit klerikalen Bestrebungen liebäugelnde Graf Caprivi und der diplomatische, schon in hohem Alter stehende Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst waren nicht die Männer, die ihrer Aufgabe, das Reich zu festigen, gewachsen waren. Es gelang zwar, den freilich zuweilen wackelnden Dreibund mit Österreich-Ungarn und Italien gegen den unnatürlichen Zweibund zwischen Frankreich und Rußland auszuspielen und zu erhalten. Ungemütlich dagegen wurde das Verhältnis zu dem alleinstehenden England durch dessen offen zur Schau getragene Eifersucht auf die Entwickelung von Deutschlands Handel,

Industrie und Seemacht und durch die sehr begreifliche, von Kaiser und Volk bezeugte Sympathie mit den ungerecht angegriffenen südafrikanischen und niederdeutschen Buren und ihrer anfänglich siegreichen Verteidigung, die lange nachwirkte und das zuletzt triumphierende Albion höchlichst reizen mußte.

Vielfach stutzig machte die in ihren Anfängen rätselhafte Freundschaft des Deutschen Kaisers gegenüber der Türkei, die in vielen Kreisen zu einer Feindseligkeit gegen das emporstrebende, aber darin leider unglückliche Griechenland führte. Die Betätigung jener Freundschaft durch den Besuch des Deutschen Kaisers in Jerusalem zur Einweihung einer Kirche seines Glaubens ließ schon tiefer blicken; sie entpuppte sich zu großen Machtplänen des impulsiven Monarchen in Vorderasien in Verbindung mit dem durch deutsches Kapital unterstützten Bau einer Eisenbahn über Bagdad nach dem persischen Meerbusen.

Ja, das nach Osten gerichtete Machtstreben ging noch weiter. Chinesische Greuel an Missionaren führten 1898 zur deutschen Besetzung und nachherigen Pachtung von Kiautschou in der Provinz Schantung, dem Vaterlande des Weisen Kong-fu-tse, nebst der Bucht von Tsingtau auf 99 Jahre. In dem durch weitere, ärgere Gewalttaten der chinesischen sog. Boxer veranlaßten Zuge aller acht Großmächte nach China (1900) wurde den Deutschen nachträglich, wenn auch widerwillig, in dem Grafen Waldersee der Oberbefehl zugestanden; worauf dann allerdings Ordnung geschaffen wurde. Dabei haben sich die deutschen Truppen durch Tapferkeit und Mannszucht ausgezeichnet.

An den spanisch-amerikanischen Krieg 1898 knüpft sich eine bedeutende Entwickelung der deutschen Flotte und der deutschen Kolonien. Schon zu Anfang des Jahres 1898 hatte die „Allgemeine Zeitung" in München eine Umfrage über die Wünschbarkeit einer starken Flotte zur Verteidigung der deutschen Küsten und zum Schutze gegen eine Blockade, deren Notwendigkeit für Machtstellung und Handel usw. erlassen, die von 464 Männern bedeutenden Namens in Wissenschaft und Lebensstellung mehr oder weniger eingehend mit entschiedener Beistimmung beantwortet wurde. Im Jahre 1900, in welchem das Reichskanzleramt aus den müden Händen des greisen Fürsten Hohenlohe in die rüstigen des Grafen Bernhard von Bülow überging, eines Mannes, dessen Übereinstimmung mit dem Kaiser nicht zweifelhaft war, erschienen in Stuttgart in zwei Bänden Reden und Aufsätze über Handels- und Machtpolitik, im Auftrage der freien Vereinigung für Flottenvorträge, herausgegeben von Gustav Schmoller und anderen, die kräftig für eine starke Stellung Deutschlands in der Weltpolitik eintraten. Dem gleichzeitigen Flottengesetze

von 1898 folgten die Nachträge von 1900 und 1905. Im Jahre 1906 zählte die deutsche Kriegsflotte 127 Fahrzeuge mit über einer halben Million Tonnengehalt und 40 672 Mannschaften, und die Handelsflotte (1905) 4224 Seeschiffe mit $2^1/_3$ Million Registertonnen und 60 616 Mannschaften.

Die Erwerbung deutscher Kolonien wurde stets nach dem Maßstabe der reichsfreundlichen oder reichsfeindlichen Politik beurteilt. Jene fand mit Recht, daß eine europäische Macht ohne überseeische Kolonien sowohl in Europa als anderswo eines wahren Ansehens entbehre, während die Gegenpartei sich lediglich von Gründen, angeblich der Sparsamkeit, in Wahrheit der Mißgunst gegen das Reich und des Mangels an Vaterlandsliebe leiten ließ. Leider standen bei Gründung des Deutschen Reiches diesem keine sehr wertvollen und bedeutenden, namentlich keine auf dem Boden älterer Zivilisation gelegenen überseeischen Gebiete mehr zu Gebote, wie sie England und Frankreich in Indien und Afrika, jenes auch in Amerika und Australien besaßen. Und was Spanien und Portugal früher besessen, war längst entweder unabhängig geworden, oder es bestand in ärmlichen Überbleibseln, namentlich nachdem der Rest von Spaniens Weltmacht, Cuba, Puertorico und die Philippinen in die begehrlichen Hände der Amerikaner gefallen waren. So blieben für Deutschland nur unkultivierte Landstriche von geringer Ausdehnung und auf niederer Kulturstufe stehender Bevölkerung übrig. Dies bezieht sich namentlich auf die afrikanischen Gebiete im Südwesten, in Kamerun und Togo, in dem sehr wichtig gewordenen Ostafrika und auf den nordöstlichen Teil von Neu-Guinea nebst dem vorliegenden „Bismarck-Archipel" und den Marschall-Inseln.

Besser steht es mit der schon erwähnten Erwerbung in China und mit den durch den Vertrag vom 2. Dezember 1899 für das Reich gewonnenen Hauptinseln der Samoa-Gruppe Upolu und Sawaii. Durch Kauf von dem 1898 niedergeworfenen Spanien kamen am 6. Juni 1899 die Marianen und Karolinen dazu. Zu wirklicher Kolonisation, d. h. Ansiedlung von Europäern eignet sich des Klimas wegen einzig Südwest-Afrika, das aber bis zur jüngsten Zeit von Einfällen und Angriffen hottentottischer Stämme, der Hereros und Namaquas, heimgesucht wurde, aber nun beruhigt zu sein scheint. Das Gesamtgebiet der deutschen Kolonien hat übrigens keinen geringen Umfang; denn es übersteigt das Mutterland um das Fünffache. Die deutschen Kolonien haben bereits vor denjenigen anderer europäischer Staaten einen wesentlichen Vorzug aufzuweisen, indem die Eingeborenen, die ja stets die Träger einheimischer epidemischer Krankheiten sind, zu hygienischer Lebensweise angehalten werden, während die Engländer sie von sich abschließen, die Franzosen aber diese Verhältnisse bisher

völlig vernachlässigten und erst kürzlich angefangen haben, das deutsche, von Prof. Koch geleitete Verfahren nachzuahmen.

Dagegen sind die Zustände in den deutschen Kolonien, namentlich an der letzten Jahrhundertwende, vielfach, und zwar nicht nur von Feinden des Kolonialwesens, sondern auch von Freunden, und von diesen mit tiefem Bedauern, nachteilig beurteilt werden, wozu allerdings verschiedene Vorfälle, namentlich Mißgriffe von Kolonialbeamten („Tropenkoller“) das ihrige beigetragen haben. Dr. Friedl Martin, der 15 Jahre in englischen, holländischen und deutschen Kolonien zugebracht hat, tadelte 1902, daß aus dem Mutterlande nach den Kolonien Juristen und immer nur Juristen als Beamte gesandt werden und bedauerte, daß die Gepflogenheiten deutscher Bureaukratie es nicht gestatten, praktische und erfahrene Männer, wie Kaufleute und Pflanzer, an die Spitze und in die Ämter der Kolonien einzusetzen, wie dies in den überseeischen Besitzungen anderer Staaten der Fall ist. Ferner fand es Martin für das Wohl der Kolonien nicht zuträglich, daß die höheren Beamten (Gouverneure) der Kolonien vom Kolonialamte in Berlin, das ihnen an Erfahrung und Sachkenntnis weit nachsteht, in Abhängigkeit gehalten und keiner freieren Hand gewürdigt werden. Diese Art der Geschäftsführung hat die unpassendsten und ungeschicktesten Maßnahmen zur Folge gehabt, die für tropische Verhältnisse nicht geeignet, sondern für die einheimischen berechnet waren! Martin geht soweit, zu sagen, daß der neben der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes stehende Kolonialrat in seiner heutigen Zusammensetzung absolut unnütz und unbrauchbar sei! Ob die Schutztruppen von vornherein notwendig oder nicht vielmehr Anreizungen zu Unruhen und Aufständen seien, darüber erlauben wir uns keine Ansicht zu äußern. Dagegen sind die Mißhandlungen der Eingeborenen durch gewisse Beamte so sehr Anlaß zu Skandalen gewesen, daß wir diesen hinlänglich bekannten Gegenstand fallen lassen können.

Allgemein wird die im September 1906 stattgefundene Ernennung des Geheimrates Bernhard Dernburg zum Direktor des Kolonialamtes als der Anfang zu besseren Zuständen in den Kolonien begrüßt.

Dernburg hielt am 20. Januar 1907 in München einen Vortrag, der als Vorzeichnung seiner neuen Wirksamkeit betrachtet werden kann. Der Redner (B. A. Z. 1907 Nr. 16) sagte: „Wir beginnen jetzt damit, womit wir vor 22 Jahren hätten beginnen müssen, als wir zuerst Kolonien erwarben.“ Er begann seine Ausführungen mit der offenen Erklärung: „Wir haben seit 22 Jahren Kolonien; aber wir haben bisher keine koloniale Politik gehabt.“ Dieser Fehler liege, fuhr Dernburg fort, darin, daß die Deutschen weitesten Kreise von den Kolonien ihres Reiches nichts wissen, ihre Geschichte nicht kennen und nur von begangenen Fehlern und Irrtümern etwas gehört haben.

Was in dieser Richtung zu tun sei, faßt Dernburg in die Worte zusammen: „Erziehung zum kolonialen Verständnis. Wir müssen geduldig, fleißig und zähe sein, damit die Früchte einer Kolonialpolitik langsam reifen.“ Das Beispiel dazu soll England bieten und als Vorbild in der Tatkraft diene Bismarck. Dafür muß die öffentliche Meinung gewonnen, muß über die kolonialen Verhältnisse aufgeklärt werden. In der Erfüllung dieser Hoffnungen erblickt Dernburg die größten Gewinne für Handel, Gewerbe und Ansiedelung in den Kolonien.

Eine Ansiedelung im Innern hat Deutschland seit kurzer Zeit in seinen von Polen bewohnten Ostmarken ins Werk zu setzen begonnen. Die Veranlassung dazu lag in dem aufdringlich nach Westen drängenden Treiben der Polen, gegen das eine Ausdehnung deutscher Niederlassung in jene Gegenden als notwendig erachtet wurde. Es leben im Deutschen Reiche an drei und eine drittel Million Polen, mit Ausnahme der 150 000 protestantischen und gutpreußischen Masuren, durchweg nationale und religiöse (römisch-katholische) Fanatiker, und zwar bis auf die Kinder herab. Es liegt auf der Hand, daß es ein schweres Stück Arbeit ist, gegen diese Masse und gegen das „schlafende Heer“ (wie eine Sage die der „Befreiung“ harrenden toten polnischen Krieger nennt) anzukämpfen. Weilt auch ein guter Teil der Polen in Berlin, Sachsen und Westfalen, so umfaßt doch die reichs- und deutschfeindliche Menge drei Millionen und die weiten Gebiete von Westpreußen, Posen und Oberschlesien. In diesen Provinzen verhalten sich die Deutschen zu den Polen wie die Zahlen 4 zu 5 (Ernst Osteroth-Eichen, B. A. Z. 1906 Nr. 119 f.). Vor der Völkerwanderung waren diese Gebiete durchaus von Germanen bewohnt! Sie zogen von hier aus nach Italien, Spanien und Afrika und überließen ihre Heimat den Slawen; dasselbe geschah auch in Böhmen und Mähren. — Das ganze Land zwischen Weichsel und Elbe, teilweise bis zur Saale war slawisch, bis im zehnten und den folgenden Jahrhunderten die Deutschen wieder vordrangen und alles Land bis auf die jetzt noch polnischen, wendischen und tschechischen Gebiete eroberten und germanisierten. Seit dem 15. Jahrhundert, als Polen die erste Macht im Osten war, drang das polnische Element wieder nach Westen vor. Seit der Teilung Polens aber ist die Sprachengrenze zum Stillstande gekommen, ja die Deutschen waren die Stärkeren und erlangten Erfolge. So ist durch die Deutschen eine Kultur emporgeblüht, die in polnischer Zeit unbekannt war und gegenüber den Zuständen in Russisch-Polen in erstaunlichster Weise absticht. Leider aber ist um 1830 die Krankheit der Polenschwärmerei aus Mitleid mit dem von Rußland unterdrückten Volke ausgebrochen. Seitdem ist den Polen ihr Nationalgefühl wieder gewachsen, dank der Schwäche Friedrich Wilhelms IV. und der Hätschelung von österreichischer Seite. Es

bedurfte eines Bismarck, um diesem Treiben ein Ende zu machen. Aber weiter kam auch Er nicht, dem die Neuordnung des Deutschen Reiches keine Zeit dazu ließ.

Ein ferneres Hindernis deutschen Vorgehens gegen die polnische Gefahr brachte der „Kulturkampf", der die Polen mit den „deutschen" Ultramontanen zu inniger Freundschaft verband, die, bis auf einige entstandene Löcher noch heute besteht! Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand in dem ehemaligen Reiche, das bisher nur Junker, Juden und leibeigene Bauern gekannt hatte, ein polnischer Mittelstand, die Polen begannen zu lernen, polnische Vereine schossen auf wie Pilze. Banken und Sparkassen entstanden, und das Polentum begann, sich im Umfange seines gewesenen Reiches zu einer starken Phalanx zu entwickeln.

Im Jahre 1885 ging endlich die preußische Regierung zu Schritten gegen das vordringende Polentum über. Eine Ansiedelungskommission wurde aufgestellt; leider aber fehlt es an Ansiedlern, und so sind ihr die polnischen Ansiedelungsbanken weit überlegen. Wir lesen (B. A. Z. 1906 Nr. 120), daß in der Zeit, die wir hier betrachten, zehntausend Hektaren von deutschen in polnische Hände übergegangen sind! Viele Umstände tragen zu diesen Erfolgen bei. Die Slawen vermehren sich in demselben Grade stärker als die Germanen, wie diese gegenüber den Romanen; sie sind in Europa vom schwächsten zum stärksten Völkerstamme emporgewachsen. Sie machen, allerdings als Schüler der Deutschen, mächtige Fortschritte in der Kultur, und die vielverspottete „polnische Wirtschaft" ist bald nur noch eine Legende. Die Polen bilden zwar zwei Parteien, eine Adels- und eine Volkspartei, die sich aber gegen Außen als nur e i n e Partei, die nationalkatholische fühlen; die Deutschen aber sind in zahllose Parteien zersplittert. Die Polen träumen nicht nur von Herstellung ihres alten Königreiches; diesem sollen auch die ganzen Provinzen zufallen, in denen Polen leben! Dafür schwärmen die Polen von Smolensk bis Krakau und von Lemberg bis Danzig, während den Süd- und Westdeutschen für diese große, Deutschland bedrohende Gefahr, das Verständnis abgeht. Indessen hat doch die Ansiedelungskommission mit Aufwand von 350 Millionen Mark 58 Quadratmeilen dem Deutschtum gewonnen und mit 81 000 Deutschen bevölkert.

Ein Wort des Fürsten Bismarck hat 1894 zur Gründung des deutschen O s t m a r k e n v e r e i n s oder des Vereins zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken geführt. An seine Spitze traten (wir folgen hier dem Werke von W. v. Massow, Die Polen-Not, Berlin 1903) drei angesehene Großgrundbesitzer in der Provinz Posen: der Landesökonomierat K e n n e m a n n auf Klenka (geb. 1815), der Major a. D. von T i e d e m a n n auf Seeheim und der zu früh (1900) ver-

storbene Dr. Ferd. von **Hansemann** auf Pempowo, alle drei begeisterte, arbeitslustige und kräftige Vorkämpfer des Deutschtums, nach deren Anfangsbuchstaben die Polen den Parteinamen der Hakatisten formten, den aber die Deutschen mit Stolz übernahmen.

Der Ostmarkenverein verfolgte das Ziel, die Deutschen aller Länder mit der polnischen Gefahr bekannt zu machen, sie zur Einigkeit in Bekämpfung dieser Gefahr anzufeuern, sie zum Meinungsaustausch darüber zu veranlassen. Die Aufgabe ist eine schwierige, da bereits auch nicht nur eine polnische Organisation, der Marcinkowski-Verein besteht, sondern die römisch-katholische Kirche in Polen als solche einen deutschfeindlichen Verein bildet. Dem Ostmarkenverein ist trotzdem jede Maßlosigkeit fremd. Er geht mit Ruhe vor, und schon ist ihm die Ausmerzung der frühern lächerlichen Polenschwärmerei gelungen. Seine Wirksamkeit kann wohl erst in der Zukunft richtig beurteilt werden. Sie wird aber nur dann eine fruchtbare sein, wenn sie sich nicht nur vor Gewalttätigkeit hütet, sondern auch dem in den Ostmarken oft abstoßenden Treiben des Junkertums und der Bureaukratie entgegenarbeitet. Geistiges Vorgehen des Deutschtums wird die edelste und würdigste Propaganda sein. Ihm dienen ja bereits die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, das Kaiser-Friedrich-Museum der deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft und die königliche Akademie (gegründet 1903) in Posen, eine freie Hochschule ohne die gelehrten Befugnisse einer Universität, die von durchschnittlich 1100 Hörern beider Geschlechter und verschiedener Stände und Kreise besucht wird.

Ein Krebsübel, das Deutschland an manchem Fortschritt zu mehr Einheit, Freiheit und Macht hindert, ist das leidige **Parteiwesen**. Zwei reaktionäre Parteien, denen die Orthodoxie der beiden großen Bekenntnisse angehört, die agrarische und konservative Rechte und die unter dem irreführenden Namen des Zentrums, die unbedingte Gefolgschaft des Papsttums verbergende Jesuitenpartei können, wenn sie zusammengehen, jeden Fortschritt verhindern, worin ihnen Polen und Welfen gern Hilfe leisten. Auf der andern Seite arbeitet, wenn auch aus anderen Gründen, an dem gleichen Werke der rote Kommunismus, auch eine Orthodoxie, die ihren Papst und ihre Bibel in Marx und dessen „Kapital" hat und jeden freien Gedanken verpönt, der nicht auf die Herrschaft des Proletariates hinzielt. Zwischen diesen äußersten Heerscharen ist der Liberalismus, d. h. der freie Gedanke, leider in mehrere Fraktionen zersplittert, die mehr konservativen Nationalliberalen und drei Gruppen der mehr radikalen Freisinnigen. Wir haben die Schmach erlebt, daß jahrelang das Papsttum als Zentrum die Wage des Deutschen Reiches auf- und abzuschnellen imstande war, bis die Reichsleitung durch Auflösung des Reichstages Ende 1906 dem Unwesen ein Ende machte. Freilich sind in den Wahlen von Anfang

1907 die Rechte und das Zentrum ungefähr gleich stark geblieben. Aber die Umsturzpartei ist auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und die Freisinnigen haben sich verstärkt und glücklich zusammengefunden, und es ist nur zu hoffen, daß sie und die Nationalliberalen sich auch noch verständigen und zusammen ein starkes Heer des Fortschritts und der Gewissensfreiheit bilden werden.

Zum Glücke gibt es Fortschritte, die nicht von den Parteien abhängen. Ein solcher ist derjenige in der Rechtseinheit des Reiches, der mit Anfang 1900 das Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft hat treten lassen. Vermißt auch Prof. Heinrich Dernburg in dem neuen Werke die Klarheit und Eleganz des französischen Code civil oder Code Napoléon und findet darin zu viel deutsche Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, so sagt er dagegen: „Er (der Stoff des Gesetzbuches) ist ein gesunder, enthält, gegenüber den bisherigen bürgerlichen Rechten Deutschlands erhebliche Fortschritte; inhaltlich steht das deutsche Gesetzbuch doch über dem französischen." Das nämliche ist der Fall bezüglich des besonderen Teiles der Frauenrechte. Die moderne Frauenbewegung ist mit dem deutschen Gesetzbuche unzufrieden, obschon dieses die Frau mündig erklärt, während sie nach dem Code Napoléon beinahe rechtlos ist!

Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß das Deutsche Reich, obschon ärmer an Flächenraum als früher, doch mächtiger dasteht als jemals seit den Zeiten der Hohenstaufen. Es hat seit damals die Niederlande, Burgund, die Schweiz, Oberitalien und Österreich verloren, zählte aber im Jahre 1906 sechzig Millionen 641 278 Einwohner. Seine Bevölkerung hat sich seit 1815 beinahe verdreifacht und zählt über 20 Millionen mehr als Frankreich, das sich jährlich nicht einmal um eine Million vermehrt. Die Zahl der Geburten übersteigt die der Todesfälle (1906) um 15 Prozent auf 1000 Einwohner. Diese Vermehrung ist aber nicht an sich ein Glück. Es kommt darauf an, ob die Vermehrung der Lebensmittel damit Schritt halten wird und zwar auf die Dauer; das wird die Zukunft lehren!

Ein Trost für die im Laufe der Zeiten dem Deutschen Reiche verlorenen Gebietsteile liegt darin, daß wenigstens die deutsche Sprache in jenen Gebieten, wo sie schon vorher herrschte, ihre Herrschaft behalten und weiter durch Auswanderung und Niederlassung in fremden Gebieten die Zahl der sie Sprechenden vergrößert hat. Es sprechen gegenwärtig deutsch:

Im Deutschen Reich	56,2	Millionen,
in Österreich	10	„
in Ungarn	2,2	„
in der Schweiz	2,3	„
in Holland, Belgien und Luxemburg	0,3	„

in Rußland und Finland	2	Millionen
in andern europäischen Ländern . .	1,8	„
in Amerika	12	„
in anderen Erdteilen	0,5	„
Zusammen	87,3	Millionen.

Soweit reicht Hochdeutsch. Dazu kommt Niederdeutsch (mit Ausnahme der Plattdeutschen, die in Amt, Schule und Kirche Hochdeutsch sprechen und verstehen):

In Holland	5	Millionen,
in Belgien	3,5	„
in Südafrika und anderen Erdteilen	0,5	„
Zusammen	9	Millionen.

Im ganzen also nahe an hundert Millionen. Das Englische zählt etwa das Doppelte, das Russische etwas über die gleiche Zahl wie das Gesamtdeutsche. Alle anderen Sprachen der Erde erreichen die Deutsche nicht, natürlich das Chinesische ausgenommen, das von über 400 Millionen gesprochen wird, aber einen auf Ostasien beschränkten Raum einnimmt, während die größeren europäischen, die Kultursprachen, namentlich jene des Westens und der Mitte, die gesamte Erde umschlingen.

Der hier behandelte Zeitraum ist unter anderem bemerkenswert durch das Verschwinden der sog. elsässischen Frage. Frankreich hat, wohl oder übel, auf die Revanche verzichtet; was würden 38 Millionen gegen 60 solche vermögen? Auch von der Disziplin des französischen Heeres hört man nicht das günstigste. Kulturlich wichtiger aber ist, daß Elsässer selbst, und darunter sogar welche mit französischen Namen, wie Prévôt und Fleurent, sowie dort aufgewachsene von deutscher Herkunft, wie Flake und Bergsträßer, sich, wenn schon nicht ohne Tadel gegen manche Zustände, zugunsten der deutschen Sache aussprachen. Fleurent sagt in einer französischen Zeitschrift: „Die deutschen Ideen werden sich von Tag zu Tag allgemeiner verbreiten. Sie werden nicht auf einmal den Elsässer erobern, aber in kleinen Einzelheiten durch Annahme des Deutschen, bald in diesem und dann in jenem Punkte, und diese einzelnen Vorgänge werden sich in etwas verdichten, was nichts anderes sein wird als die deutsche Kultur.“

Als ein Land, in dem es keine Sprachenkämpfe gibt, verdient die Schweiz hervorgehoben zu werden. Ihre Anfänge in der Umgebung des Vierwaldstätter Sees waren rein deutsch, und die hinzugekommenen „Orte“ (Kantone) blieben es bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Da riß sich die Eidgenossenschaft vom Deutschen Reiche

durch den „Schwabenkrieg“ los und geriet durch die Kriege mit Mailand unter französischen Einfluß. Die von einem deutschen Fürsten gegründete und bis dahin deutsch sprechende Stadt Freiburg in Üchtland nahm die französische Sprache an; diese wurde auch die Umgangssprache der Patrizier von Bern und Solothurm. Ihr Volk aber blieb deutsch, und das „Welsch“, dessen Gebiet aus Eroberungen der deutschen Schweizer entstand, machte keine weiteren Fortschritte, außer daß die Stadt Biel (Bienne) in neuester Zeit durch die eingeführte Uhrenmacherei zu einem Drittel und der Flecken Siders (Sierre) in Wallis durch die Einwirkung der französierenden Simplonbahn zu mehr als der Hälfte französisch wurden. Dagegen sind die Kantone Neuenburg, Waadt und Genf von Deutsch-Schweizern überflutet, deren Kinder dann leider meist „welsch“ werden. Immerhin sprechen heute von 3 315 443 Einwohnern der Schweiz 2 312 942 Deutsch als Muttersprache.

Gegen die italienische Schweiz hat die deutsche die Alpengrenze, die sprachlich wohl kaum überschritten werden kann. Doch hat die Gotthardbahn, die ebenso verdeutschend wirkt wie die Simplonbahn verwelschend, ein Heer deutschsprechender Beamten eingeführt. Seit undenklichen Zeiten liegt im Kanton Tessin ein deutsches Dörfchen Bosco, das wohl von Wallis her bevölkert wurde. In dem in alter Zeit ganz romanischen Graubünden ist schon im Mittelalter im nördlichen Teile und am Hinterrhein das Deutsche eingedrungen. In dem bis vor kurzer Zeit ganz romanischen Engadin macht das Deutsche durch den Fremdenverkehr reißende Fortschritte. Das Rätoromanische wird vielleicht in hundert Jahren verschwunden sein. Vierzehn Kantone sprechen ganz deutsch, Bern zum größten Teile, Freiburg und Wallis in der Minderheit. Französisch sprechen im ganzen 730 917, Italienisch 221 182, Rätoromanisch 38 661, anders 11 744 Einwohner.

Am 3. November 1907 hat die Schweiz eine neue einheitliche Wehrordnung und im Dezember ein seit langem durchgearbeitetes gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch erhalten. Ein gemeinsames Strafgesetzbuch ist in Vorbereitung begriffen.

In Belgien ist das Verhältnis der Sprachen ähnlich wie in der Schweiz, nur daß hier die romanische (wallonische) Minderheit stärker ist als dort (früher sogar im amtlichen Verkehr allein herrschte). Anders verhält es sich aber mit dem Sprachfrieden, den es in Wirklichkeit kaum gibt. Außer den beiden Hauptsprachen, der niederländischen (flamändischen, vlämischen) und der französisch-wallonischen, gibt es noch eine dritte Sprache, wenn auch auf geringerem Gebiete, die deutsche. Nachdem im März 1898, nach früheren vergeblichen Versuchen, der vlämischen Sprache dieselben Rechte wie der französischen im Amtsgebrauche gewährt worden waren (vom Abgeordnetenhause

mit 99 gegen 19 Stimmen), trat der eigentümliche Fall ein, daß vonseiten der Wallonen der Antrag gestellt wurde, der deutschen dieselben Rechte einzuräumen wie den Vlamen, allerdings nur, damit diese ihr Ziel nicht erreichten, so daß die Vlamen den Antrag heftig bekämpften. In beiden Kammern aber wurde der den Deutschen günstige Antrag abgelehnt, was aber zur Folge hatte, daß die belgischen Deutschen sich ihres Volkstums erinnerten und ihre Sprache wieder zu pflegen begannen.

In Holland erhoben die Deutschen der Provinz Limburg noch keine Ansprüche auf Geltung ihrer Sprache. In beiden niederländischen Staaten ist übrigens von Parteikämpfen die ganze Geschichte eingenommen, nur daß das liberale Belgien gegen einen Feind, die Ultramontanen, zu kämpfen hat, das liberale Holland aber gegen den schwarzen Bund der Katholiken und der orthodoxen Kalvinisten. Beide Staaten haben auch ihre Kolonialsorgen, namentlich Belgien, das doch keine Seemacht hat, mit dem Kongostaat, der ihm widerwillig aufgedrängt wird, und Holland mit seinem ostindischen Reiche, das sich zwar in blühendem Zustande befindet, aber in Atscheh noch Widerstand findet. Dazu kommt für Holland noch die Frage der Erbfolge seiner liebenswerten jungen Königin.

Weit schlimmer aber als in Belgien steht es mit der Sprachgerechtigkeit in Österreich-Ungarn! Hier kämpfen die Sprachen nicht nur im Parlament, sondern mit Prügeln, Steinwürfen und Schüssen auf der Straße, und die der zahlenmäßigen oder auch nur anständigen Minderheit, welche leider meistens die deutsche ist, werden durch einseitige Willkürhandlungen der am Ruder befindlichen Partei brutal unterdrückt!

Wir haben diese traurigen Verhältnisse bereits (VII S. 51—59) besprochen, und seither sind sie leider nicht anders oder gar besser geworden. In Ungarn ringen die von den Magyaren geknebelten, sie an Zahl überragenden, aber an Einigkeit hinter ihnen zurückstehenden Völkerschaften seit Jahren um das allgemeine Wahlrecht, das von den Arpadsöhnen zu ihren Gunsten in seiner mittelalterlichen Urform bewahrt wird. In Österreich ist es zwar seit 1906 eingeführt, dient aber nur den Schwarzen und Roten, die Weißen zusammenzuquetschen. An allen diesen Mißständen kann das habsburgische Reich über kurz oder lang zusammenbrechen.

2. Die Nord- und Ostseeländer.

a) Großbritannien.

Die neueste Geschichte des europäischen Inselreiches sah beinahe genau an der Jahrhundertscheide ein neues Gesicht auf dem Throne, der nicht zum Herrschen, sondern nur zum „Regieren" da ist, erscheinen. Nach einer selten vorkommenden Länge des Besitzes der Krone schied Königin Viktoria, die als junges Mädchen gekrönt worden, als mehr denn 80 Jahre zählende Urgroßmutter, am 22. Januar 1901 aus dem Leben. Viktorias letzte Jahre waren sehr bewegt. Auf Gladstones Rücktritt (1894) folgte im nächsten Jahre der große Sieg seiner Gegner, der Unionisten. Nachher aber begann die gegenseitige Annäherung der durch die Frage des Home rule für Irland gespaltenen Liberalen unter dem Zeichen des Fallenlassens dieser Frage und unter der Führung Campbell-Bannermans. Der Krieg in Südafrika befestigte den Unionismus, und während dieser Krise bestieg Eduard VII. den Thron.

Alle diese inneren Kämpfe taten der äußern Macht des britischen Reiches keinerlei Eintrag. Dieses ist mit all seinen Kolonien das ausgedehnteste Weltreich der Gegenwart, gegen das die schwerfälligen, ungegliederten Massen des russischen und chinesischen Besitzes nicht in Betracht kommen können. Ein Reich, das in sämtlichen Zonen der Erde durch mehr oder weniger blühende Länder vertreten ist, kann offenbar der menschlichen Kultur mehr Schätze bieten und Fortschritte schaffen als ein zusammenhängendes, das nur in je zwei Zonen ausgebreitet und so überreich an Wüsten und Steppen ist wie die beiden genannten. In so verschiedenartigem Verhältnis die britischen Kolonien zum Mutterlande stehen (von vollständiger Abhängigkeit bis zu weitestgehender Selbstverwaltung wie auch in ihrem Werte für Handel, Gewerbe und Landbau), so hängen sie doch durch den Reichsgedanken zusammen, der namentlich seit dem Burenkriege an Stärke gewachsen ist und nun statt dem alten Großbritannien nur noch von Größerbritannien (Greater Britain) wissen will. Dieser Reichsgedanke, den zuerst Carlyle gefaßt haben soll und dem Disraeli (Lord Beaconsfield) durch die Erhebung Indiens zum Kaiserreich Gestalt gab, erfüllt die Angelsachsen unter dem Namen des Imperialismus, den nun auch die republikanischen Nordamerikaner (s. oben S. 22) angenommen haben.

Riesig ist der Unterschied zwischen den Zahlen der Ausdehnung und Bevölkerung des Mutterlandes und seiner Kolonien und Besitzungen. Während Großbritannien auf 314 869 qkm (1905)

43 722 074 Einwohner (1801 : 16 237 298) hat, zählt Größer-Britannien auf fast 30 Millionen qkm 391 Millionen Einwohner aller möglichen Rassen, deren Herren, die Engländer, 95 Millionen zählen.

Die Flotte, das wichtigste Verbindungsmittel des weit verteilten Reiches besteht aus (1905) 797 Kriegs- und (1904) 20 580 Handelsschiffen, jene mit 192 050, diese mit 260 000 Mannschaften.

So wie die größerbritische Bewegung oder der Imperialismus sich bis heute entwickelt hat, ist ihr eigentlicher Grund ein wirtschaftlicher, so daß es sich nur darum handeln zu können schien, ihre Zoll- und Handelsverbindungen enger zu verknüpfen. Dieses Bestreben wechselte mit neu auftauchenden Plänen einer politischen Einigung unter den Formen eines Reichsparlaments oder Reichsrates oder einer Reichssteuer (bez. eines Reichszolls) zum Zwecke der Reichsverteidigung. Aber obschon seit 1887 Zusammenkünfte der ersten Kolonialminister von Kanada, Kapland, Australien, Neuseeland, die beinahe republikanisch eingerichtet sind, teils in London, teils in Kolonialstädten abgehalten wurden, gelangte man zu keinem Ergebnis. Der erste Mann, der darauf „es offen vor der Nation als sein letztes Ziel hinstellte, eine neue Verfassung für das britische Reich zu schaffen, eine neue Regierung mit gesetzgebender und Besteuerungsgewalt über Länder, die, durch weite Meere getrennt, die verschiedensten Lebensbedingungen haben" (Thomas Lenschau, England in deutscher Beleuchtung 10. Heft), war Jos. Chamberlain. Als Mittel zu diesem Zwecke verkündete er die Begründung eines Reichszollvereins mit Zöllen gegen das Ausland und Freihandel im Innern. Man begann bereits 1897, die Handelsverträge mit fremden Ländern (zuerst mit Deutschland und Belgien) zu kündigen, und als ein weiterer großer Schritt wurde der Krieg gegen die Buren betrachtet, deren Sieg den Abfall Südafrikas und wohl auch weiterer selbständiger Kolonien von England herbeigeführt haben würde, deren Lust dazu kein Geheimnis mehr war. In der Folge wurde jedoch der innere Freihandel „als unpraktisch" fallen gelassen und bloß Zollerleichterungen in Aussicht genommen. Immerhin entpuppte sich der Plan Chamberlains als reine Geschäftssache ohne höhere ideale Ziele. Er trat 1903 aus der Regierung, um sich ganz der Agitation zu widmen. Je nach dem Stande der Lage veränderte er seine Ansichten und Absichten, und die nicht klare Haltung des Ministerpräsidenten Balfour ihm gegenüber führte 1906 dessen Sturz und den liberalen Sieg herbei.

Verdienterweise ist der schutzzöllnerische Imperialismus unterlegen und „die Bewegung in einen Stillstand eingetreten". Da Chamberlain alt und schwach ist, wird sie, wenigstens in nächster Zeit, kaum wieder aufleben.

Wie schon aus Chamberlains Plänen hervorgeht, sind die Träume von einem britischen Weltreiche dem europäischen Festlande feindlich. Wie Paul Dehn sagt, „bauen und spekulieren noch heute die Engländer auf die Uneinigkeit der europäischen Mächte". Die englische Presse war schon längere Zeit Deutschland gram, und diese Stimmung erreichte ihren Gipfel 1905 bei Anlaß der Marokkofrage, und jene Presse scheute vor Lügen und Verleumdungen, deren Richtigkeit auf der Hand lag, nicht zurück.

Dieser bedauerliche Preßfeldzug trieb immer weitere Blüten von Gehässigkeit, die natürlich auf dem Festlande an die Stelle der früheren Bewunderung des freiheitlichen Inselreiches tiefes Mißtrauen säeten. Dazu kam die Sympathie, die man hier für die unglücklichen Buren hegte, welche aber in England die Bitterkeit noch steigerte. Die aufblühende deutsche Gewerbetätigkeit verschnupfte dort in arger Weise, ebenso die Hebung der deutschen Flotte und Schiffahrt und die Erwerbung deutscher Kolonien, und es wurden Deutschland die wunderlichsten Kriegs- und Koloniepläne angedichtet. Die weite Ausbreitung der englischen Presse schien diese Anfeindungen gefährlicher zu gestalten als sie waren. In der Tat nahm man sie in Deutschland sehr kühl auf und würdigte sie meist keiner Erwiderung, da man sie nicht ernst nahm. Wirklich ließ der Kriegseifer endlich nach; es wurde abgewiegelt, und der Friede kehrte zurück. Eine Vereinigung bedeutender Engländer begann mit einer günstigern Beurteilung Deutschlands vorzugehen. Endlich folgten sich die noch in frischer Erinnerung stehenden Besuche beiderseitiger Behörden und Gesellschaften, die sich zu feierlichen Empfängen und wahren Triumphzügen gestalteten und endlich durch Zusammenkünfte der Monarchen freundlichen Abschluß fanden.

Während England noch im Zwiste mit Deutschland begriffen war, machte es seinen Frieden mit dem lang und viel geprüften Irland, dessen Home rule 1886 mit Gladstone gestürzt war. Mannigfachen Unruhen und Gewalttätigkeiten machte endlich die Landbill von 1891 ein Ende, durch welche den Pächtern die Erwerbung ihrer Grundstücke als Eigentum erleichtert werden sollte. Sie fand ihren Abschluß durch das Agrargesetz von 1903, das 112 Millionen Pfund Sterling zur Unterstützung der Pächter bewilligte und vom Unterhause mit 443 gegen 26 Stimmen angenommen wurde. Man glaubt aber, daß nun Home rule ebenfalls wieder aufleben werde.

b) Skandinavien.

Die Nachkommen der seetüchtigen Wikinger im äußersten Norden Europas haben zwar die wilde Lust ihrer Vorväter, fremde Küsten

zu erobern und auszurauben, seit Jahrhunderten aufgegeben, sind aber immer noch Feuer und Flamme für die Unabhängigkeit ihrer Heimat und für die Freiheit ihrer Vaterländer von fremder Herrschaft. Daß sie damit auch die Liebe zum Fortschritt und zum Frieden verbinden, haben sie auch in unserer Zeit mit ehernen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegraben.

Hoch im Norden des Atlantischen Ozeans, zwischen brandenden Meereswogen und lohenden Feuerbergen ragt die alte norwegische Kolonie, Island. Die Schulgeographie erklärt sie als dänische Provinz; in Wahrheit hat sie ihre Unabhängigkeit nie aufgegeben. Die Enkel der Eroberer Grönlands und der ersten, wenn schon lange Zeit vergessenen Entdecker der Neuen Welt, sowie der Dichter des Eddabuches, waren tatsächlich stets Bürger einer Republik. Man hatte sie nur vergessen, als Dänemarks Krone ihr Stammland Norwegen verlor, sie aber nicht ihre Freiheit. Seit siebenzig Jahren kämpften sie mit Dänemark um ihr altes Landesrecht, bis sie endlich durch die Verfassung von 1903 ihre eigene Regierung erhielten, deren Haupt zwar vom König gewählt wird, aber ihrer alten Sprache kundig sein muß und dem Althing, dessen Wahlrecht erweitert wurde, verantwortlich ist.

Ähnlich wie seine einstige Kolonie erkämpfte ohne Blutvergießen in unserer Zeit Norwegen seine volle Unabhängigkeit von Schweden. Norwegen ist eines der ältesten Reiche Europas und war nie einem anderen Staate untertan, wenn es auch zeitweise so schien. Im Jahre 872 durch Harald Harfagr geeinigt, erhielt es 1387, als sein Herrscherhaus erlosch, den König von Dänemark zum Herrscher, doch nur in Personverbindung. Die napoleonischen Kriege haben es dahin gebracht, daß diese Vereinigung gelöst wurde. An ihre Stelle trat nach langen Wirren diejenige mit Schweden, dessen Thronfolger, Napoleons ehemaliger Marschall Bernadotte, bewirkte, daß Schweden, gleichsam als Ersatz für das an Rußland verlorene Finnland die Krone von Norwegen erhielt (durch den Kieler Vertrag von 1814). Dieses hatte sich aber bereits seine eigene Verfassung gegeben, eine der freiesten auf der Erde, und so wahrte es auch trotz der Personalunion seine Unabhängigkeit. Schweden war aber anderer Meinung und betrachtete Norwegen stets als abhängiges Land, erhielt aber dort keinen Einfluß, und die beiden Staaten lebten für sich. Doch blieb ein Zankapfel bestehen, über den sie sich nicht einigen konnten oder wollten. Schweden besorgte die auswärtigen Angelegenheiten beider Länder. So gab es zahllose Streitigkeiten über gemeinsame oder getrennte Wappen, Farben, Flaggen und Münzen. Norwegen klagte über Zurücksetzung; Schweden beanspruchte die Leitung der Union. Was aber dem neuesten Streite seinen

wesentlichen Inhalt gab, war das Verlangen Norwegens nach eigenen Konsuln in fremden Ländern. Der edle König Oskar II. (seit 1872) war dem Frieden geneigt, nicht aber einer Trennung beider Länder. So spann sich der Streit von beiden Seiten weiter, und Flugschriften erschienen, an denen sich der Polforscher Nansen für Norwegen und der Asien bereisende Hedin für Schweden beteiligten. Der Streit wurde zum Bruche, als Norwegen am 23. Mai 1905 ein eigenes Konsulatsgesetz erließ, dem der König seine Genehmigung verweigerte. Die Schweden jubelten ihm begeistert zu. Da beschloß der norwegische Storthing die Kündigung der Union. Schweden protestierte auch gegen diese allerdings willkürliche Tat, aber umsonst, Sie wurde vom norwegischen Volke mit 368 200 gegen 184 Stimmen gutgeheißen, und ihre Spitze erhielt die Trennung durch die Wahl des Prinzen Karl von Dänemark zum König von Norwegen als Hakon VII. mit 259 563 gegen 62 264 (republikanische) Stimmen. Die Kultur der Menschheit kann sich über den unkriegerischen Ausgang des Streites nur freuen. Einen wirklichen Wert hatte die Einigung bei auseinanderstrebenden Interessen und Mißachtung der Unabhängigkeit Norwegens vonseiten Schwedens doch nicht.

Die herbe Leidenszeit Finnlands, das 1808 Schweden nach beinahe siebenhundertjährigem Besitze von Rußland entrissen wurde, gehört der politischen Geschichte an. Hier ist hervorzuheben, daß durch dieses tragische Geschick, durch zarischen Wort- und Vertragsbruch die Natur und der Charakter Finnlands als eines richtigen skandinavischen Landes nicht geändert werden konnte.

Das finnländische Volk, aus einer Mehrheit von Finnen und einer Minderheit von Schweden bestehend, steht in seiner Bildung, die übrigens von Anfang an ein schwedisches Werk war (auch das finnische Epos Kalewala verrät germanische Einwirkung), in beiden Volksstämmen himmelhoch über der des russischen Volkes und hat sich daher auch niemals völlig den rohen Eroberern ergeben. Ein bedauerlicher Umstand war dabei die Uneinigkeit zwischen den beiden Stämmen, den Fennomannen, die den Vorrang des Finnischen, und den Suekomanen, die den des Schwedischen erstrebten. Die menschenunwürdige Tyrannei eines Bobrikow und Plehwe fand aber beide einig gegen sich gewappnet. Das gebildete Europa, besonders Deutschland, hat den Finnländern stets reges Mitgefühl bewiesen. Endlich ist die empörende Russifizierung, allerdings nur durch Japans Siege, gebrochen und dem lange duldenden Volke Gerechtigkeit zuteil geworden, und diese fand ihre Krönung 1906 durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, dessen auch die Frauen teilhaftig sind.

c) Rußland.

In bezug auf den Charakter der furchtbaren und traurigen Ereignisse, die sich in dem hier behandelten Zeitraum abspielten, ist das ungeheure sarmatische Reich, das Osteuropa und als Nebenland Nordasien umfaßt, in zwei ungleich große Gegenden zu unterscheiden, die schon durch ihre Geschichte stark voneinader abweichen. Der eine größere, der das beinahe unermeßliche Binnenland umfaßt, ist das ältere russische Gebiet, das seit Menschengedanken den Zaren gehorcht und dessen Bevölkerung von über hundert Millionen außer den 82 Millionen echter Russen (nicht ohne mongolische Beimischung) und 10 Millionen Polen und Litauern nur Völker asiatischer Rasse beherbergt, die als solche ohne alle politische Bedeutung und ohne höhere Kultur sind, die freilich bei den Russen sich nur auf gewisse Stände beschränkt.

Von diesem Reichskolosse scheidet sich das Küstenland der Ostsee, das die Landschaften Kurland, Livland und Estland umfaßt, gründlich durch reichhaltigere Geschichte und durch die ganze Volksart, so sehr es auch vom Binnenlande dadurch absticht, daß es von den 5 Millionen qkm des europäischen Rußlands und vollends von den 22 Millionen qkm des Gesamtreiches durch seine 94 000 qkm mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern absticht. Die baltischen Provinzen gehören erst seit verhältnismäßig junger Zeit zu Rußland, von dem sie aber niemals solche politischen Zugeständnisse erhielten wie das später eroberte Finnland.

Bekanntlich sind Est-, Liv- und Kurland zur Zeit der Kreuzzüge vom Deutschen Ritterorden erobert und zivilisiert worden. Obschon von zwei verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, Est- und Nordlivland von den finnischen Esten, Südlivland und Kurland von den dem slawischen Zweige des arischen Sprachstamms zunächst verwandten Letten, ist ihr Verhältnis zum Orden und zu ihren später oft wechselnden Herren und zuletzt zu Rußland ein übereinstimmendes geblieben, so wenig auch die Esten und Letten je eine Zuneigung zueinander gefaßt haben. Sie spielten eben beide eine untergeordnete Rolle; denn der Großgrundbesitz und das Bürgertum der Städte gehörten den Nachkommen der deutschen Eroberer. Russen sind auch nach der Einverleibung der drei Länder in ihr Reich nie in beträchtlicher Zahl eingewandert. Esten und Letten sind durch die Deutschen aus Halbwilden zu gesitteten Ackerbauern geworden, welche Wohltat sie aber durch wütenden Haß vergalten. Waren sie auch zeitweise zu schweren Frondiensten angehalten, so standen sie doch niemals auf der Stufe der russischen Leibeigenen, und hatten schon Schulen, als diese den letzteren noch unbekannt waren.

Seitdem die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft stehen, war es das Ziel der russischen Knutenregierung, das Deutschtum in diesen Landschaften zu vernichten; war dieses beseitigt, so würde es nicht schwer werden, die Esten und Letten, die ja in Rußland schon genug Stammverwandte haben, zu Russen zu machen. Wie dies ins Werk gesetzt wurde, ist bereits (VII S. 62 ff.) dargestellt, und wir gehen zu den Ereignissen des letzten Jahrzehntes über.

Rußland hat als den bequemsten Weg, das Deutschtum der Ostseeländer zu zerstören, die Aufhetzung der Esten und Letten gegen die Deutschen gewählt (J. von Dorneth, Die Letten unter den Deutschen, Leipzig 1906).

Dieses Ziel wurde in gehässiger Weise zuerst seit 1882 durch den russischen Senator Manassein verfolgt, der die deutschen Beamten verdächtigte und maßregelte, während der bekannte russische Oberpfaffe Pobjedonoszew an der Bekehrung des (protestantischen) Volkes zur russischen Orthodoxie arbeitete und dem Despoten Alexander III. riet, die hergebrachten Rechte der Deutschen nicht zu beschwören. Die deutschen Beamten und Lehrer wurden durch Russen verdrängt und das Russische wurde als Geschäfts- und Schulsprache eingesetzt. Die bald fühlbare Folge war tiefes Sinken der Kultur, zunehmende Unwissenheit und Roheit. In Schulen und Wirtshäusern wurde das Volk aufgefordert, die Deutschen zu vertreiben. Dies fand nur zu sehr Anklang; allein die Russen verloren die Leitung, die an Volksführer überging, die Unabhängigkeit der Letten und Esten und sozialistische Güterteilung predigten. Hiernverbrannte Schullehrer, die ihr Wissen doch nur den Deutschen verdankten, wühlten unter den immer mehr fanatisierten Volke. Der Krieg wurde neben den Deutschen auch der russischen Regierung erklärt. Wütende bewaffnete Banden zogen raubend und zerstörend im Lande umher. Die russischen Truppen, ohnehin zuchtlos, vermochten nichts gegen die Empörer. Diese bemächtigten sich auch der Hauptstadt Riga, wo am 15. Oktober 1905 ein Gewaltstreik ausbrach. Es herrschte völlige Anarchie. Wo nichts zu rauben war, brannte und mordete man und beging Greuel, die aller Menschlichkeit spotteten. Die deutschen Gutshöfe, die dem Volke mannigfache Wohltaten erwiesen hatten, wurden Ende 1905 das Hauptziel der Schandtaten. Wie das (anonyme) Werk „Die lettische Revolution“ (Berlin 1907) aktenmäßig berichtet, wurde in den Jahren 1905 und 1906, bis der Aufruhr durch die Truppen gedämpft und die Haupträdelsführer erschossen oder geflohen waren, folgendes verübt: in Kurland: 92 Morde und 139 Mordversuche (fast die Hälfte traf Bauern!), 45 Brandstiftungen, 709 bewaffnete Überfälle gegen Wohnstätten; 342 Waffenraube, im lettischen Livland: 125 Morde, 137 Mord-

versuche (auch hier beinahe die Hälfte auf Bauern), 604 Brandstiftungen, 736 Überfälle, in der Stadt Riga 670 Morde und Mordversuche. An den Verbrechen in diesem Landesteile waren 184 (ein Drittel aller) Schullehrer tätig. Aus dem estnischen Livland und aus Estland fehlen uns genauere Angaben. Nur die Zahl der verbrannten Rittergüter liegt vollständig vor. Sie betrug in Kurland 45, in Livland 85, in Estland 54, zusammen also 184 Rittergüter!

Man muß sich wirklich fragen: sind es Menschen, die solches verübten, und können wir in jenen Gegenden überhaupt von Kultur sprechen, ausgenommen gerade bei den Opfern der ruchlosen Taten?

Für diese hatte das Ende der erlittenen Greuel doch einige günstige Folgen. Die Auferlegung des Russentums wurde von der Regierung aufgegeben. Die deutsche Sprache wurde wieder anerkannt, neben ihr aber auch die Sprachen der Aufrührer, Lettisch und Estnisch. Ferner wurden die früher russifizierten deutschen Gymnasien wiederhergestellt. Es scheint, die russische Regierung sah ein, wie sehr sie sich durch Unterdrückung des Deutschtums selbst ins Fleisch geschnitten hatte.

Wie verschieden von den Untaten in den Ostseelandschaften sind die revolutionären Ereignisse in Alt- oder Binnenrußland! Dort schändliche Verbrechen einer nicht bedrückten Volksmasse aus Rassenhaß gegen Menschen, die nichts getan hatten, als daß sie Deutsche waren. Hier aber Verzweiflungsausbrüche einer schamlos unterdrückten Bevölkerung nicht gegen Angehörige eines anderen Volkes, sondern gegen eine brutal despotische und durchaus korrumpierte Regierung.

Die Zustände im Reiche waren einerseits durch den rohen Despotismus Alexanders III., andererseits durch die gewohnte Dieberei und Räuberei, Bestechung und Faulheit in der Verwaltung unerträglich geworden.

Wie der Schwede Konni Zilliacus („Das revolutionäre Rußland" Frankfurt a. M. 1905) sagt, war es den reaktionären Ratgebern Alexanders III. gelungen, auch den unerfahrenen und geschäftsunkundigen Nikolaus II. ihrem Einfluß unterzuordnen. Die Pobjedonoschewsche Finsternis dunkelte weiter, die Autokratie schien aufs neue gefestigt zu sein. Der Oberpfaffe und der Minister Durnowo schwelgten in Reaktionsmaßregeln. Sogar die harmlosen frommen Sekten der Stundisten und Duchoborzen wurden unterdrückt. Die Zensur wurde schärfer als je; 250 Bücher kamen auf einmal auf den russischen Index. Besonders wurden Spencer, Tolstoi, Korolenko bedacht; bald darauf folgte ein Interdikt gegen die kleinrussische Sprache und Literatur mit 72 Werken, die verboten wurden. Kleinliche Schikanen gegen Angehörige dieser Mundart wurden nicht verschmäht. Ohne triftige Gründe erhielten mißbeliebige Professoren ihren Abschied.

Alles, was nach Volksbildung, nach einem anderen System der Regierung aussah, wurde unterdrückt. Den Juden wurde der Besuch von Heilanstalten im Süden des Reiches verboten. Besonderer Verfolgung unterlagen die Studenten und Schüler und wurden wegen ungern gehörter Äußerungen und Lesung verbotener Bücher mit Gefängnis und Verbannung bestraft. Auch Sekten, Juden, Presse, Polen unterlagen allen möglichen Quälereien und gehässigen Maßregeln. Die Studenten waren die ersten (von Arbeiterstreiken abgesehen), die sich ihres Daseins wehrten, besonders seit 1899 und wurden teils relegiert, teils eingesperrt oder als gemeine Soldaten in das Heer gesteckt und von Kosaken verknutet. Infolge seines brutalen Treibens wurde 1901 der Unterrichtsminister Bogoljäpoff von einem früheren Studenten ermordet. Der Minister Sipjägin, der in demselben Sinne wütete, 50 000 Leute aus politischen Gründen einkerkern ließ und z. B. Telegramme für Tolstoi zu befördern verbot, wurde 1902 erschossen, und ihm folgte der bösartigste aller dieser Wüteriche, der verruchte Plehwe.

Die Untaten Plehwes könnten Bücher füllen. Durch seinen zur Schau getragenen Eifer für die Willkürherrschaft zur mächtigsten Person im Reiche geworden, verfolgte er alles, was eigenem Denken gleichsah, als Verschwörung. Als der mildere und begabtere Finanzminister Witte mit Zustimmung des Zaren Ausschüsse zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Zustände errichtete, in denen manches freie Wort erscholl, schritt Plehwe gegen die Redner und alle Gleichgesinnten mit Entsetzungen ein und löste die Ausschüsse auf. Er rief durch seine Werkzeuge Streike hervor, um freidenkende Unternehmer zugrunde zu richten. Er war es, der jene entsetzlichen Pogrome in verschiedenen Städten mit Mord und Plünderung der Juden veranstaltete, deren Täter dann zum Schein mit lächerlich geringen Strafen belegt wurden. Schließlich erntete er den Lohn seiner Schandtaten, indem am 23. Juli 1904 eine Bombe ihn in seinem Wagen zerschmetterte.

Unterdessen war, Anfang Februar 1904 der furchtbare Krieg mit Japan ausgebrochen. Auch dieser bestätigte das schändliche russische Regierungssystem durch die zahllosen Unterschlagungen an Geld, Lebensmitteln, Kleidern und Schießbedarf, was die armen Soldaten der Kälte, dem Hunger und dem Feinde preisgab. Und gleichzeitig hungerte auch das Volk in Rußland selbst unter erschütternden Erscheinungen. Jetzt glimmte bereits der Funke, der zur Flamme der Revolution auflohen sollte, und wurde im Gleichschritt mit den Niederlagen in der Mandschurei immer drohender. Dem Zaren wurde bange; er berief den liberalen Fürsten Swjatapolk Mirski in das Ministerium. Zu spät! Soldaten meuterten in

Polen, Matrosen am Schwarzen Meer, Studenten verlangten Reformen und ihnen schlossen sich die Semstwo-Mitglieder in Moskau, die Advokaten und mehrere Stadträte an. Mirski gestattete darauf eine allgemeine Versammlung der Semstwo-Abgeordneten, die aber vom Hofe in ihren Verhandlungen gelähmt wurde. Die Stadträte der beiden Hauptstädte traten entschiedener auf und verlangten Systemabänderung, jedoch umsonst. Die Unruhen mehrten sich und wurden zur Revolution, als am ersten Tage von 1905 Port-Arthur fiel und die geträumte Zukunftstadt Dalny in die Hände der Japaner fiel. Fürst Trubetzkoi, Präsident des Moskauer Semstwo, voran, häuften sich die Begehren der Stadräte nach verfassungsmäßigen Zuständen; Unruhen und Streike brachen häufiger aus, und am Feste der Wasserweihe in Petersburg ereignete sich das bekannte Blutbad unter dem vom Popen Gapon geführten Arbeiterzuge, der dem Zaren eine Bittschrift um soziale und politische Reformen überreichen wollte. Auf diese antwortete die Bekleidung des berüchtigten Generals Trepow mit der Diktatur. Dies vermehrte nur die Erbitterung des Volkes. In Moskau fiel der Großfürst Sergius als Opfer. Bauern erhoben sich und plünderten Gutshöfe.

Damit schreiten wir in die Periode der Dumas, die noch in frischer Erinnerung lebt. Es war ein Kampf um die Macht zwischen dem widerwilligen Hofe mit dem schwachen Zaren an der Spitze, und allem, was in Rußland ein Herz für das Volk hatte. Bulygins Verfassungsentwurf und der Friede mit Japan schienen das Morgenrot einer besseren Zukunft zu werden. Aber es war eine Täuschung. Neue Matrosenmeutereien, neue von der Polizei angestiftete Pogrome folgten sich, und die einmal entzündete Volksstimmung wurde zur Pöbelherrschaft, in der sich wie überall die unsaubersten Elemente hervortaten und den Terrorismus auf die Tagesordnung setzten. Jetzt wurden Pobjedonoszew und Trepow entlassen. Dagegen wütete vom 22. bis 28. Dezember 1905 in Moskau die Revolution, die freilich unterdrückt wurde.

Die im März 1906 gewählte und am 10. Mai vom Zaren eröffnete erste Duma zeigte bereits die Unausführbarkeit von Verbesserungen gegenüber unvereinbarlichen Forderungen freisinniger und sozialistischer Art. Die Russen bewiesen ihr Ungeschick im parlamentarischen Leben. Die Regierung machte es einfach; sie lehnte alles ab, was gegen die Autokratie verstieß, und löste am 21. Juli die Duma auf, unter der Begründung, daß sie ihre Befugnisse überschritten habe.

Das Auftreten Stolypins als Ministerpräsident, die Zerstörung seiner Villa und die Verletzungen seiner Angehörigen, die Protestationen

der Duma-Abgeordneten, die endlosen Attentate, die Wahl, die fruchtlosen Verhandlungen und die Auflösung der zweiten und endlich die Wahl einer dritten, diesmal in Mehrheit (290 gegen 142) reaktionären Duma, die gänzliche Umkehr der Regierung zur Autokratie und die Stärkung dieser durch die sog. „Russischen Leute" sind Momente einer Bewegung, die noch fortdauert und nur zeigt, daß die russische Nation sich in einer Gärung befindet, die für die nächste Zeit die gutgemeinten Hoffnungen auf Verbesserung der Lage noch sehr unsicher erscheinen läßt. Unhaltbar ist die heutige Lage in Rußland auf alle Fälle!

Schwieriger noch als für Deutschland ist für Rußland die Polenfrage. Preußen hat nur mit 3, Rußland aber mit fast 8 Millionen Polen zu rechnen, wozu noch der Einfluß der $4^1/_8$ Millionen Polen des diesen gegenüber passiven Österreich kommt. Es ist nicht anders möglich, als daß durch die russische Revolution auch die Tätigkeit der russischen Polen gewachsen ist, die ja 1815 bis 1830 ein anerkanntes Königreich bildeten und auch jetzt wieder in russischen Erlassen unter diesem Titel aufgeführt werden. Wenn auch die Polen in allen drei Staaten, unter die sie verteilt wurden, Anteil an deren Politik nehmen, so ist dies nur zum Schein, und ihr Streben geht unablässig auf die Wiederherstellung ihres alten Reiches hin, das freilich außer den Polen auch Millionen von Weiß- und Kleinrussen und Litauern umfaßte. Schon diese wieder zu gewinnen, wäre eine große Schwierigkeit, eine noch größere aber die Geltendmachung der ohne Verbündete bleibenden Polen gegenüber drei Großmächten, die in diesem Falle einig wären. Die einzige Polen günstige Macht, die römische Kirche, ist ohne kriegerische Waffen. Ist auch Rußland durch den Krieg und die Revolution so geschwächt, Österreich überhaupt durch seinen „Dualismus" machtlos, so sind es die Polen noch mehr durch ihr Hin- und Herschwanken während der russischen Bewegung zwischen Sozialisten und Kaisertreuen. Im Laufe dieser Bewegung näherten sie sich immermehr der Regierung, von der sie Zugeständnisse in bezug auf Sprache und Schule erwarten, während sie in einem freien Rußland zu verschwinden fürchten. Diese Richtung vertreten die „Ugodowce", eine Partei, die durch Ränke und Zweideutigkeit soviel als möglich für Polen herauszuschlagen sucht. Sie findet aber keine Gegenliebe bei den Russen, die nun einmal den Polen nicht trauen. Vorläufig bleibt es also bei „Finis Poloniae".

3. Die Mittelmeerländer.

a) Frankreich.

Die Gerechtigkeit muß anerkennen, daß es viel sagen will, wenn ein Staat ohne den Glanz einer Krone, den Nimbus eines Eroberers oder auch nur eines hervorragenden Feldherrn oder Staatsmannes in wenig mehr als einem Jahrzehnt seinen ausgedehnten Besitz in Hinterindien dauernd befestigt, die große Insel Madagaskar erobert und, von verschiedenen schon längere Zeit innegehabten Küstenpunkten Afrikas ins Innere vordringend, reichlich ein Fünftel des dunkeln Erdteils gewinnt und gegen die Nebenbuhlermächte behauptet.

Die französische Republik ist aber auch nicht von Flecken, und zwar recht häßlichen, freigeblieben. Der eine war das Bündnis des Freistaates mit der korrumpierten Autokratie Rußlands, dessen Schmach die pomphaften Besuche des Präsidenten Faure und des Zaren nicht beschönigen konnten, vielmehr als perfide Heuchelei mit dem durchsichtigen Hintergrunde einer Verschwörung gegen Deutschland erkennen ließen.

Von Sachalin zu der Teufelsinsel bei Cayenne ist (moralisch) nur ein Schritt. Der Dreyfushandel hat Wolken von Schmutz aufgewühlt. Ein Opfer des Antisemitismus und Klerikalismus (die sich zusammen „Patriotismus“ zu nennen die Stirne hatten) ließ man erst mit beispielloser Roheit fünf Jahre lang unschuldig schmachten und dann nach der Komödie einer zweiten Verurteilung begnadigen. Das Haupt der „Patrioten“, der Revancheschreier Paul Deroulède, kam nach zwei Staatsstreichversuchen am Ende des Jahrhunderts 1905 zu schmerzloserer Begnadigung.

Der Fall Dreyfus war nur eine Etappe in einem Jahrhunderte alten Kriege, der nur jetzt, zu angeblich günstiger Zeit, wieder aufgenommen worden war, in dem unversöhnlichen Kriege zwischen der römischen Kirche und dem modernen Staate, der es wagte, nicht der Knecht dieser Kirche sein zu wollen. Als Gebiet dieser Kampfaufnahme wurde Frankreich auserſehen, das die günstigsten Bedingungen darzubieten schien. Spanien und Portugal waren ja bereits päpstlich genug; gegen Italien war aus naheliegenden Gründen von dem „Gefangenen im Vatikan“ nichts auszurichten, ebensowenig gegen die in Mehrheit protestantischen oder schismatischen Länder. Zuerst wurde das Heer unterwühlt; die Kriegsobersten waren mit wenig Ausnahmen aus Jesuitenschulen hervorgegangen und diesen zugeschworen. Eine denunziatorische Religionskontrolle über Beobachtung der Kirchengebote wurde unter den Soldaten eingeführt. Der Dreyfushandel brach diesen frommen Generalen nach Art Albas und Tillys den Hals.

Es mußte daher anderes versucht werden. Eine Reihe geschätzter Schriftsteller, an der Spitze der Direktor der Revue des deux Mondes, der Kritiker und frühere Freidenker Ferdinand Brunetière, warf sich dem Papste zu Füßen. Der Genannte erklärte öffentlich: die Wissenschaft habe Bankrott gemacht; es gebe nur eine Quelle der Wahrheit und die sei in Rom zu finden. Ihm folgten der Ehebruchromancier Paul Bourget, der im Schlamm aller Immoral seine Figuren wühlen lassende Huysmans, François Coppée und andere in förmlicher Ergebenheit gegen das Papsttum. Leo XIII. wies zwar seine Gläubigen an, sich der Republik anzuschließen. Aber o Wunder! Die Masse von ihnen gehorchte der Weisung nur scheinbar oder gar nicht. Sie kannten den in der Republik herrschenden Geist besser als ihr Oberhirt. Um diesen Geist, den des freien Gedankens und der freien Forschung, zu bekämpfen, verfiel der Assumptionistenorden (Orden der Himmelfahrt Marias) auf den Gedanken, die Presse zum Kampfmittel zu wählen. Aus einem ganz elenden, ärmlichen Blättchen, la Croix mit Namen, wurde, wie Paul Sabatier erzählt, durch geschicktes Abnehmersammeln, wozu die Küster und Chorknaben Dienste leisteten, ein großes Blatt unter demselben Titel, und dieser Geist verbreitete sich bald über alle bedeutenderen Städte unter verschiedenen Namen. Einer davon hieß: la Francmaçonnerie démasqueé, und dieser Gedanke wurde vielfach, auch in Flugschriften, breitgetreten. Man faßte alle Gegner der Kirche und ihrer Dogmen, gleichviel ob sie es waren oder nicht, unter dem Namen der Freimaurer zusammen, was ja heute noch die Ultramontanen aller Länder tun. Dieser Zug des Geistes veranlaßte den verbummelten Journalisten Gabriel Jogand, der sich Leo Taxil nannte, zu einer nie dagewesenen kolossalen Mystifikation, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen, da sie in unserer Schrift „Aus Loge und Welt" (Berlin 1905) und in vielen anderen hinlänglich dargestellt ist. Es ist nicht zu verkennen, daß alle diese Vornahmen den Zweck verfolgten, an die Stelle der Demokratie (wie die Franzosen den weltlichen Staat bezeichnen) eine Hierarchie, d. h. die Abhängigkeit Frankreichs vom römischen Stuhle zu setzen. Das war aber für die große Menge des Volkes, das nur den katholischen Glauben, aber nicht das System des Ultramontanismus kannte, ein Geheimnis.

Ungeachtet der Enthüllungen Taxils glaubte die von Fanatikern geleitete Menge fortwährend an die angeblichen Greuel der Loge, und die Klerikalen feindeten die Freimaurerei, worunter sie aber den modernen Staat verstanden, nach wie vor an. Trotzdem verhielt sich die Republik ruhig und beachtete diese Angriffe nicht. Noch 1896 war die französische Kammer blind gegen die Tatsache, daß die Klerikalen und sog. Nationalisten den Dreyfusprozeß eingefädelt und

als Waffe gegen die „Juden“ (eine andere Bezeichnung der Pfaffenfeinde) benutzt hatten. Als kurz darauf der Oberst Henry sich als den Fälscher der Dreyfuspapiere bekannte, wandte sich das Blatt. Der wackere Zola und seine Gesinnungsgenossen opferten ihre eigene Ruhe und Sicherheit, um die Unschuld an den Tag zu bringen und ruhten nicht bis sie siegten. Von 1898 an erwachte das Gewissen des nicht, päpstlichen Frankreich, und die bisher Gleichgültigen begannen sich gegen den Feind zu wappnen, der von Rom und Lourdes aus gegen die Gedankenfreiheit zu Felde zog. Das Mittel, das diesem Feldzuge gegenüber gewählt wurde, war das der Gesetzgebung. Das neue Jahrhundert wurde (Juni 1901) damit begonnen, daß die Aufhebung aller nicht von der Regierung genehmigten geistlichen Vereinigungen (Kongregationen) verfügt wurde. Die dem Fortschritte günstigen Wahlen von 1902 brachten den ehemaligen Geistlichen („Abbé“) Combes an die Spitze des Ministerrates, der gegen die Kongregationen radikal verfuhr und die von ihnen geleiteten Schulen schließen ließ, nicht ohne harte Maßregeln und daher auch nicht ohne Widerstand vonseiten der klerikalen Bevölkerung hervorzurufen. Nachdem Combes, der sich unbeliebt gemacht, zurückgetreten, kam am 9. Dezember 1905 der wichtigste Schritt gegen den Klerikalismus, das Gesetz über die Trennung der Kirchen vom Staate zustande, in welchem ausgesprochen wurde: „Die Republik anerkennt, besoldet und unterstützt keinerlei Kultus.“ Die Kirchgemeinden wurden hierdurch Privatgesellschaften. Von der Ausscheidung der Ausgaben für den Gottesdienst aus Staats- und Gemeindemitteln wurden die von den Kirchgemeinden unterhaltenen Schulen, Armen- und Krankenanstalten, Asyle und Gefängnisse ausgenommen, zu welchem Zwecke Inventare des Kirchengutes aufgenommen werden mußten, was neuerdings Volksaufläufe und Unruhen verursachte, die aber leicht und mit Schonung bewältigt wurden. Im übrigen verweisen wir auf das Gesetz selbst. Der Versuch einer Verständigung des Unterrichtsministers Briand mit der Kirche (gegen den Willen des Ministerpräsidenten Clémenceau) wurde 1906 vom Papste Pius X. zurückgewiesen. Denn dieser hatte ja durch seine Encyklika „Vehementer nos“ vom 11. Februar 1906 das Trennungsgesetz mit dem Banne belegt, wogegen sich allerdings die Mehrheit der französischen Bischöfe und die oben (S. 68) genannten Gelehrten aussprachen. Wir hoffen, die neue Ordnung der Dinge werde dem Lande zum Glücke gedeihen.

b) Südwest-Europa (mit Anhang: Nordafrika).

Über die zwei südlichen Nachbarhalbinseln Frankreichs läßt sich aus dem hier behandelten Zeitraum äußerst wenig berichten. Wir

haben uns in diesem Abschnitte die Aufgabe gestellt, diejenigen politischen Weltereignisse, die nicht in die von uns beiseite gelassene Kriegsgeschichte gehören, vom kulturgeschichtlichen Standpunkte zu kennzeichnen. Die beiden unglücklichen Kriege Italiens mit Abessinien und Spaniens mit Amerika fallen daher nicht in unseren Plan, sondern in die sog. Weltgeschichte. Im ganzen sind die politisch-kulturgeschichtlichen Verhältnisse Italiens noch dieselben, wie sie im vorigen Bande behandelt sind (VII S. 28 ff.). Sie bestehen in Begehrlichkeiten von zwei Seiten, vom Vatikan nach dem hoffenlich für immer verlorenen sog. Kirchenstaate, d. h. nach einem Unding, das in unsere Zeit nicht gehört und dem Empfinden eines ganzen Volkes widerspricht, — und von der Irredenta nach den italienisch sprechenden Teilen Österreichs: Trient und Triest. Wie der im Orient wohlbewanderte Bresnitz und Sydacow aus guten Quellen berichtet, herrscht bereits in Triest, das doch nicht rein italienisch, sondern zum Teil deutsch und slowenisch ist, die Irredenta wie im eigenen Lande. Die Behörden sollen so sehr diesem fanatischen Bunde untertan sein, daß niemand, und wäre er im heiligsten Rechte, Recht bekommt, wenn er nicht Irredentist oder mit dieser Gesellschaft irgendwie verbunden ist. Auch dies zeugt, wie leider so manches andere, von der geradezu fabelhaften Schwäche der österreichischen Regierung.

Was nun die klerikalen Herrschaftsgelüste betrifft, so spielt noch immer der Papst den Gefangenen im Vatikan und sehnt sich nach seinem schönen und freien Venedig zurück. Seine Partei in Italien, die bisher ebenfalls eine Komödie, die der Stimmenthaltung in Staatsangelegenheiten, mimen mußte, hat schon seit der Einigung Italiens ihre Vereine und Kongresse, sogar ihre besonderen Jugendbünde. Eine nach rückwärts schauende Jugend hat für uns immer etwas ebenso schmerzliches wie unnatürliches. Diese Erscheinung mag indessen wohl ihre Hauptgründe in Familienverhältnissen haben. Der Jugendgeist schlägt indessen doch zuweilen durch, und so ließen sich in diesen Vereinen seit der sozialpolitischen Encyklika Leos XIII. (1891) bald demokratische, ja sozialistische Gedanken bemerken. Es wäre ja vielleicht für Klerikale ein bestechender Gedanke, einfach ganz Italien nach Beseitigung der Monarchie zum Kirchenstaate umzuschaffen! Dem zehnten Pius gefiel diese Wendung aber gar nicht. Leicht könnte sie ja eine weltliche Richtung nehmen, und so löste er (1904) jene Verbindungen mit einem Federstriche auf. Auflösen ist ja die beliebteste und leichteste reaktionäre Maßregel.

Aber der gute Mann ist zu spät gekommen. Die Vereine frischerer Gesinnung dauern fort, ja es ist unter ihnen schon die Rede vom Übergange zur nationalen Partei gewesen. In Italien kann man ja sehr leicht königlich und doch gut katholisch sein, so lange

das letztere anhält. Pius X. scheint dies allmählich zu fühlen, und so hat er denn am 11. Juni 1905 seinen Getreuen die Teilnahme an den Wahlen in das Parlament erlaubt, ja sogar empfohlen! Nur muß der künftige Abgeordnete der klerikalen Partei die Erlaubnis des Papstes zur Annahme der Wahl haben! Kommt nun das einer Anerkennung des Königreichs oder einer neuen Aufrollung der „römischen Frage“ gleich? Man hört vielfach, Pius X. habe nicht in erster Linie die Herstellung des Kirchenstaates im Auge. Nun, warum verläßt er denn sein „Gefängnis“ nicht? Wie stark wird die neue Partei sein? Wie wird sie sich verhalten? Was werden die Folgen sein? Das sind Fragen an die Zukunft!

Und nun vom Papsttum zum Königtum! Die Italiener sind gewiß ein frommes, gläubiges Volk (die höchst gebildeten ausgenommen), das in der Verehrung der Heiligen, an deren Spitze unbestritten die Madonna steht, nicht genug tun kann. „Es gibt aber“, sagt ein Landeskundiger (B. A. Z. 1906 Nr. 149), „ein Gebiet, auf dem der Italiener seinem Klerus nicht folgt, — das politische. Die Liebe zum Vaterlande und die Begeisterung für dessen Einheit ist eine so allgemeine, daß keine klerikalen Wünsche ihr beikommen können. Das Volk von Rom selbst hat 1870 mit überwältigender Mehrheit für die Einverleibung in das Königreich gestimmt, und keine Hand hat sich für das aus dem Besitze verdrängte Papsttum erhoben. Der Kirchenstaat ist tot und begraben; es gibt keine römische Frage mehr! Es wird auch dafür gesorgt, diesen patriotischen Geist zu pflegen. Wohl in keinem Lande wird schon in so frühem Alter den Schulkindern die Geschichte des Vaterlandes in freiheitlichem Sinne eingeprägt wie in Italien. Der Kirchenstaat, Österreich, die Bourbonen kommen schlecht weg in dem Lehrbüchlein, das den Kindern der Volksschule im dritten Lernjahre in die Hände gegeben wird (s. Beispiele am bezeichneten Orte). Und diese Gesinnung bleibt auch den Erwachsenen, werden sie nun Ministerielle, Oppositionelle, Republikaner oder Sozialisten. Die leichtfertigen Opfer der Regierungspolitik im abessinischen Kriege verminderten diese Gesinnung nicht. Sie ist keine königliche an sich, wenn auch die Mehrheit eine solche vertritt, sondern eine patriotische und unitarische. Weder die Verluste in Afrika noch die Revolution in Mailand vom 7.—9. Mai 1898 änderten etwas in der Politik. Der genannte Aufstand wurde den Anarchisten, Sozialisten und — Klerikalen zugeschrieben, den letzten natürlich im Hintergrunde (der Erzbischof von Mailand war ein fanatischer Staatsfeind). Die zwei anarchistischen Attentate vom 22. April 1897 und 29. Juli 1900 auf König Humbert, deren zweites (durch Bresci) ihn tötete, trugen nichts zur Schwächung des Königstums bei, das unter dem jungen Viktor Emanuell III. stark blieb. Mit Abessinien wurde im

September 1900 Friede geschlossen und die Kolonie Erythräa blieb unangefochten. Auf weitere Unternehmungen (im Somalilande) wurde aus Gründen der Sparsamkeit verzichtet. Eine Veränderung des Verhältnisses zum Papsttum brachte der Tod Leos XIII. (20. Juli 1903) und die Wahl des Patriarchen Sarto von Venedig als Pius X. (4. August) nicht hervor. Im Streite zwischen dem Päpsttum und Frankreich erfolgten in Italien zahlreiche Kundgebungen gegen den Klerikalismus. Der Ausbruch des Vesuv (1906) und die Verwüstungen durch Erdbeben in Kalabrien erweckten allgemeines Mitgefühl im Auslande für Italien.

Was sollen wir von Spanien sagen? Das in allen Zeiten seiner Geschichte unglückliche (von Römern, Goten, Arabern, von der Inquisition und den Pronunciamientos) bedrückte Land hat im 19. Jahrhundert am Anfang sein (schlecht verwaltetes) Riesenreich in der Neuen Welt und an dessen Ende den Rest seiner Kolonien, nicht ohne eigene Schuld, verloren und ist aus einer Weltmacht, in der die Sonne nicht unterging, zu einer Macht dritter Klasse herabgesunken, in der die Stierkämpfer als die gefeiertste Klasse gelten (s. VII S. 27 f.).

Spanien ist unter der konservativen Herrschaft mit seinen hunderttausend Mönchen ein großes Kloster. Das republikanische Spanien aber will volle Gewissensfreiheit, Unabhängigkeit der Schule, die Weltlichkeit der Friedhöfe, die Zivilehe, die Aufhebung der Klöster und zuletzt die Trennung von Staat und Kirche.

Es scheint aber an dem Verluste von Spaniens Weltmacht nicht genug zu sein; es droht ihm noch im eigenen Lande ein häßlicher Zerfall: Die Provinzen im Nordosten, die von Katalonien an der Spitze, die eine eigene, mehr der südfranzösischen (provenzalischen) als der spanischen (kastilischen) verwandte Sprache reden, verlangen Gleichberechtigung dieser Zunge mit der spanischen. Ein im Oktober 1906 in Barcelona versammelter und aus allen romanischen Ländern besuchter Kongreß behandelte diese Frage. Die Katalanen sind sogar geneigt, sich der kastilischen Herrschaft zu entziehen und mit der Hauptstadt Barcelona einen eigenen Staat zu gründen. Alle Parteien dieses Landesteils sind darin einig. Wie dies werden wird, ist noch dunkel. —

Nicht glücklicher als Spanien steht Portugal da. Hat es auch mehr Kolonien bewahrt als sein größerer Nachbar (in Südwest- und Südost-Afrika, Indien und China), so leidet es in allen Richtungen an vielleicht unheilbarer Auszehrung. Nach einer Menge politischer, besonders finanzieller Krisen, hat sein Minister Joao Franco im Einverständnis mit dem König Carlos die Diktatur ergriffen. Gegen diese Maßregel drohte das ganze Land sich zu erheben. Der wahre

Grund dieser Bewegung ist nicht schwer in den Reformgedanken Francos zu erkennen, die der geistig beschränkten Bevölkerung unbequem waren.

Franco hat nämlich Sinekuren abgeschafft, eine ernstliche Reform des Unterrichtswesens in Angriff genommen, erstrebte Hebung des portugalischen Weinbaues und des Erwerbslebens und war überhaupt eine entschiedene staatsmännische Kraft, persönlich nach übereinstimmenden Urteilen, aus verschiedenen Lagern dem Gros der portugalischen Politiker weit überlegen. Es sind nicht die selbstlosesten Elemente, die sich nun den portugalischen Republikanern anschließen. Franco selbst ist unabhängig und reich, und seine Uneigennützigkeit wird anerkannt. Er ist wiederholt in liberalen Kabinetten Minister gewesen. Er hatte nacheinander die Portefeuilles der öffentlichen Arbeiten, der Finanzen, des Innern inne.

Die Erregung gegen die bisherige Regierung gipfelte am 1. Febr. 1908 in der Ermordung des Königs Carlos und des Kronprinzen auf öffentlichem Platze. Der zweite Infant Manuel wurde zum König ausgerufen.

Die Richtung des nach dem Morde zurückgetretenen Franco ist einer gemäßigten gewichen, von der es abhängen wird, ob unfähige sog. Republikaner oder gar der klerikale Thronbewerber Dom Miguel, Sohn des Tyrannen von 1828—34, das unglückliche Land gewinnen, oder das regierende Haus sich auf dem Throne erhält.

Das der iberischen Halbinsel gegenüberliegende alte Mauretanien, das Maghreb der Araber, ist als Scherifat Marokko der letzte Rest des einstigen Kalifenreiches. Seine heutigen Krisen und Bürgerkriege, samt den Gelüsten europäischer Mächte und der hierdurch erweckten Eifersucht, die auf der Zusammenkunft in Algeciras ihre Rolle spielte, gehören heute noch nicht der Geschichte, sondern nur der Zeitung an.

Das übrige Nordafrika bedarf hier nur weniger Andeutungen. Ohnehin geht es langsam europäischer Herrschaft entgegen oder ist ihr bereits verfallen. Im französischen Algerien herrscht in unserer Zeit Ruhe und Gedeihen, wie auch in dem 1881 von den Franzosen der türkischen Oberhoheit entrissenen Tunis. Von Tripolis, das noch türkisch ist, hört man so gut wie nichts. Ägypten, seit dem Sieg über Arabi Pascha (1882) unter englischer Verwaltung, befindet sich unter dieser wohl, der auch nach der Unterwerfung des Mahdi (1897) der Sudan überlassen ist. Große Stauwerke am Nil sind von ihr unternommen und noch weitere beabsichtigt.

Die heutigen Ägypter sind so schwach, daß es töricht wäre, die Beherrschung des Landes durch Großbritannien rückgängig machen zu wollen; eher wird und muß die türkische Oberhoheit fallen.

Weit entfernt von marokkanischer Roheit und Beschränktheit wie von ägyptischer Schwäche und Weichlichkeit ist das einzige wirklich unabhängige und gewiß so bleibende Land Afrikas, Abessinien oder Habesch, das Äthiopien der Alten. Es ist das erste, nichteuropäische Reich, das Europäer (die Italiener bei Adua 1895) besiegt hat; Japan ist das zweite. Das Land ist eine Zusammenfügung von natürlicher Felsenfesten und schwer zugänglich. Sein Herrscher, Menelik oder Menilek, anfangs König von Schoa, nach und nach, durch glückliche Kriege, Negus Negesti (Kaiser) von Äthiopien geworden, ist ein Mann von Bildung, begierig, sich die Erfindungen und Fortschritte der Europäer (Eisenbahnen usw.) dienstbar zu machen. Abessinien hat daher (es ist auch mit Deutschland in Verbindung getreten) eine große Zukunft vor sich.

c) Südosteuropa und Vorderasien.

Das so umschriebene Gebiet bildete einst das oströmische oder byzantische Reich (mit Ausnahme von Ägypten); heute bildet es, leider zum größten Teile, das osmanische oder türkische Reich nebst den glücklicherweise von ihm losgerissenen Staaten Südosteuropas. Wir sagen „leider" und „glücklicherweise", weil das türkische Reich ein nach Europa nicht passendes, selbst hinter asiatischen Reichen (wie Persien, Siam und Japan) in der Kultur zurückgebliebenes, von einem modernen Staate rein nichts an sich habendes Staatsgebilde ist, dessen Schattenseiten (Lichtseiten hat es nicht) wir schon früher (VII, S. 31 ff. und 211 ff.) hinlänglich nachgewiesen haben. Fortschritte hat es seither keine gemacht. Die herrschende Nation, die Türken, die allein Rechte haben, sind in Europa als Biedermänner schönstens angeschrieben; daß sie daneben Barbaren sind, verschweigt man sorgfältig, um des lieben Friedens willen, obschon man ihnen alle paar Jahre ein hübsches Stück Land abreißt (siehe Tunis, Ägypten, Cypern, Bosnien, Ostrumelien, Kreta), teils endgültig, teils um der bessern Verwaltung wegen. Alles in der Türkei ist im Verfall, das Gerichtswesen, die Verwaltung, die Schulen, ja sogar ihre Spezialität, das Heer, mit Ausnahme der 35 000 Mann Garde im Yildiz-Kiosk, die aber ausschließlich das kostbare Leben des Sultans Abdul Hamid zu bewachen hat und zum Kriegsdienste nicht verwendet wird. Das übrige Heer, in den Provinzen, hungert, ist zerlumpt, ohne Sold, weil der Sultan für sich selbst soviel in Anspruch nimmt, daß Beamten und Soldaten nichts übrig bleibt. Was heute in der Türkei geschieht, besteht aus brutaler Unterdrückung der christlichen Untertanen und deren (soweit sie Banden bilden) ebenso brutalen Gegenwehr.

Die orientalische Frage, d. h. die Frage, was aus dieser Mißgeburt von Reich werden soll, wird noch lange nicht gelöst werden, weil man sich nicht darüber einigen kann, wer Konstantinopel, dieses Kleinod von Stadt, soweit es die Lage betrifft, bekommen soll. Einstweilen haben sich dieser Frage die christlichen Völker der Türkei bemächtigt, indem sie sich um das Herz des europäischen Reichsteiles, um Makedonien raufen. Bulgaren von Nordosten, Serben von Nordwesten, Griechen von Süden her, die alle behaupten, Makedonien gehöre ihnen, wetteifern mit den Türken, das Heimatland Alexanders des Großen zu verheeren und zu entvölkern. Die Heilung dieses ungesunden Zustandes ist noch nicht gefunden worden!

Unter den von der Türkei abgelösten Ländern nimmt eine noch formell vom Sultan abhängige Stellung das 1878 errichtete und 1885 durch einen Staatsstreich um Ostrumelien vergrößerte Fürstentum Bulgarien ein, das sich im Innern ziemlich der Ruhe erfreut, nach außen aber Unruhe hervorruft. Der Fürst Ferdinand hat sich besser entwickelt als man erwartete und seine Krönung als König ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Das seit 1878 unabhängige und seit 1882 königliche Serbien hat in der hier behandelten Zeit eine Jahrzehnte lange Posse durch eine furchtbare Tragödie abgeschlossen. Der unfähige und kindische Alexander, der letzte Obrenowitsch, Milans und Nataliens Sohn, spielte mit Staatsstreichen, bis er die Tollheit bekam, die viel ältere und dem Charakter nach schlechte Witwe Draga Maschin, geb. Lunewitza, zu heiraten und deren älteren Bruder zum Thronfolger zu bestimmen. Daß das Offizierskorps von diesem Treiben angeekelt und darüber empört war, ist nur zu begreiflich, daß aber diese Gefühle zu einer so entsetzlichen Tat führten, zeigt, wie starke Wurzeln in jenem Lande die Barbarei noch hat. Es lebt noch in Erinnerung, wie in der Mordnacht vom 10./11. Juni 1903 im Konak von den eindringenden Verschwörern, die Alexander Maschin, Dragas Schwager anführte, der König, die Königin, deren Bruder und mehrere ihrer Anhänger gräßlich abgeschlachtet wurden und wie das nebenbuhlerische Geschlecht Karageorgjewitsch in Peter zum wankenden Throne gelangte. Die Mörder wurden nicht bestraft (Peter wußte wohl warum), wohl aber pensioniert!

In dem seit 1881 königlichen Rumänien (VII S. 33) haben in diesem Jahre (1907) agrarische Unruhen in Rumänien, verbunden mit barbarischen Ausschreitungen gegen die Juden, einerseits ungesunde ländliche Besitzzustände und anderseits balkanische Barbarengelüste unter den Walachen und Moldauern zutage gebracht. Sie haben gezeigt, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft (1860—70) diese keineswegs beseitigt, sondern die Lage der Bauern verschlimmert hat (B. A. Z.

1907 Nr. 83). Sie können zwar nicht mehr verkauft werden wie früher, stehen aber bei den Gutsherren in fortwährendem Vorschuß, weil sie Überlassung von Äckern, Viehweide, Bau- und Brennholz mit unerschwinglichen Arbeitsleistungen bezahlen müssen. Der an sich begreifliche Aufstand wurde durch energische Maßregeln und Verheißung von Verbesserungen gestillt. Hoffen wir, daß diese zu einem guten Ziele führen. Wenn nicht, so sind weit gefährlichere Unruhen zu befürchten.

Wir schließen die Hinweisung auf die Kulturverhältnisse der ehemals den Türken unterworfenen europäischen Völker mit Griechenland. Seine Fortschritte gegenüber dem Stillstande der Türkei sind bereits (VII, S. 30 f.) geschildert. Seither sind sie wesentlich gestiegen. Nur krankt das arme Land und Volk an dem schwankenden Verhalten der Großmächte, die mit der einen Hand geben und mit der andern nehmen. Eine traurige Folge davon war das Unterliegen der Griechen gegen die Türken 1897. Da gegenwärtig das Militär alles gilt, Gefühle aber nichts mehr, so waren seit diesem Mißerfolge in vielen Ländern (leider auch in Deutschland) die Griechen verpönt und die Türken Helden! Wie lächerlich ist dabei die Geschichte mit Kreta! Man gab der Insel eine griechische Verwaltung, überließ aber dem Halbmond die Oberhoheit, um die sich die Kandioten gar nicht kümmern! Rein aus Furcht vor den Bulgaren, die ebenfalls weiter greifen möchten! Ist das eine Männer- und nicht vielmehr eine Altweiberpolitik?

Die Zahl der Volksschulen im Königreich Griechenland ist im Jahrzehnt 1892 bis 1902 von 1600 auf 3263 gestiegen, hat sich also mehr als verdoppelt; die der Schüler beträgt 210 570; die der Mittelschulen stieg von 180 auf 285 mit 22 000 Schülern, die der Gymnasien von 30 auf 59. Kann die Türkei ähnliche Fortschritte aufweisen?

In der asiatischen Türkei sind die Armenier nach wie vor das Schmerzenskind der fühlenden Menschheit. Die Fehler der Armenier sind ja bekannt; sie sind aber kein Grund zu Massakrierungen, namentlich von wehrlosen Greisen, Frauen und Kindern und für das gebildete Europa, sie schmählich im Stiche zu lassen. Der § 61 des Berliner Vertrags von 1878, der die Lage der Armenier verbessern sollte, ist auf dem Papier geblieben, und von den Türken mit dem krummen Säbel und der langen Flinte ausgelegt worden (s. VII, S. 69 f. und 223 f.). Diese Mörderei scheint kein Ende nehmen zu wollen. Im Jahre 1904 machten einige Armenier bei Musch und Sassum in ihrer Verzweiflung einen Aufstandsversuch, konnten sich aber durch die Flucht der Rache entziehen. Die Kurden aber, die ohne Metzeleien nicht leben können, stürzten sich über die unschuldige Bevölkerung her und machten sie nieder. Der Jungtürke Ali Nouri schreibt diese Un-

taten einzig den Kurden zu, die allerdings von der türkischen Regierung die Erlaubnis haben, Waffen zu tragen und nach dem Sultan benannte (Hamidie-) Regimenter zu bilden. Er meint aber, es sei tollkühn und verwerflich von den Armeniern, immer einseitig aufzustehen, statt sich mit dem gleich ihnen unterdrückten türkischen Volke freundlich zu stellen und mit ihm gemeinsam zu handeln. Die größte Schuld schreibt er der türkischen Regierung und ihrem despotischen System zu. Ohne den Sturz beider kann von einer wirklichen Kultur in dem ehemaligen byzantischen Reiche keine Rede sein.

4. Der Osten der Alten Welt.

a) Persien.

Das alte Iran (Eran) ist eines der unverwüstlichsten Staatswesen dem Grundgedanken nach. Ob es nun im grauen Altertum unter babylonischer oder medischer, in helleren geschichtlichen Zeiten unter makedonischer, arabischer, mongolischer oder turkmenischer Herrschaft schmachtete, stets behielt es sein eigenartiges persisches Wesen, und selbst seine fremden Herrscher mußten dem persischen Geiste ihren Tribut zahlen. Der Verfassung nach blieb es, wenn es seine Unabhängigkeit gewann, sei es unter Archämeniden, Sassaniden, Sofariden, Samaniden oder Sefiden, den Charakter einer unbeschränkten Willkürherrschaft. Der Staat war nur um des Schahs willen da, und sein Ziel war die Verfolgung der Interessen des Schahenschah, die Aufrechthaltung seines Hauses und die Stärkung seiner Macht (James Greenfield, Die Verfassung des persischen Staates, Berlin 1904). Die „Rechte" der Untertanen bestanden in Gehorsam und Steuerzahlen. Sorge für die Wohlfahrt des Volkes war nicht Pflicht, sondern nur Gnade des Schah. Erst in neuester Zeit drang europäischer Einfluß ein und mit ihm der Gedanke einer Wohlfahrtspflege. Nasreddin Schah (geb. 1830, reg. seit 1848, ermordet 1896) begann damit 1879, wozu seine Reisen nach Europa (zuerst 1873), auf denen er durch allerlei Sonderbarkeiten auffiel, beigetragen haben werden. Er befahl den Schutz von Kunst und Wissenschaften, Ackerbau und Handel, Anlage von Bergwerken, Straßen, Brücken, und Sorge für Leben, Ehre und Gut der Untertanen, sowie Sparsamkeit in den Ausgaben. Die Folgen waren aber geringer als der gute Wille des Herrschers. Die Regierung überließ das meiste der schiitischen Geistlichkeit und der Einzeltätigkeit, die aber zu viel durch kleinliche Regeln eingeschränkt wurde.

Auch Nasreddins Nachfolger Muzaffereddin Schah (geb. 1853) besuchte Europa und folgte den guten Absichten seines Vaters. Da wurde auf einmal 1906 im August die Welt von der Nachricht

überrascht, der Schah habe seinem Lande eine Verfassung verliehen. Eine Verfassung für Persien, das Land der despotischen Willkür, während das der europäischen Zivilisation viel näher liegende Türkenreich noch keine (oder keine mehr!) hatte. — Unruhen waren vorangegangen, und die Elemente der Bewegung hatten eine Verfassung verlangt. Was in Europa sehr auffallend erscheint, war, daß die Geistlichkeit an der Spitze der Partei stand, die nach Reformen rief. Der Schah bestimmte, daß eine Landesversammlung von 156 Mitgliedern zu wählen sei, 60 sollten auf die Hauptstadt Teheran und 96 auf die Provinzen kommen und alle zwei Jahre neu gewählt werden. Die Hauptstadt wurde indessen in mehreren Beziehungen bevorzugt; namentlich durfte sie unmittelbar wählen, das Land aber mittelbar. Die Reformer, die sich in den vorhergehenden Unruhen zu Tausenden in die englische Botschaft geflüchtet hatten, kehrten zurück, und dem Schah wurden laute Huldigungen dargebracht.

Schon am 7. Oktober wurde das Parlament vom Schah in Teheran eröffnet. Im November beschloß die Versammlung die Errichtung einer Reichsbank, der sowohl die Einnahmen als die Ausgaben des Staates zur Besorgung übertragen wurden.

Der völlig entkräftete Schah starb schon Anfang 1907; es folgte ihm sein Sohn Mohammed Ali Mirza, jetzt M. A. Schah (geb. 1872). Es wurden seither Unruhen berichtet, die, wie es scheint, von Gegnern der Verfassung ausgingen. Der junge Schah erklärte, nach anfänglichem Widerstande die Neuerung aufrechterhalten zu wollen; er nahm alle vom Parlament gestellten Bedingungen an und verbannte die Personen, die, wie es heißt, durch russische Einwirkung, einen Staatsstreich versucht hatten. Nach neuesten Nachrichten sollen sich die Unruhen im ganzen Lande, besonders aber in Täbris, verstärkt haben, und Anarchie herrsche dort. Bedenkliche Ausschreitungen (Plünderungen) fielen vor und der Schah sei, wird berichtet, aus Mangel an Truppen machtlos.

b) Indien.

Das einzige Land mit höherer und älterer Kultur, das einem europäischen Staate zu gewinnen vergönnt war, ist Indien. Im Altertum ein Land der Phantasie, das zahllose Dichter und keine Geschichtforscher besaß, ist es nach Jahrhunderten, die in blutigen Kämpfen um dieses Land zwischen asiatischen Völkern dahinflossen, zu einem festen Reiche geworden, in dem statt der Phantasie die kühle Berechnung und die auf seinen Besitz eifersüchtige Politik Großbritanniens das Zepter führen. Indien ist heute ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und zudem das einzige, das diese durch

eine aus den alten phantastischen Zeiten her unverändert fortbestehende Bevölkerung unterstützt (China und Japan sind bis jetzt noch wenig aus den Händen der Reisenden in die der Gelehrten übergegangen; Ägypten und Babylonien haben ihre Bevölkerung gewechselt).

Seit der furchtbaren Revolution vor einem halben Jahrhundert, die indessen Indien aus der Hand einer gewinnsüchtigen und herzlosen Krämergilde in diejenige einer ernsthaft für das Land und Volk besorgten Regierung hinübertrieb, ist Indien von keinen inneren Kämpfen mehr heimgesucht worden und erfreut sich einer scheinbaren Ruhe. Einer scheinbaren, sagen wir, denn was ist es anderes als Schein, wenn ein Volk vor Hunger und Armut, gegen die eine Regierung, die in vielen Fällen den besten Willen zeigt, es nicht zu schützen vermag, alle Tatkraft verliert? Eine solche bittere Not trat im Jahre 1897, dem 60. Regierungsjahre der Königin Viktoria, ein. Großbritannien jubelte, — Indien, das es hauptsächlich zu Größerbritannien machte, darbte und jammerte. Beinahe jedes Jahr, dessen Zahl eine Sieben am Ende hat, brachte während dieser Regierung Indien eine Hungersnot. Dem fruchtbaren, üppigen Indien! Dem mäßigen, fleißigen indischen Volke! Und eine Not, von der die ärmste Gegend Europas keinen Begriff hat. Eine Not, der in der Zeit der genannten Regierung zehn Millionen Menschen (jedenfalls stark übertrieben) zum Opfer fielen! Ein Buch von einem geborenen Inder machte Vorschläge zur Hebung dieser Not. Er war ein langjähriger Beamter, kein Revolutionär, sondern ein warmer Anerkenner dessen, was England für Indien getan hat (Straßen, Eisenbahnen, geordnete Rechtspflege, höhere Schulen, Vertilgung gefährlicher Tiere wie Tiger und Schlangen usw.). Als Ursachen der Verarmung Indiens werden genannt: die Unterdrückung der einheimischen Industrie durch Schutzzölle und Einfuhr englischer Waren, die stete Erhöhung der Pachtsteuern des Landvolkes, die Auferlegung von Kriegssteuern zur Bestreitung auswärtiger Kriege Englands auf das im tiefsten Frieden lebende Indien, und die Bevorzugung der Engländer in Besetzung von Amtsstellen vor den Eingeborenen, die ungeachtet ihnen gemachter Versprechungen so zurückgesetzt werden, daß auf 7 einheimische 200 englische Beamte kommen. Und das trotz der großen Anzahl geistig hochstehender und wissenschaftlich gebildeter Inder! Warum hilft England diesen Übelständen nicht ab? Einfach weil sie ihm Vorteile bringen und ihre Abschaffung Nachteile für die englischen Finanzen zur Folge hätten (B. A. Z. 1898 Nr. 139)!

So ist man denn wohl berechtigt zu fragen, ob die englische Herrschaft Indien mehr zum Heil oder zum Unheil gereiche. Es ist von englischen Zeitschriften in Erwiderung auf das Buch des Inders Romesch Dutt (Datta) nachgewiesen worden, daß die englische Regierung

zur Linderung der Not verwendet habe: 720 Millionen Mark zur Verbesserung der Bewässerungsanlagen, 120 Millionen zur Linderung der Hungersnot, 80 Millionen zu Darlehen an indische Untertanen, und daß sie Indien durch Verlegung von Truppen nach Afrika und China erleichtert habe. Der Wohlstand im Lande soll jetzt im Steigen begriffen sein, die Steuererträge sich vermehrt haben. Es ist eine Unmasse von Schriften englischer und indischer Verfasser erschienen, die teils die indischen Klagen widerlegen, teils die englischen Verteidigungen bestreiten (s. B. A. Z. 1902 Nr. 35). Daraus sollte entnommen werden, daß auf englischer Seite ein ernster Wille zur Beseitigung der waltenden Übelstände vorhanden wäre. Das aber ist sicher: das Aufhören der britischen Herrschaft in Indien wäre das größte Unglück für das Land; denn welches europäische Reich würde die Kräfte, die Erfahrung und die Fähigkeit haben, jenes Land zu regieren, welche England hat? Den Eingeborenen preisgegeben zu werden, wäre aber das bei weitem schlimmste, was Indien geschehen könnte. Die Eingeborenen sind weit weniger regierungsfähig als der geringste europäische Staat; es würden sich Hindus und Mohammedaner bekämpfen und zerfleischen und das Land als Wüste hinterlassen. Englands größtes Interesse läge aber in der Abhilfe der waltenden Übelstände.

c) China.

Das Reich der Mitte (von den europäischen Zeitungsleuten ganz ohne Grund „himmlisches Reich“ genannt) hat in der hier behandelten Zeit nichts als Verluste und Schwächungen aufzuweisen. Sie zeugen von einem steten Sinken des seit mehr als einem Vierteljahrtausend in jenem Reiche herrschenden Mandschu-Hauses. Dieses hat bereits keine Männer mehr, — nur Schwächlinge, die von „einer energischen Frau, der Kaiserin Tße-hsi mühsam über Wasser gehalten werden. Europäer mußten China in der Mitte des 19. Jahrhunderts von den schwärmerischen Taiping, die Nanking besaßen, befreien; aber das Land war verheert. Der Höfling Li-hung-tschang, der sich lächerlicherweise den asiatischen Bismarck nannte, tat wohl sein möglichstes, zu retten, was zu retten war, aber vorläufig umsonst. China verlor an Rußland die halbe Mandschurei, Teile der Mongolei und Turkestans. Es mußte die Nachbar- und früheren Vasallenstaaten Hinterindiens, Barma an England, Annam an Frankreich fallen sehen, es unterlag in kurzem Kriege 1894 dem kleineren Japan, seinem alten, nun aber Europas Kulturschüler. Diesem fing Japan an, unheimlich zu werden, und es beging den unverzeihlichen Fehler, den Sieger um seine Erfolge auf dem Festlande, die Halbinsel Liaotang, zu bringen. — Den

Gewinn davon hatten die Vermittler. Deutschland nahm Kiautschou (s. oben S. 46), England Weihaiwei, Frankreich Kuangtschoufu, Rußland Port-Arthur und Talienwan. Sie ahnten nicht, daß der letztgenannte Teil der Abtretungen in zehn Jahren einen der furchtbarsten Kriege der Weltgeschichte entzünden werde. Aber auch von chinesischer Seite geschah, was konnte, um das Reich zugrunde zu richten. Die bösartige alte Kaiserin, die neuerdings die Zügel ergriff, schlug 1898 mit Gewalt eine Bewegung nieder, die einerseits gegen die Mandschus gerichtet war, anderseits aber Reformen im Staate anstrebte. Statt dieser aber, die wohltätig hätte wirken können, kam eine andere empor, die das Gegenteil höherer Kultur, die Barbarei, zur Geltung zu bringen suchte, es waren die von hoher Seite begünstigten sog. Boxer. Aber die Kaiserin wurde die Geister, die sie beschworen, nicht mehr los. Diese verübten, wo sie konnten, Greuel gegen die Fremden und Christen, versperrten einer englischen Flottenabteilung den Marsch nach Peking zum Schutze der bedrohten Gesandten, die sich lange mit Tapferkeit gegen den Pöbel verteidigten; der deutsche Gesandte von Ketteler wurde ermordet. Das Jahr 1900 sah den beispiellosen Anmarsch von Truppen der acht Großmächte gegen das Reich der Mitte. Peking wurde erreicht, die Bedrängten befreit, China zu einem demütigenden Frieden gezwungen.

Das Verbleiben der Russen in der Mandschurei, nachdem alle übrigen Truppen abgezogen waren, hat den gräßlichen russisch-japanischen Krieg entfesselt. Dieser hat die Stellung der Mächte zu Ostasien von Grund aus umgestaltet. Vorher suchten sich dort Rußland und England den Rang abzulaufen. Jetzt ist Rußland geschlagen, England der Verbündete Japans und dieses der Beschützer, Lehrmeister und wohl einst Beherrscher Chinas (s. oben S. 19).

Durch seine nähere Berührung mit dem auf gleichen Grundlagen der Kultur ruhenden insularen Nachbar und früheren Zögling wurde in China die schlummern gegangene Lust nach Verbesserungen wieder neu erweckt. Die Säulen der dortigen wissenschaftlichen Bildung sind bekanntlich die aus grauer Urzeit stammenden Staatsprüfungen. Wie alles andere ist seit neuerer Zeit auch diese ehrwürdige Einrichtung einem Schlendrian verfallen. Schon früher waren Unbotmäßigkeiten der Prüflinge vorgekommen, die sich oft bis zum Aufruhr steigerten. Sie stellten unberechtigte Forderungen auf, zertrümmerten Gerätschaften, prügelten die Beamten. Dabei ist zu bemerken, daß die Studenten kein bestimmtes Alter haben, sondern sich von dem des Knaben bis zu dem des Greises erstrecken. Ungeachtet einer Drohung mit der Bastonade bei solchen Vorfällen wie die genannten schritten 1886 unzufriedene Studenten so weit, daß sie den Präfekten und Examinator mit Steinwürfen verletzten. Der Statthalter von Fu-pet

verurteilte die Schuldigen zum Tode. Die alte Kaiserin, damals am Ruder, billigte das Verfahren.

Nachdem sich Reformen dieser Prüfungen wiederholt als notwendig erwiesen hatten, wurde am 29. August 1901 ein kaiserlicher Erlaß verkündigt, der eine Änderung des ganzen Prüfungsverfahrens anordnete. Weiter wurde am 13. September gleichen Jahres amtlich bekannt gemacht, daß alle Schulen nach westländischem Muster einzurichten seien. Die Erlernung der lateinischen Schrift ist seitdem verbindlich erklärt worden. Bereits 1903 gab man für die zweite der drei Prüfungen (die den unsrigen der Abiturienten, Doktoren und Professoren ungefähr entsprechen sollen) Fragen auf, die folgende Gegenstände betrafen: das Studium der fremden Landwirtschaft, des Handels, des Postwesens, die Bedeutung der sibirischen Eisenbahn und des Nicaraguakanals für China, die Frage, welche der westlichen Nationen der Volksbildung die meiste Aufmerksamkeit gewidmet habe, und mit welchem Erfolge, die Vergleichung der Verfassungen Deutschlands und Amerikas, die Hauptmerkmale des Militärwesens der europäischen Mächte, die Gründe der Unabhängigkeit der Schweiz, ihre Regierung, Industrie und Bildung, die Frage, ob Japan andere Staaten nachahme und wie, die Frage, wie China sich zu seinen Staatsschulden verhalten solle usw. Daß Chinesen sich mit solchen Fragen beschäftigen, ist schon erstaunlich, noch erstaunlicher ist, daß diese Reformen als erst im Werden begriffene betrachtet werden. (Näheres s. in der Arbeit von H. Gieß, B. A. Z. 1905 Nr. 18—21.)

China konnte durch europäische Besitzungen in eine recht mißliche Lage kommen, ehe es Japan zum kräftigen Helfer erhielt. Seine Südgrenze ist durch die große Halbinsel Hinterindien oder Indochina gedeckt, deren Staaten ihm als Rassenverwandte wohl zustatten kamen, ehe sie an Europa fielen. Nun ist aber der Osten dieser Halbinsel (Tongking, Annam, Kotschinchina und Kambodscha) nach und nach französisches Gebiet und der Westen (Barma) in zwei Malen, 1852 (Pegu) und 1885 (Oberbarma) dem britisch-indischen Reiche einverleibt worden. Durch spätere (unwürdige) Ränke seit 1892 gelangten England und Frankreich 1896 zum Besitze des an China grenzenden Mittelgebietes Laos und sperrten dadurch das von ihnen um ein Drittel seines Gebietes verkleinerte Siam vollständig von China ab, um zu diesem Reiche freien Zugang zu erhalten. Siam hat sich indessen in seinem bis beinahe zur Straße von Malaka übrig gebliebenen Gebiete tapfer gehalten, und sein (seit 1868 regierender) König Tschulalongkorn, der auch wiederholt Europa besuchte, ist ein warmer Freund von Reformen und europäischer Kultur, durch die er sein Reich zu behaupten sucht und mit Hilfe Japans auch wird. Denn von weiteren Fortschritten europäischer Mächte in

Ostasien ist nach den letzten Kriegsereignissen wohl keine Rede mehr. Aus eigener Schuld unserer christlich-arischen Genossen!

d) Japan.

Das von Japanern bearbeitete Werk „Unser Vaterland Japan“ (Leipzig 1904) beginnt sein Vorwort mit dem stolzen Satze: „Die Annalen der Weltgeschichte verzeichnen keine ähnliche wunderbare Entwickelung eines Landes in einem so kurzen Zeitraume, wie die Japans gewesen ist.“ Es ist dies kein Größenwahn, — es ist wahr; aber ebenso wahr ist es, daß die Entwickelung Japans seit vierzig Jahren ohne das Vorbild Europas nicht stattgefunden hätte, daß Japan ohne Europa noch heute in der Herrschaft der Daimio und in der „Sitte“ des Harakiri befangen läge. Wir Germanen haben zwanzigmal so lange Zeit gebraucht zu unserer Entwickelung wie Japan zu der seinigen. Aber wo waren unsere Vorbilder? Hellas und Rom waren bereits untergegangen als unsere Ahnen in die Geschichte traten, und der Hauptteil der japanischen Entwickelung, die Technik, war bei Griechen und Römern auf einer untergeordneten Stufe stehen geblieben; die römischen Straßen und Bauwerke hatte die Völkerwanderung vernichtet bis auf Reste, mit denen die nordischen Bärenhäuter noch nichts anzufangen wußten. Kurz, die Germanen fanden nichts ganzes zur Nachahmung vor; die Japaner aber fanden es im reichlichsten Maße. Und bei dieser Nachahmung ist es auch geblieben. Der Geist Nipons ist nicht darüber hinausgeschritten und wird es auch niemals können. Die alte Kunst und Literatur Japans ist ein Ding für sich, das nichts mit seinem Fortschritte zu tun hat; ein Mitarbeiter genannten Buches, Baron Suyematsu, sagt selbst (S. 573), daß seine Landsleute seit dem Eindringen des europäischen Einflusses ein Genie, wie solche während der Tokugawa-Periode lebten, noch nicht hervorgebracht habe, und daß den heutigen Schriftstellern das Volk keine große Teilnahme entgegenbringe. Immerhin ist, was Japan seit 40 Jahren geleistet hat, aller Ehren wert, und offenbar wäre dazu kein anderes außereuropäisches Volk imstande gewesen. Warum? Weil Japan ein Inselland ist. Das Meer macht es! Es läßt sich leicht nachweisen, daß Inselvölker in der Kultur am rascheßten voranschreiten, Halbinsel-, Küsten- und Buchtenvölker zunächst nacheifern und Binnenvölker am längsten auf sich warten lassen.

Die Wandlungen Japans sind geradezu märchenhaft. Im Jahre 1863 mußte sich Marquis Hirobumi Ito heimlich nach Schanghai flüchten; denn damals war das Verlassen des Landes den Japanern verboten. Später war er zweimal Gesandter in London und brachte

von dort Professoren zur Errichtung einer Ingenieur-Schule nach Hause, aus welcher Anstalt alle hervorgegangen sind, die sich dort in den technischen Fächern ausgezeichnet haben. Er war es auch, der im Auftrage des Mikado die Verfassungen fremder Länder studierte, um die des eigenen Landes zu entwerfen. Er schuf auch die anfangs gewagte Verfassungsänderung von 1902, die das geheime Stimmrecht statt des bis dahin bestehenden mit unterzeichneten Wahlzetteln einführte. Er teilt ferner mit, daß es der Kaiser von Japan Mutsuhito (geb. 1852, reg. seit 1867) selbst war, der zu den verschiedenen Reformen die Anregung gegeben habe. Durch seine Fortschritte konnte Japan es erreichen, die Fremden unter seine eigenen Gesetze zu stellen, statt sie wie minder vorgeschrittene Länder der Gerichtsbarkeit ihrer Heimat zu überlassen. Wie steht da die seit einem halben Jahrtausend in Europa eingedrungene Türkei dem erst seit einem halben Jahrhundert (Handel ausgenommen) mit Europa verkehrenden Japan gegenüber! Ihr durfte man die Fremden noch lange nicht überlassen, vielleicht solange sie noch existiert. Um die ganze Breite Asiens liegt sie Europa näher als Japan. Warum schreitet sie nicht vorwärts? Jetzt ist sogar China weiter voran als sie!

So steht es auch auf allen anderen Gebieten. Die Ausbildung der japanischen Armee und Flotte bewiesen die Kriege gegen China und Rußland. Die Ein- und Ausfuhr von 30 Millionen Yen (zu 2,11 Mark) in den Jahren 1872 und 1873 ist auf 140 Millionen Yen im Jahre 1898 gestiegen. In den Unternehmungen des Landes ist fast eine Milliarde Yen angelegt. Die Bevölkerung hat seit 1868 um 10 Millionen Seelen zugenommen. Daraus ist auch auf eine entsprechende Zunahme des Wohlstandes zu schließen.

Die Zukunftspläne der Japaner sind nicht mit Sicherheit bekannt, aber aus dem, was sie bisher erreicht haben, leicht zu erraten. Daß sie von dem bereits gewonnenen Formosa weiter südlich nach den Philippinen, wohl gar nach den Sunda-Inseln trachten, daß sie Korea, das schon halb untertänig ist, und ein Stück Mandschurei zu dem bereits eroberten Liaotung haben möchten, ist nicht mehr zu bezweifeln. Die Wiederbesitznahme des südlichen Teils der Insel Sachalin nach dem letzten Kriege läßt auch auf weitere Absichten gegen Norden schließen. Die fernere Absicht einer Oberherrschaft über China ist wohl ziemlich klar. Also einfach die Herrschaft über Ostasien und die Verdrängung der Europäer aus dieser Gegend! Den Besiegern Rußlands dürfte noch manches möglich sein, namentlich wenn sie die Riesenzahl der Chinesen unter ihr Kommando bekommen. Daher caveant Consules Europae! Der Einige, wenn auch schwächer, ist dem Uneinigen, wäre er noch so stark, immer überlegen. Die neue Kultur mag noch so wenig tief in die Masse des Volkes eingedrungen

sein, — im Kriege spielt dieses, das der allgemeinen Wehrpflicht unterliegt, durch seinen glühenden Patriotismus in Heer und Flotte eine gewichtige Rolle.

Von besonderem Interesse mögen hier die Beziehungen Japans zu Deutschland sein. Dieses war eines der späteren europäischen Reiche, das man im fernen Osten kennen lernte, und man wunderte sich hier, wie verschiedene Staaten sich ohne Revolution zu einem Reiche mit gemeinsamen Einrichtungen und Gesetzen verbinden konnten. Ein näheres Verständnis dieser Fragen vermittelte seinen Landsleuten der nach Berlin und anderen deutschen Höfen gesandte Aoki, der unsere Sprache und Literatur vollkommen beherrscht.

Seit diese Verbindung bestand, begann die japanische Regierung deutsche Gelehrte, Beamte und Offiziere zu berufen und achtete sie mehr als solche anderer Mächte, wozu Aoki besonders gute Dienste tat. An Stelle der früher üblichen französischen wurden deutsche Muster für die Gesetzgebung benutzt. Später, als in Deutschland Schiffe bestellt wurden, zog man auch Deutsche zu ihrer Einrichtung bei, wozu der deutsche Gesandte v. Holleben besonders mitwirkte.

Deutschland hat dabei den Vorteil, daß es die japanische „Interessensphäre" nicht kreuzt und umgekehrt.

Ein Land des Zankapfels kann Korea genannt werden. In älteren Zeiten bald Japan, bald China untertänig, in letzter Zeit scheinbar unabhängig und deshalb Kaisertum genannt, ist es seit dem Kriege mit China (1894) das offene Ziel der Begehrlichkeit Japans, das unbedingt einen Fuß auf dem Festlande haben will: Die Gefahr lag für Japan nahe, daß ihm Korea durch Rußland entzogen werden könnte, wofür das Verbleiben der Russen in der Mandschurei sprach. In der Tat legte der „Vizekaiser" Alexejeff auf koreanischem Boden befestigte Holzlager an, worauf in Japan der antirussische Bund unter Fürst Konoye entstand. Friedensversuche zerschlugen sich, und der Krieg brach 1904 aus. Seit dem Siege 1905 ist nicht nur Liao-tung, sondern auch Korea Japans Beute. Dieses führt seitdem als Schutzmacht die auswärtigen Angelegenheiten Koreas; mit dessen Kaisertum ist es aus, und Marquis Ito sitzt als Vizekaiser in Söul. Freilich gab es gefährliche Aufstände der Koreaner, die aber blutig unterdrückt wurden. So steht Japan wie es scheint dauernd an der Spitze Ostasiens. Dagegen läßt sich nichts mehr einwenden. So fest wir in Europa stehen und so wenig wir es angreifen lassen, so fest ist Japan dort hinten und mit gleichem Rechte darf es uns verbieten, seine Kreise dort zu verwirren!

5. Die Neue Welt.

a) Nordamerika.

Eine neue Welt ist das große, langgestreckte Festland auf der westlichen Halbkugel unserer Erde nicht nur, weil es erst in verhältnismäßig neuerer Zeit entdeckt worden ist, sondern auch, weil es durch die großen Meere, die es von den übrigen Erdteilen trennen, zu einer eigenartigen Entwickelung gelangt ist, die ihm einen durchaus selbständigen Charakter verleiht. Und doch ist dieser weder ein einheitlicher, noch ein von Europa, woher der weitaus größte Teil seiner Bevölkerung stammt, durchaus verschiedener. Denn ganz wie in Europa, haben sich von dessen Völkerstämmen die Germanen im nördlichen und die Romanen im südlichen Teile Amerikas niedergelassen. Es ist dies die natürliche Folge der Notwendigkeit, daß die Seefahrer beider Völkerstämme in annähernd gerader Linie ihren Weg von Osten nach Westen nahmen, wo sie sich dann allerdings weiter verbreiteten, bis sie aufeinander stießen und ihren Wandertrieb einstellen mußten. Der Gestaltung des westlichen Festlandes gemäß mußte die Ausbreitung der Germanen in dem breiteren Nordamerika von Osten nach Westen, die der Romanen in dem schmalern Mittel- und Südamerika von der Mitte aus, die sie zuerst erreicht hatten, teils nach Norden und teils nach Süden erfolgen.

Wie in Europa haben die verständigeren und tätigeren Germanen sich in dichteren Massen angesiedelt und weit mehr zusammenhängende Landschaften in Besitz genommen, während die arbeitscheueren und bequemeren Romanen sich in mehr abgesonderten Gegenden neue Heimaten gründeten. Infolge der genannten Eigenschaften ist es denn auch den Germanen gelungen, den Romanen die an der Grenze beider Völkerstämme gelegenen besten Landschaften wegzunehmen, wie Florida, Louisiana, Texas, Neumexiko, Colorado, Kalifornien.

Wir pflegen die Nordamerikaner vorzugsweise „Amerikaner“ zu nennen, weil sie eben arbeitsamer, unternehmender, tüchtiger und wohlhabender geworden sind als die Mittel- und Südamerikaner und weil sie sich ein einheitliches, großes Staatswesen geschaffen haben, das sie und wir vorzugsweise „Amerika“ nennen.

Die Bewohner dieses Staatswesens, das den weitaus überwiegenden Teil des angebauten, aber auch den größeren Teil des gesamten Nordamerika einnimmt, der „Vereinigten Staaten von Amerika“, sind zwar in der Mehrheit Nachkommen der Entdecker und Eroberer des Landes, der Engländer, was auch von dem größten Teile des jetzt noch britischen Kanada gilt; zu ihnen haben sich aber Schotten, Iren, Deutsche, Skandinavier, Franzosen und später (an der

Jahrhundertwende), als die Einwanderung der Genannten abnahm, auch Italiener und Slawen gesellt. Alle diese Einwanderer haben sich so sehr mit den Angelsachsen vermengt, daß sie zusammen die noch nicht viel über hundert Jahre alte, sich als ein Ganzes fühlende Nation der „Amerikaner" mit dem Spitznamen der Yankees bilden. Sogar die von ihnen einverleibten Romanen der Grenzländer, besonders Spanier, sind unter ihnen aufgegangen. Möglichst ihnen näher getreten sind auch die fremden Rassen, die im Lande vorgefundenen Urbewohner (Indianer) und die aus Afrika eingeführten Neger, während dies von den meist nur zeitweise einwandernden Chinesen und Japanern nicht gesagt werden kann.

Es scheint alles darauf hingearbeitet zu haben, aus den Amerikanern im oben bezeichneten Sinn eine besondere Nation zu bilden, obschon sie in der Regel von Europäern und zwar verschiedener Völker stammen. Dazu beigetragen hat entschieden vor allem die Lage und das Klima, die ja überhaupt die Ursache der Entstehung verschiedener Menschenrassen sind. Dann aber auch die Abwesenheit aller Standesunterschiede, die demokratische Gleichstellung im öffentlichen Leben, die Mißachtung aller aristokratischen Überhebung, die Anerkennung, daß jeder seines Glückes Schmied, jeder ein Self made man werden kann, wenn er ernstlich will. Um sich hervorzutun, gleichviel aus welcher Lage, bedarf es nur des Mammons; daher ist die Jagd nach dem Dollar der Grundstock des Strebens der Amerikaner. Dabei wird es mit den Mitteln zu diesem Ziele nicht gar zu ernst genommen. Daher kümmert man sich dort nicht allzu ängstlich um das Schicksal des Nächsten. Wer sich nicht selbst helfen kann, geht unter und wird vergessen. An die Stelle des „Gentleman" der Vorväter tritt, wie W. v. Polenz („Das Land der Zukunft", Berlin 1903) sagt, der „Smartsman". So wird denn der Einwanderer aus Europa, wenn er nicht bald wieder heimkehrt, unwillkürlich und unabänderlich zum Amerikaner und vergißt, ist er nicht ein Brite von Geburt, auch seine Muttersprache, seinen Familiennamen, seine heimischen Erinnerungen, wenn nicht, was vielfach unternommen worden ist, Gesellschaften und Vereine dahin arbeiten, das ursprüngliche Volkstum der Ankömmlinge zu erhalten.

Wie die Jagd nach dem Dollar an sich schon von Übertreibungen nicht frei sein kann, so wird im Yankee leicht alles Streben zur Karikatur entstellt. Der von Natur fromm angelegte wird zum Frömmler, zum Fanatiker oder auch zum Heuchler, wenn er glaubt, sein Glück damit zu machen. So treibt es ihn in eine der vielen Sekten, von denen das Land wimmelt, Methodisten, Baptisten, Episkopalen, Irwingianer, Darbysten, Mormonen usw. Die Neigung zur Geselligkeit wird zur Geheimbündelei, mit deren Abzeichen der Yankee

gern, sogar öffentlich prunkt; es sprossen geheime Gesellschaften wie Pilze aus dem Boden, nicht nur die Freimaurerei, die dort in ihren Aufnahmen weitherzig ist. Sie gipfelt in den Tempelrittern und zu ihr gesellen sich weitere Ordenbünde, wie Odd Fellows, Druiden, Harugari, Rotmänner, Elks, Rachabiten, Akazia-Brüder und viele andere, deren Mitgliederzahl oft in die hunderttausende steigt.

Wer zum Grübeln über unerforschliche Dinge Neigung hat, will mit Gewalt ihre Lösung erreichen oder schon erreicht haben und gesellt sich zu den Spiritisten und Okkultisten, für die es kein Rätsel mehr gibt, die überzeugt sind, alle Geheimnisse des Lebens enthüllt zu haben. Wer findet, daß Alkohol der Gesundheit schädlich sei, begnügt sich nicht damit, ihn zu meiden, sondern will die Abstinenz auch anderen mit Gewalt auferlegen, indem er sie durch Gesetze erzwingt, ohne zu bedenken, daß damit nur Heuchelei erzeugt wird. Die Liebe zum Vaterlande ist für darin Geborene wie Eingewanderte ein so überwältigendes Gefühl, daß sie mit dem Gegebenen nicht zufrieden sind, sondern ins Ungemessene streben und erst zufrieden wären, wenn ihr Vaterland die ganze Erde umfaßte. Und das geht herab bis auf die Wurzel der Heimatsliebe, die Wohnung. Das Haus wird zum „Wolkenkratzer" mit zahllosen Stockwerken, die kaum gegründete Niederlassung zur Stadt, die Stadt zur Weltstadt. Das alles macht wohl einen großartigen Eindruck, zeugt von rastlosem Schaffen und Arbeiten, ist aber niemals oder selten ohne einen prahlerischen Anstrich. So auch die „Sehenswürdigkeiten", die unter der Flagge des Schwindels segeln. Der bekannte Barnum war der Erfinder des amerikanischen Humbugs. Er reiste und seine Geschäftsnachfolger reisen heute noch durch die ganze Welt mit Zirkusvorstellungen, Menagerien, Albinos, Zwergen, Riesen, Mißgeburten, Marktschreiereien aller Art. Alles, was zu sehen ist, wird erweitert, vergrößert, zur Seltenheit gestempelt. Dabei treten dann merkwürdige Widersprüche zutage. Man verachtet offensichtlich aristokratisches Gebaren; aber wenn eine hübsche Amerikanerin einen europäischen Grafen oder Prinzen vergolden kann, ist man stolz darauf; man liebt es auch, sich Stammbäume und Wappen fertigen zu lassen.

Der Amerikaner von echter Farbe liebt die Natur nicht und zieht ihr das Künstliche und Nützliche vor. Trotzdem schuf die prahlerische Neigung die Nationalparke und „Göttergärten" im fernen Westen, um zu zeigen, wie großartig dort alles ist. Mit Sturmeseile wird in dieser Richtung gearbeitet. Die Verkehrswege dehnen sich ins Ungeheuere aus und werden so eilig gebaut, daß sie der Sicherheit des Lebens Hohn sprechen, und die Eisen- und Trambahnen fahren ohne Schutzvorrichtungen oder Warnungstafeln durch die belebtesten Stadtteile. Unordnung, Unreinlichkeit, ungesunde Einrichtungen

sind allgemeine Mängel; es kommt bei allen Unternehmungen vor allem darauf an, daß Geld dabei zu verdienen ist. Doch ist dies nicht ohne Lichtpunkte. Bekanntlich verwenden die Milliardäre, die an der Spitze großer Unternehmungen stehen, ungeheuere Summen für wohltätige und wissenschaftliche Anstalten (s. VII S. 575 f.).

Es mag an diesem genug sein, um den Abstand der amerikanischen Charaktere und Gepflogenheiten von den europäischen zu kennzeichnen. Werfen wir nun noch einige Blicke auf die nicht ursprünglich zu den Yankees gehörigen Kreise, die aber mit ihnen in Berührung kamen.

Die Deutschen sind keine Neulinge in Amerika. Es ist bald ein Vierteljahrtausend (genauer 225 Jahre) verflossen, seit (am 6. Oktober 1683) ihre ersten Einwanderer in Philadelphia landeten und die Vorstadt Germantown gründeten. Heute noch wird der 6. Oktober von den Deutschen in den Vereinigten Staaten ebenso feierlich begangen wie der 4. Juli von den Amerikanern überhaupt. Jene Ankömmlinge und ihre nach Millionen zählenden Nachzügler waren stets fleißige Anbauer durch den ganzen Kontinent hin, sie zählten zu den ersten Gegnern der Sklaverei und Freunden der Freiheit, wie sie auch die ersten Lehrer der Indianer lieferten. Dort, wo sie landeten, hat sich auch das Deutschtum am reinsten erhalten. Sie waren eifrige Mitkämpfer des Befreiungskrieges. Es war namentlich das Scheitern deutscher Freiheitsbestrebungen, das tüchtige Männer (allerdings auch zweifelhaftes Volk) nach der Neuen Welt führte. Jene besseren Flüchtlinge wurden zum Teil Pioniere der Wissenschaft und begeisterte Vertreter des Idealismus unter den immer mehr dem Materialismus verfallenden Amerikanern britischer Herkunft. Mit Einmütigkeit trugen sie während des Sonderbundkrieges ihr bestes zur Erhaltung der Union und zur Niederwerfung der Sklaverei bei. Leider hielt diese Einmütigkeit nicht Stand im Kampfe um deutsche Sprache und deutsches Volkstum, das von den Yankees bis vor kurzer Zeit wütend angegriffen und womöglich auch unterdrückt wurde. Aber unbeirrt von diesen Angriffen und jener Uneinigkeit stand stets eine tüchtige Heerschar solcher Deutscher im Treffen, die das heimische Wesen ihren Landsleuten in Erinnerung brachten und es erreichten, daß es heute nicht mehr eine leidende, sondern eine tätige Rolle in den Vereinsstaaten spielt. Ein Deutscher, Karl Schurz, stieg zum Minister empor. Neben ihm nahm Oswald Ottendorfer, Besitzer der New Yorker Staatszeitung, die Stellung eines Führers der Deutschen ein. Zahlreiche Deutsche bekleiden andere Ämter und Lehrstühle an amerikanischen Hochschulen. Amerikaner wie der Dichter Longfellow, der Übersetzer Bayard Taylor, der Gelehrte Andrew White lernten die deutsche Kultur schätzen und den gebildeten Landsleuten wert machen. Auch unter den Eingewanderten

nahm die dort für sie einzig mögliche Richtung überhand, sich zugleich in das neue Vaterland einzuleben und dem alten treu zu bleiben. Durch Verbindung amerikanischer und deutscher Hochlehrer an der Hochburg des Philogermanismus, der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts, der ältesten Hochschule Amerikas (jetzt mit 5000 Hochschülern), wird ein germanisches Museum errichtet.

Im ganzen Uniongebiete hat eine deutsche Bewegung begonnen. Deutsche Theater, Schulen, Zeitungen, Turn-, Gesang- und Bildungsvereine, die lange ein kümmerliches Leben geführt hatten, sproßten in der letzten Zeit des 19. Jahrhunderts kräftig empor und bewirkten, daß die allzulange verächtlich über die Achsel angesehenen Dutchmen sich als Deutsche fühlen lernten und Achtung erzwangen. Der deutsche Sieg von 1870 hatte den Amerikanern gewaltigen Eindruck gemacht.

Aber alles Gute entwickelt sich langsam, und so ließ die Möglichkeit großer Gedanken, wie eines deutsch-amerikanischen Theaters, einer deutsch-amerikanischen Hochschule bis jetzt auf sich warten. Auch konnten die Deutschen mit den Yankees in der Vermehrung der Bevölkerung nicht Schritt halten. Die Nativisten arbeiteten den Deutschen entgegen und wollten ihre Sprache nicht aufkommen lassen. Aber die wackeren deutschen Vorkämpfer in Pennsylvanien gründeten 1899 einen deutsch-amerikanischen Zentralbund. Andere Staaten folgten nach, und schon 1901 entstand der deutsch-amerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten, der sich von politischen und religiösen Fragen fern hält und vorzugsweise die Einführung des deutschen Unterrichts an öffentlichen Schulen und des Turnunterrichtes anstrebt, die Einwanderung schlechter Elemente zu verhindern sucht und überhaupt die Pflege der deutschen Sprache und Literatur befördern will. Seither wird wieder mehr von hervorragenden Amerikanern der glückliche Einfluß der Deutschen auf die amerikanische Kultur und Sitte anerkannt. Die Verbindungen zwischen Deutschland und Amerika haben sich wieder inniger verknüpft und sich auch auf die höchsten politischen Organe beider Länder erstreckt. Doch wird man sich hier, wie in allen Dingen, vor trügerischen Hoffnungen hüten müssen.

Das fluchwürdige Verbrechen des Sklavenhandels aus Afrika nach Amerika, das dieses Land durch den Kampf um die Negersklaverei an den Rand des Abgrundes brachte, ist auch durch die Aufhebung dieser unmenschlichen Einrichtung im Jahre 1865 nicht gesühnt worden und wird es auch nie werden. Das Zusammenleben so grundverschiedener Rassen wie der Schwarzen und der Weißen ist auf die Dauer ohne fortlaufende Untaten nicht möglich, so lange nämlich die Menschen nur Schwarze und Weiße und nicht Menschen sind. Die Zustände in den ehemaligen Sklavenstaaten, d. h. im Süden des Bundes der Vereinigten Staaten sind noch heute, nach über

40 Jahren nicht befriedigend. Die Greuel der Lynchjustiz, der Gerichtsbarkeit des Mob dauern fort, so daß in unserer Zeit (von Dixon aus Nordkarolina) ein umgekehrter „Onkel Tom“ erscheinen konnte, der die Schwarzen als durchweg niederträchtige Bande schildert, denen das Wahlrecht zu bewilligen ein Wahnsinn gewesen sei. Ein Senator Tillman hat die Neger als bestimmt, für den Weißen die niedrigsten Arbeiten zu verrichten dargestellt, und ein Zeitungsschreiber in Charleston verlangte ihre Vernichtung oder Vertreibung. Wenn Tillman ausführte, die Neger würden, wenn sie unterrichtet würden, bald die Weißen überflügeln, so verurteilte er damit sich selbst und seine Ansichten.

Dergleichen der Menschheit unwürdige Aussprüche fanatischer Negerfeinde häufen sich heute mehr als je seit Aufhebung der Sklaverei. Dazu paßt auch vortrefflich die schändliche Behandlung der Eingeborenen der Philippinen, die, wie das oben Gesagte, den ursprünglichen die Entstehung der Union leitenden Ideen, der Verfassung dieser und dem Geiste eines Washington Hohn sprechen!

Diesen verwerflichen Tendenzen gegenüber haben namhafte Männer durch eigenes Beispiel bewiesen, daß aus dem Schwarzen, wird er vernünftig erzogen, etwas rechtes werden kann. Wie der Erzbischof Ireland bezeugt, sind die von den Negern gemachten Fortschritte seit der Befreiung „beispiellos in der Weltgeschichte“, und Ireland ist überzeugt, daß diese Fortschritte in den nächsten 40 Jahren vervierfacht werden. Der Präsident der Universität zu Nashville in Tennessee Dr. Morrill zählt eine Menge Schwarzer auf, die sich als Kunstmaler, Komponisten, Dichter, Soziologen, Prediger, Ärzte, Rechtsanwälte, Redner, Schriftsteller ausgezeichnet haben. Der Präsident Mac Kinley hat 52 Schwarze zu Zoll- und Postbeamten, Sekretären, Kommissären, ja Konsuln und Gesandten ernannt. Der Präsident Roosevelt ist davon leider wieder zurückgegangen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der als Sklave (Sohn eines Weißen und seiner Sklavin) geborene Booker T. Washington, der sich aus den ärmlichsten Verhältnissen emporgearbeitet hat. Er bemühte sich mit Erfolg für die Bildung seiner Rassegenossen, wirkte als Lehrer und brachte seine Schule in Tuskegee auf eine so vorzügliche Stufe, daß sie zu Anfang des neuen Jahrhunderts 40 eigene Gebäude, 2300 Morgen Landes, 86 Lehrer und über tausend Schüler besaß, die zum Teil aus Westindien, ja aus Afrika herkamen. Ihr Wert ist auf anderthalb Millionen Mark geschätzt. Die aus ihr hervorgegangenen dreitausend Männer und Frauen wirken weiter für die Hebung ihrer Rasse. Präsident Roosevelt hat Booker T. Washington im Weißen Hause empfangen — zum großen Ärger der weißen Fanatiker.

Bedarf es weiterer Beweise, daß die schwarzen Menschenbrüder bildsam sind, und daß es menschenwürdiger ist, mit ihnen Geduld zu haben, statt sie für die geringe Kultur ihrer Vorfahren und für die Grausamkeit ihrer früheren Herren büßen zu lassen?

Was einige Negerfeinde verlangten, die Ausrottung der Schwarzen, ist in bezug auf die sog. Roten oder Indianer, d. h. Amerikas Urbevölkerung, teilweise mit Nachdruck, bereits besorgt worden. Die armen Helden Coopers und Longfellows, die Lieblinge unserer Jugend, sind in den Vereinigten Staaten dem Aussterben nahe, nicht nur durch das Feuer und Eisen, sondern auch durch den Schnaps, zum Danke dafür, daß sie das nach dem Urteile der Mehrheit der heutigen Männer- und leider auch eines Teiles der Frauenwelt „köstlichste Gut", das Tabakrauchen erfunden haben. Jetzt, da ihrer nur noch so wenige sind (in den Vereinigten Staaten 1906: 237 196, in Kanada 108 112, in Alaska 29 536), stellen sich die Weißen freundlicher zu ihnen, als oft umgekehrt z. B. bei den wilden Apachen der Fall ist. In dem den Indianern ursprünglich in Mitte der Union eingeräumten Territorium leben nur 67 400 Indianer neben 36 853 Negern und 302 680 Weißen. — Das gibt zu denken. —

b) Mittel- und Südamerika.

Im tropischen und subtropischen, oder früher spanischen und portugalischen Amerika waltet bezüglich der „Farbigen" das umgekehrte Verhältnis wie in Nordamerika. Hier sind die Neger im Überfluß vorhanden, die Indianer heruntergeschmolzen; dort blühen diese, während die Schwarzen stets in beschränkterer Zahl vertreten waren. Im tropischen Amerika herrschen die Indianer und die Mischlinge, im subtropischen (Chile und Argentinien) die Weißen. In Südamerika bilden die reinen Weißen nur ein Viertel der 40 Millionen zählenden Bevölkerung, in Mexiko kommen von 14 Millionen Seelen auf das Hundert 14 Mischlinge.

Das alte Reich der Azteken war zwar weit kleiner als die heutige Bundesrepublik Mexiko; aber das spanische Vizekönigreich dieses Namens (auch „Neu-Spanien" genannt) hatte die doppelte Ausdehnung, die das Land auch als Republik behielt, bis ihm 1848 die siegreichen Yankees die nördliche Hälfte wegnahmen. Diese Hälfte war damals recht öde; heute aber gehört sie zu den blühendsten Teilen der Vereinigten Staaten.

Mexiko war bis vor kurzem ein Land der politischen Unruhe, abwechselnd zwischen Anarchie, Diktatur und zweimaligem Kaisertum. Heute erfreut es sich besserer Zeiten. Es brennen weder die Menschen-

opfer Montezumas, noch die der Inquisition, noch knallen die Schüsse der Schergen Santa Annas, noch die der Todesvollstrecker Maximilians von Österreich und seiner Freunde. Dieser glücklichere Zustand (einen ganz glücklichen gibt es ja nicht), ist dem Manne zu verdanken, der seit 1877 mit einer kurzen Unterbrechung das Land durch eine ihm angemessene, aufgeklärte Diktatur beherrscht, — Porfirio Diaz. Fortschritt, Ordnung und Frieden hat er dem Staate geschenkt. Er hat ihn mit einem Netze von Eisenbahnen durchzogen, eine Statistik der Bevölkerungsbewegung eingeführt, mit der verglichen die der Vereinigten Staaten mangelhaft, wenn jene auch noch nicht vollkommen ist. Sie wird jedes Jahr veröffentlicht. Dabei hat sich das Merkwürdige ergeben, daß 1896 auf 398 380 Geborene, 155 607 Uneheliche kamen, also 39 vom Hundert, was bis dahin bei keinem Lande beobachtet wurde (in Europa hat Österreich mit $14^2/_8$ Proz. die höchste Zahl). Ja in einigen der volkreichsten Staaten Mexikos übersteigen die unehelichen Geburten die ehelichen und kommen bis auf 78 Proz. Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht bekannt. Die Sache mit „moralischer Entrüstung“ zu erledigen, können wir nicht als wissenschaftlich erachten.

Für politische Moral kann es beim besten Willen nicht sprechen, daß die fünf kleinen Staaten Zentralamerikas, die bis 1831 einen Bundesstaat bildeten, nicht nur trotz mehreren Versuchen nicht zu einer Wiedervereinigung gelangt, sondern fortwährend durch Aufstände und Bürgerkriege zerrüttet worden sind. Viel trägt wohl dazu bei, daß Indianer und Mischlinge das vorherrschende Element in dieser Staatengruppe bilden. Solche Leute sind ohne politische Erziehung und meist ohne Gewissen. Meist handelt es sich um die Präsidentschaft dieses oder jenes Generals oder Abenteurers, worüber nicht die Stimmen der Wähler, sondern die Waffen entscheiden, und die Sieger sind mehr Wüteriche als Staatsmänner. Viel wichtiger als diese übrigens selten erhebliche Menschenopfer erfordernden Kleinkriege und Miniatur-Revolutionen ist die Rolle, die Zentralamerika im Interesse der Yankees für die allerdings höchst wünschbare Kanalverbindung zwischen den zwei großen Weltmeeren spielen mußte. Der Erklärung Mac Kinleys von 1896, die eine Verbindung der englisch sprechenden Amerikaner forderte, um den Kanal von Nicaragua zu befördern, war die Einleitung zum spanisch-amerikanischen Kriege, der den Golf von Mexiko in die Hand der Union gab und damit auch den Kanalbau. Als solcher trat aber, nachdem die französische Unternehmung endgültig zusammengebrochen war, Panama an die Stelle von Nicaragua, und um diese Wendung zu erleichtern, wurde 1903 die Provinz Panama von Kolumbien losgerissen und als Republik unter amerikanischen Schutz gestellt, der

damit Zentralamerika umklammerte. So ist also Panama zum Suez der westlichen Erdhälfte bestimmt. Was „Amerika" (im engeren Sinne) will, muß künftig für Amerika im weiteren Sinne Gesetz werden. (Daenell, Gesch. d. Ver. St. v. Am., Leipzig 1907 S. 159 f.).

Wenn dies auch ein Zukunftstraum ist, so hat er doch durch den Besitz von Puertorico und durch die Abhängigkeit der herrlichen Insel Cuba und der wichtigen Stellung Panamas von den Vereinigten Staaten einen ganz bedeutenden Fortschritt gemacht. Sind auch die Weißen auf der Königin der Antillen sämtlich spanischen Ursprungs, so bietet doch die Feindschaft zwischen Alteingesessenen (Kreolen) und Neuen (Gringos, d. h. Grünen) beständig einen Anlaß für Bruder Jonathan, seine schwere Hand auf die hitzigen Köpfe der Cubaner zu legen.

Im äußersten Norden Südamerikas sehen wir den Bundesstaat Venezuela, den echte Indianer mit wenig afrikanischer und spanischer Beimischung bewohnen, unter der Diktatur des Generals (denn Generale sind sie alle) Castro mit Mestizengesicht und kastilischem Hochmut Nordamerika und Europa Trotz bieten.

Venezuela hat eine hübsche Anzahl von Staatshäuptern aufzuweisen, die seltsame Januskköpfe von Staatskassenraub und gemeinnützigen Leistungen waren. So hat einer von Castros Vorgängern, Guzman Blanco den Staat unverschämt bestehlen, aber auch eine wundervolle Eisenbahn von der Hauptstadt Caràcas nach der Hafenstadt La Guayra und in dieser einen prachtvollen Hafen gebaut. Eine Bahn von Caràcas nach Puerto Caballo entstand durch deutsche Ingenieure mit deutschem Gelde. Unter Castro selbst wurden alle größeren Städte des Landes mit schönen Anlagen und Gärten geschmückt, die jedoch nur in guten Stand gesetzt werden, wenn der Herr Präsident die Stadt mit seinem Besuche beehrt. Überhaupt genießen die Städte Venezuelas im Gegensatze zu dem noch halb barbarischen Lande, alle Errungenschaften der europäischen Kultur, nicht zu vergessen die spanischen Stiergefechte, wenn nicht gerade Revolution gemacht wird. Dieses Landesübel aber unterbricht nicht nur, sondern zerstört geradezu, wie 1901 und 1902 geschah, Kulturwerte, wie Fabriken und Tramlinien, und man trifft von Kanonenkugeln durchlöcherte Bahnhöfe, Kirchen und Häuser in Trümmern, verwüstete Gärten usw. Die Beschießung von La Guayra durch die englische und deutsche Flotte 1903 richtete dagegen weniger Schaden an, als die Granaten kosteten. Ob nun Castro oder ein anderer Tyrann dort haust, die Wirkung wird die gleiche sein (Dr. Deye, B. A. Z. 1905 Nr. 155).

In Columbia (früher Neu-Granada) herrschen so ziemlich dieselben Zustände wie in Venezuela, ebenso in Ecuador, (wo der von

den Klerikalen gestützte Tyrann Garcia Moreno 1875 ermordet wurde, aber nicht, wie die ultramontane Fabel will, durch die Freimaurer). Krank sind auch Peru und Bolivia, während Chile, die Besiegerin der zwei letztgenannten Staaten, ungeachtet zeitweiliger Unruhen (namentlich infolge der Diktatur Manuel Balmacedas 1886—91, der durch Selbstmord endete), ein besseres Zeugnis verdient. Chile steht an Verbreitung der Bildung guter Ordnung und Abwesenheit der Einflüsse von Indianern und Mischlingen hoch über den seit Mexiko genannten Staaten. Es ist durch seinen Sieg über Peru und Bolivia (1879—81) eine Macht geworden; es hat die Salpeterminen, die jene Staaten ihm versperrten, gewonnen und hierdurch Bolivia 1884 die Meeresküste entrissen, auch Peru geschwächt und 1903 durch Vertrag mit Argentinien die ganze (schmälere) Westküste bis zum Kap Hoorn als Gebiet gewonnen, während an Argentinien die viel breitere Ostküste mit Patagonien und einem Teile Feuerlands fiel. Der früher La Plata genannte Staat litt gleich seinen Nachbarn oft und viel durch Diktatur, Aufstände, Bürgerkriege und Krieg mit Paraguay, wird aber jetzt als ein Land der Zukunft gepriesen, wie es in dem Werke eines ungenannten deutschen Offiziers (München 1906) genannt wird. Es hat durch Ansiedelungen und Verkehrsverbesserungen in den neu erworbenen Pampas eine große Kulturaufgabe. Näheres berichtet Dr. Ludwig Munzinger (ebenso auch über Uruguay in B. A. Z. 1907 Nr. 15 ff.). Beide Staaten der gemäßigten Zone Südamerikas haben auch eine große Bedeutung als geeignete Ansiedelungsländer für Deutsche und als Vormächte Südamerikas und Muster für dessen Zukunft.

Was von Chile und Argentinien gesagt wurde, gilt auch für den Süden, aber auch nur für diesen, von Brasilien (s. VII S. 37). Die Mitte und der Norden dieses Riesenstaates haben nach der Abschaffung des Kaiserreiches (1889) sich zu ihrem Nachteile den tropischen Republiken Amerikas in der Neigung zu unruhigen Zuständen genähert; doch scheint der gemäßigte Süden, nicht ohne Einfluß der dort angesiedelten Deutschen, mildernd zu wirken. Brasilien unterscheidet sich vom übrigen Süd- (und von Mittel-) Amerika durch die Herrschaft der portugalischen statt der spanischen Zunge. Die Nachkommen der Portugalen sind indessen stark mit Indianer- und Negerblut gemischt, mehr mit letzterm und fallen durch lässiges und träges Wesen und durch Unreinlichkeit (die höheren Stände ausgenommen) auf, das öffentliche Leben durch sittliche Verdorbenheit, der amtliche Verkehr durch Willkür und Bestechlichkeit, der geschäftliche durch Unredlichkeit usw. (W. Lacmann, B. A. Z. 1905 Nr. 159). Unter den europäischen Einwanderern anderer Länder zeichnen sich die Deutschen durch löbliche Eigenschaften aus. Sie haben sich

durch Umwandlung von Urwald in ihrem Gebiete in fruchtbares Land verdient gemacht. Ihre Hauptniederlassung ist Blumenau im Staate Santa Catarina mit 86 000 Einwohnern und 40 deutschen Schulen. Auch die Staaten Parana und Rio Grande do Sul umfassen Beweise deutschen Fleißes und Ordnungssinnes im Gegensatz zur romanischen und Mischlings-Bevölkerung des Landes, die darum die Deutschen haßt und fürchtet und wo möglich zu verdrängen sucht, aber ohne Erfolg.

Dritter Abschnitt.

Die sozialen Fragen.

1. Die sozialen Gegensätze.

Sozial, d. h. gesellschaftlich, bundesgenössisch, wird alles Menschliche genannt, das in einem gewissen Verhältnis zueinander steht. Ein Mensch kann natürlich nicht sozial sein; es gehören dazu mindestens zwei, in den meisten Fällen aber weit mehrere, unzählige; sogar die gesamte Menschheit bildet einen sozialen Körper, doch dies vorläufig nur unbewußt. Zu dem Bewußtsein, daß sie einen solchen bilde, würde eine lange Reihe vielleicht von Jahrtausenden erforderlich sein, wenn sie überhaupt je dazu gelangen sollte. Im Verlaufe der Zeiten haben sich die sozialen Verbindungen vielfach verändert, im ganzen vermehrt und erweitert, und in der Art, wie das soziale Verhältnis aufgefaßt und verstanden wird, ergeben sich oft schon in kurzer Zeit ganz auffallende Abweichungen.

Die sozialen Verhältnisse sind mannigfach, ja beinahe unerschöpflich und zeugen hinlänglich für das Bedürfnis der Menschheit nach Verschiedenheit, um das Streben der sog. Sozialdemokratie, die alles was Mensch heißt, in einen unterschiedslosen Brei zusammenrühren und allem, was sich darüber hervorwagt (figürlich gesprochen), den Kopf abschneiden möchte, gründlich zu widerlegen.

Vor allem ist das Geschlecht da. Mann und Weib sind von Anbeginn unserer Gattung so verschieden in Natur, Seele und Charakter, daß schließlich alle Versuche, sie gleichzumachen, kommen sie von Sozialdemokraten oder Frauenrechtlerinnen, jämmerlich fehlschlagen müssen. Von Beschränkung der Rechte des Weibes ist ja in der Bekämpfung dieser Gleichmacherei so wenig die Rede als von Beschränkung der Rechte des Mannes. Jedem das Seine! Jedem das, was aus seiner unveränderlichen Natur mit Notwendigkeit hervorgeht.

Die Ehe ist das erste und einfachste soziale Verhältnis. Sowohl die Natur, die allen Beobachtungen zufolge beide Geschlechter in annähernder Gleichzahl hervorbringt oder, wenn man will, am Leben erhält, als die Zivilisation, die ein regelloses Durcheinander im Verkehr der Geschlechter als tierisch verabscheuen muß, sie beide verlangen die einfache Ehe. Die Vielweiberei setzt die Sklaverei voraus; zwischen einem Mann und mehreren Frauen kann nur ein sklavisches Verhältnis bestehen. Vielmännerei dagegen ist nur durch besondere unentwickelte Sitten in Mittelasien und Indien erklärbar. Gruppenehe zwischen mehreren Männern und Weibern ist nur eine Art geregelter Prostitution, steht aber sittlich höher als die in unserer modernen Gesellschaft leider übliche Unsitte, daß sowohl Männer als Frauen in geheimer Polygamie den Gesetzen Hohn sprechen, die Männer als Wüstlinge, die Weiber als Dirnen, wohl nur weit weniger Frauen als Treulose.

Soweit ist die vernünftige und sittliche Welt über das Wesen der Ehe einig. Man hat diese ein Problem genannt, während sie die natürlichste Sache von der Welt ist. Es kommt nur darauf an, was man unter Ehe versteht. Dies ist sehr einfach: die durch Liebe und Treue auf die Dauer geschlossene Verbindung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts. Die Form ist weniger wichtig. Eine ohne förmliche Gebräuche aus Liebe und in Treue geschlossene Ehe verdient diesen Namen weit eher, als eine mit allen üblichen Zeremonien geschlossene zum Zwecke der Erheiratung von Geld und Gut oder aus Rücksicht auf „Ebenbürtigkeit“, was noch weit verschlimmert wird durch weit voneinander abstehendes Alter oder durch Kränklichkeit des einen oder anderen oder beider Teile. Man hat in unserer Zeit einerseits von Enthaltsamkeit (Tolstoi, Grabowski), anderseits von freier Liebe (zahllose Schriftsteller) gesprochen. Der Hauptzweck der Ehe ist aber Fortpflanzung. Und da ist es denn klar, daß die Zukunft der Erzeugten nur durch gesetzlichen Vertrag gesichert werden kann. Die „freie Liebe“ ist nur freie Untreue; die treue Liebe ist das wahre und einzig sittliche. Das Nähere der Form ist gleichgültig, wenn der feste Vorsatz der Treue da ist. Aber eine gewisse Ordnung ist unter gesitteten Menschen notwendig.

Die einfache Ehe, deren Schließung aus anderen Gründen als denen der Liebe, ein Verbrechen an der Menschheit ist, hat die Bestimmung, aus dem Gegensatze von zwei Personen einen solchen von mehreren hervorzubringen, nicht etwa einen feindlichen, sondern einen zusammenklingenden (harmonischen). Es ist der Gegensatz von Eltern und Kindern, oder, wenn man mehrere Ehen zusammennimmt, von Alter und Jugend.

Nach den Gesetzen der Natur und der Sittlichkeit sollte die Harmonie der Ehe sich in der Familie fortsetzen. Sehr oft aber setzt sich nur die Disharmonie fort! Man hat Beispiele bis auf Jahrhunderte zurück, die eine Verrohung der Jugend zur Beschämung der Art und der Erfolge des damaligen Religionsunterrichtes darlegen (VII S. 206 und 207). Man sollte daher denken, daß die heute so oft geführte Klage über diesen Übelstand unberechtigt wäre, weil es nichts neues sei, daß sich die Jugend dem Alter gegenüber ungezogen und unehrerbietig benehme. Es ist auch allerdings nichts neues; aber es scheint, die Sache nehme mit der Zeit nur andere Formen an, gegen die kein Unterricht, sei er weltlich oder kirchlich, aufkommen könne. Zum Glück ist der Übelstand nicht allgemein und war es auch nie; aber er ist da und hat sich sehr weit verbreitet. Sonst müßte sich nicht ein berühmter Philosoph und Pädagog wie Prof. Friedr. Paulsen (Deutsche Rundschau 1907, Heft 8) bewogen fühlen, eine herbe Klage ins Feld zu führen.

Seine Klage bezieht sich gerade auf die hier behandelte Zeit der Jahrhundertwende, und es handelt sich dabei nicht etwa bloß um die Ungezogenheit der Jugend, sondern um den schweren Fall: die Jugend und die ältere Zeugung verstehen sich nicht mehr; die Jugend entfremdet sich ihren Erzeugern, schätzt sie gering. Es ist nicht mehr allein der Fall, daß bei der heutigen Jugend und zwar bei der Mehrzahl, die Erziehung nicht anschlägt; es ist schlimmer: die moderne Kultur und Literatur (zu großem Teile wenigstens) pflanzt in der Jugend Größenwahn, Romane und Bühnenstücke wetteifern, ihr die Einbildung einzuflüstern, daß sie von den Älteren (oder Eltern) unterdrückt, geistig mißhandelt, an selbständigem Streben verhindert, davon abgehalten werde, „sich auszuleben“. Das Wort ist von dem „großen“ Nietzsche geprägt, dem Abgotte unserer Modernen und der Frauenrechtlerinnen (die es vergessen, daß er sie „bestenfalls“ Kühe nannte und nur der Peitsche würdig fand), diesem allerdings zu bedauernden Kranken und jetzt Toten, „dessen gute Gedanken selten neu und dessen neue selten gut sind“. Wenn man auf diese Literatur hört, so muß man glauben, in ein völlig barbarisches Jahrhundert zurück versetzt zu sein. Es ist aber nur eine Irreleitung der Jugend und eine Verleumdung der Älteren und Eltern. Überall in Deutschland (und wohl auch anderswo) trachten die mit der Erziehung Betrauten, der Jugend das Lernen zu erleichtern, die Stunden des Unterrichts zu kürzen und die der Erholung zu verlängern, die Aufgaben zu vermindern, die Anforderungen herabzusetzen, Spaziergänge, Turnen und Spiele zu pflegen, und die Schöpfer dieser Reformen bekennen, daß sie es in ihrer Jugend nicht so gut gehabt hatten (Paulsen). Die Prügel in Schule und Haus, sowie die Karzer sind abgeschafft oder beschränkt. Aber alles fruchtet

wenig oder nichts. Das liebe süße Publikum nimmt sich jedes frechen Lümmels an, der wegen gemeiner Roheiten von einem Erwachsenen zurechtgewiesen wird oder wohlverdiente Ohrfeigen bekommt, und der unverständige Vater oder die affenliebende Mutter stürmen mit Gebrüll oder Gekreisch in die Schule, wenn ihrem sauberen Früchtel nach dessen Ansicht Unrecht geschieht. Freche Bengel weigern sich im Tramwagen, einer armen alten Frau, die alles besetzt findet, Platz zu machen, und die dumme Mutter findet es ganz in der Ordnung. Das mögen Ausnahmen sein; aber sicher sind solche unvernünftigen Leute keine Freidenker, sondern würden es sehr übel nehmen, wenn man sie für nicht bibelgläubig hielte.

Die schwedische Schriftstellerin Ellen Key, Nietzscheanerin und Frauen-, sowie Kinderrechtlerin, taufte an der Schwelle des 20. Jahrhunderts (ein halbes hatte sie bereits zurückgelegt) dieses: das Jahrhundert des Kindes. Sie beginnt ihr Buch mit dem sensationellen Satze: „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen." Wie meint sie das? Sie meint damit, das noch nicht erzeugte Kind habe ein Recht darauf, daß seine Eltern geistig und leiblich gesund, nicht erblich belastet seien und eine naturgemäße Lebensart führen usw. Daß dies gefordert werden soll, ist ganz richtig; es ist aber ein Recht der Gesellschaft, es zu fordern; es als Recht des noch nicht existierenden Kindes zu betrachten, ist Unsinn. Diese Forderung ist herzlich gut gemeint; wohl könnte man Ungesunde verhindern, sich zu heiraten, aber wer will sie verhindern, außerehelich sieche Nachkommen zu erzeugen? Das erstere ist schon schwierig, das letztere wäre unmöglich. Überhaupt eine tadellose Zukunft herbeizuführen, den „Übermenschen" zu züchten, sind Phantasiegebilde, Utopien. Man muß sich auf Verbesserung und Veredelung beschränken, — Vollkommenheit werden wir und unsere Nachkommen niemals erreichen.

Ellen Key ist ohne Zweifel eine wackere, ideal angelegte Frau; sie will der Nachkommenschaft das Beste geben; aber sie übertreibt es ins Aschgraue, widerspricht sich unzählige Male, verdreht die Köpfe der Backfische, die ihre Gemeinde bilden und vergißt vor allem, statt nur von den Rechten, auch von den Pflichten des Kindes zu sprechen (Paulsen).

Gegen die Ungezogenheit der Jugend kann nur eine vernünftige Erziehung helfen. Wer nicht erzogen ist, der bleibt eben ungezogen. Eine vernünftige Erziehung kann nicht Katechismus, Bibelsprüche, Psalmen usw. auswendig lernen lassen. Wozu man gezwungen wird, dazu hat man auch keine Lust, was einem nicht bewiesen werden kann, das leuchtet einem auch nicht ein. Bewiesen werden kann aber kein Dogma. Daß die israelitische Geschichte und Gesetzgebung mit

all ihrem pornographischen Beiwerk der griechischen, römischen und deutschen Kultur vorangehen oder gleich stehen soll, begreift niemand, der Kopf hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Zwang Widerstand erzeugt. Wir müssen eine Erziehung bekommen, die den Unterricht zur Freude macht. Dann wird schon vieles besser werden. Wir müssen auch der Jugend ein besseres Beispiel geben, als es Stammtische, Kneipereien, verschwenderische Gastmähler, Wutausbrüche der Väter, Putzsucht und Klatschsucht der Mütter und Gezänk beider sind. Weiteres läßt sich leicht finden. Dann wird auch die Achtung vor dem Alter den Platz einnehmen, der ihr gebührt.

Neben dem sozialen Verhältnis zwischen alt und jung steht dasjenige, das Erwachsene verschiedener Stellung und Richtung miteinander verbindet.

Nehmen wir zuerst das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstboten. Auch dieses hat in den letzten Jahrzehnten, ähnlich dem zwischen Alter und Jugend, wesentliche Wandlungen durchgemacht. Früher waren lange, oft sehr lange Zeiträume dienender Personen bei einer Familie keine Seltenheit. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies jetzt äußerst selten geworden ist. Den Grund davon können wir nur in den Aufhetzungen der Sozialdemokratie erblicken. Bebel hat den Anfang gemacht und die heutigen Dienstboten Sklaven und Sklavinnen genannt. Was war die Folge? Die sog. Sklaven, die früher in einem familären, oft sehr vertrauten Verhältnis zu ihren Mietern standen, sind vielfach, man kann sogar sagen vorwiegend, frech und widerhaarig geworden. Sie stellen bei der Anmietung Forderungen, die oft unmöglich erfüllt werden können, ohne das Familienleben zu zerrütten. Wir wollen die Herrschaften, vorzugsweise die Hausfrauen, nicht völlig von Schuld freisprechen. Aber woher sollten diese gegen die Mägde aufgehetzt worden sein? Es muß also angenommen werden, daß die Küchen- und Kammerfeen „angefangen haben". Daher beständiger Zank und Streit. Die Zofen wollen nicht, was die „Gnädigen" und die „Gnädigen" nicht, was die Zofen, daher häufige Kündigungen, oft nach wenig Wochen. Demgegenüber fehlt es aber auch nicht an treuen und braven Dienstmädchen und Haushälterinnen, wie wir aus eigener Erfahrung bezeugen können, auch nicht an Aufmunterung solcher durch von Frauenvereinen gestiftete Preise. Gemütlicher als das durchschnittliche Verhältnis zwischen Frauen und Mädchen dürfte das zwischen Herren und Dienern sein, soweit diesen Wein und Zigarren leicht erreichbar sind. Sonst wird auch hier über Frechheit geklagt. Das heiterste ist aber, daß sozialdemokratische „Herrschaften" trotz Bebel ihre „Sklaven" haben und im Vorderhause anschlagen lassen: Aufgang nur für Herrschaften. Die Führer dieser Partei, die überhaupt „Herren" sind und bleiben wollen,

verhalten sich also nicht nach den Lehren ihres „Propheten“. Sie werden eben denken: „Wir erleben doch den Kladderadatsch nicht.“ Übrigens ist nicht einzusehen, warum es nicht, ganz wie andere Berufsgenossenschaften, auch solche geben soll, deren Mitglieder sich aus Neigung dem Berufe widmen, Familien in der Haushaltung behilflich zu sein; es wäre ein Beruf wie ein anderer.

Noch mehr bergab als mit dem Dienstverhältnis geht es mit demjenigen zwischen Adel und Bürgertum. Beide haben ein berechtigtes historisches Standesbewußtsein, das gegenseitig keine wegwerfende Behandlung verträgt. Aber an beiden nagt der Wurm des Verderbens. Wie viele alte Besitztümer des Adels sind dem Wucher zum Opfer gefallen! Dagegen macht sich ein neuer Briefadel breit, obschon Herren „von Müller“ und „von Meyer“ eine reine Spottfigur darbieten. Wer spricht denn von Goethe und Schiller mit „von“, ohne sich lächerlich zu machen? Das Wörtchen von kann vernünftigerweise nur vor einem Ortsnamen stehen. Dem Bürgertum aber geht die Sozialdemokratie immer mehr zu Leibe und hat dessen ehrwürdigen Namen unter den „Genossen“ zum Schimpfwort gemacht.

Die Gegensätze von geistlich und weltlich verflachen sich mit mehr Recht. Eine Kaste, die mehr vom Übernatürlichen wüßte, als andere Sterbliche, gibt es nur noch in den Köpfen der ungebildetsten Volkskreise katholischen Glaubens, vorzugsweise auf dem Lande. Der protestantische Geistliche will selbst nichts mehr als ein Lehrer sein. Den katholischen Zölibat kann ein Vernünftiger doch nur als eine Versündigung gegen die Naturgesetze betrachten. So ist denn auch eine immer tiefere soziale Kluft zwischen Gläubige und Glaubensfreie getreten, die einander schlechterdings nicht verstehen wollen und können und sich gegenseitig als Dummköpfe und Gottlose taxieren.

Völlig fremd, fast wie verschiedene Völker sind sich Stadt und Land geworden. Der Bauer weiß nichts vom Bürger und umgekehrt. Die Toren, die in die Stadt ziehen, vergessen ihre Scholle vollständig.

Keine anderen sozialen Gegensätze aber sind so allgemein störend für die Gesellschaft und unerträglich für die Menschlichkeit geworden, ja sind so eigentlich in den Mittelpunkt der heutigen sozialen Kultur getreten wie derjenige von arm und reich.

Die Armut ist gewiß eine der drückendsten Bürden, wenn nicht die drückendste von allen. Und doch hat es eine Zeit gegeben, in der die Armut ehrenvoll, ja sogar heilig war. Im Buddhismus war sie es nicht nur, sondern ist es noch heute. Jesus war arm und empfahl die Armut bei jeder Gelegenheit, während er die Reichen von der Seligkeit ausschloß. Gleich ihm verhielten sich die Apostel und deren nächste Nachfolger. Noch im 13. Jahrhundert genehmigten Päpste

die Gründung von Bettelorden. Man strömte in ihre Reihen und Reiche schenkten ihnen ihre Schätze. Aber mit den Bettelorden teilten auch die Sekten die Hochschätzung der Armut, und dies nahm Papst Johann XXII. im 14. Jahrhundert zum Anlaß, die Lehre von der Armut Christi wider die offenbare Wahrheit zu verdammen und damit den von da an glänzenden Prunk der Kirche zu rechtfertigen. Damit war die Wahrheit zur Ketzerei geworden, und dies entfachte einen Sturm, dem das Papsttum zu erliegen drohte. Es unterlag aber nicht, und seitdem war die Armut, ausgenommen in den Klöstern der Bettelorden, kein Ruhm mehr, sondern im besten Falle ein Gegenstand schwächlichen Mitleids und dürftiger Mildtätigkeit. Noch heute ist ihr nicht viel geholfen worden und noch heute ist sie der Hauptgegenstand der sozialen Frage, über die sich die Welt die Köpfe zerbricht und auf die sie noch immer keine Antwort findet. Verschieden sind die Kreise, die sich mit ihr beschäftigen. Es sind katholische und protestantische Vereine, es sind Hochschullehrer (Katheder-Sozialismus) und es ist vor allem die sozialdemokratische Partei.

Nun geht es gewöhnlich so, daß diejenigen, die den meisten Lärm machen, zuerst zum Worte kommen. Über den Fabrikarbeitern vergißt man die verschämten Armen, die erschöpften Greise, die verlassenen Witwen, die hungernden Kinder. Für diese wirkt allerdings die Armenpflege in zahllosen Gesellschaften und Anstalten, die unendlich viel Gutes tun, aber neben der Sozialdemokratie, die am keckten auftritt, kaum emporkommen können. Wir haben bereits (oben S. 79 f.) des hungernden Indiens gedacht. Näher liegt uns, ist aber in unseren Kreisen kaum besser bekannt, das darbende Italien. Tausende von Reisenden strömen dahin und lernen die beispiellose Armut Süditaliens nicht kennen. Schon im Norden beginnt das Elend. Unter der verschrieenen Aristokratie von Venedig gab es 2000 Arme; in neuerer Zeit ist es soweit gekommen, daß ein volles Drittel der Bevölkerung von etwa 150 000 Seelen Armenunterstützung genießt. Dies ist aber unbedeutend im Vergleiche zu Neapel, wo sage vier Fünftel der Bevölkerung in dieser Lage sind. Zahllos sind die Wohnungen, vielmehr Höhlen, die sich nicht einmal rühmen können, Fenster zu besitzen (Näheres, Schaudererregendes s. B. A. Z. 1902 Nr. 216). Freilich, auch in den Großstädten anderer Länder, in London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg und anderen, auch kleineren Orten kann man ähnliches finden.

Da die Vermehrung der Bevölkerung, ohne die überhaupt kein Staat bestehen könnte, die wichtigste soziale Angelegenheit ist, so bedarf niemand so sehr der menschenfreundlichen Hilfe, als die armen Mütter und Kinder, und unter diesen als die unglücklichsten die unehelichen. Da in den meisten Fällen infolge der männlichen

Gewissenlosigkeit die „ledige“ Mutter eine Verlassene ist, so muß unter den Säuglingen dieser Herkunft die Sterblichkeit die größte unter allen Kindern und die Hilfe die dringendste sein. Im Deutschen Reiche werden jährlich 175—180 000 vaterlose Kinder geboren. Die erste Anregung zum wirksamen Mutter- und Kinderschutz hat Ruth Bré gegeben, infolgedessen mehrere Mutterschutzvereine und ein großer Mutterschutzbund entstanden sind (B. A. Z. 1907 Nr. 120). Eine weitere Tätigkeit bezieht sich auf den Kinderschutz im allgemeinen. Es handelt sich dabei um die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung (preisgekröntes Buch von Julius Deutsch, Zürich 1907) und um die körperliche Mißhandlung von Kindern durch Personen, denen die Fürsorgepflicht für sie obliegt (preisgekrönte Arbeit von Pfarrer A. Wild). Beide genannte Schriften gehen von der Schweiz aus, erstrecken sich aber über alle Länder. Weitere Fragen betreffen die Behandlung verbrecherischer Kinder. In Deutschland wurden 1904 wegen Verbrechen oder Vergehen verurteilt 50 028 (1882: 30 697) Personen unter 18 Jahren, gegenüber 466 948 (1882: 281 141) Erwachsenen. Dabei kamen auf 100 000 Seelen 1896: 697 Jugendliche (Zunahme seit 1882: 22,7 Proz.) und 1239 Erwachsene (Zunahme 16 Proz.). Es bedarf also ein Drittel der Gesetzübertreter wirksamer sozialer und sittlicher Besserstellung (J. Petersen, Die öffentliche Fürsorge für die sittliche gefährdete Jugend, Leipzig 1907). Über Behandlung und Bekämpfung der Armut und den Verkehr mit den Armen sehe man Mentona Moser (Beiträge zur Wohltätigkeit, Zürich 1905) nach.

Es gibt aber noch anderes Elend, um das sich die Sozialdemokratie nicht kümmert, weil es nicht Fabrikarbeiter betrifft. Es ist das Gelehrtenproletariat, worüber wir Hans Schmidkunz (B. A. Z. 1905 Nr. 150 f.) folgen. Es handelt sich um gestürzte Titanen, Männer, die den Lorbeer zu pflücken hinanstiegen und erbarmungslos in den Schmutz herabfielen. Es wird gesagt, dieses traurige Schicksal treffe am wenigsten die Theologen. So ist es nun einmal: am weitesten bringt es der, welcher geheiligte Hypothesen als Wahrheit zu verkündigen versteht, weiter als jene, die um der Wahrheit selbst willen kämpfen und leiden. Das Gelehrtenproletariat fängt mit dem armen Studenten an, der kaum weiß, woher das Brot nehmen, während Kommilitonen mit reichem Wechsel das Geld ihrer Väter zum Fenster hinauswerfen. Freilich, wenn wir vierhundert Jahre zurückgehen, so stoßen wir auf die „fahrenden Schüler“, die ganz Mitteleuropa hungernd und „fechtend“ durchschweiften und oft noch weit traurigeren Lagen überantwortet waren.

Dann kommt der Dozent, der Lehrende ohne Gehalt, der sich ebenso kümmerlich durchbringt. Dem außerordentlichen Professor mit

recht wenig Gehalt geht es nicht viel besser; zur Gründung einer Familie ist da selten die Möglichkeit.

Und der Privatgelehrte? Hat er nicht außerordentliches Glück oder die Selbstverleugnung, zum Sensationsfach zu greifen, — vae victis! Aber das kümmert die Sozialdemokratie nicht, außer der Arme trete in ihre Reihen und widme seine Feder ihren Utopien auf Kosten seiner Ideale! Ähnliches wäre zu sagen vom Beamten-, Lehrer-, Dichter- und Künstlerproletariat, was aber bekannt genug ist.

Und nun zum Gegenpole! Ist der Reiche glücklich? (Vergl. VII S. 575 f.). Der amerikanische Stahlkönig Andrew Carnegie antwortet darauf: es sei für einen Reichen eine schwierige Aufgabe, den ethischen Forderungen des Christentums gerecht zu werden. Der Eisenbahnkönig Vanderbilt verfluchte das Volk, durch dessen Ausbeutung er reich geworden. Jay Gould und Russell Sage erwarben ihre Reichtümer durch den Untergang von Hunderten, ohne, wie manche andere, ihr Gewissen durch Schenkungen an gemeinnützige Stiftungen zu erleichtern. Das haben allerdings die Astor, Croper, Tilden, Stanford, Rockefeller und andere getan. Auch Carnegie selbst, der 1845 als armer Knabe aus Schottland nach Amerika kam, als Telegraphist, Eisenbahnbeamter emporstieg, durch Erdöl- und Eisenwerk-Unternehmungen und weitere zu einem Vermögen von 300 Millionen Dollars gelangte, kann mit Befriedigung auf ein ehrliches Streben ohne Schaden anderer zurückblicken; er vergabte 17 Millionen Dollars an Schulen, Bibliotheken und Wohltätigkeitsanstalten, vier Millionen zu einem Pensionsfond für Arbeiter. Seine Lehren über richtige Verwendung des Reichtums, die er schrieb, befolgte er auch selbst.

Soweit die sozialen Gegensätze einzelner Gruppen der menschlichen Gesellschaft. Ein wesentlich verschiedenes und weiteste Kreise umfassendes Bild bietet uns der ungeheure Gegensatz zwischen den Arbeiterorganisationen und der übrigen Menschheit, von welcher jene bekanntlich verlangen, daß sie sich ihnen unterordnen und eine Oberherrschaft oder alleinige Herrschaft derjenigen anerkennen solle, die es lieben, sich als die wahren Proletarier auszuspielen, obschon sich unter ihnen Millionäre und andere Kapitalisten befinden!

2. Die Arbeiterfrage.

Ein großer Schritt ist es, den wir tun müssen, wenn wir uns von den sanften und harmlosen Armenpflegen und sonstigen wohltätigen Vereinen zu den Partei-Organisationen wenden, die zwar auch eine Heilung sozialer Übelstände anstreben, aber dabei von der Menschheit verlangen, daß sie mit dieser Heilung die Verpflichtung übernehmen

solle, sich gewissen konfessionellen oder politischen Anschauungen blindlings zu unterwerfen. Wer dies nicht tut, ist dem Banne jener Parteien verfallen.

Diese Parteien sind indessen nicht gleich gewalttätig. Einen geringern Druck üben aus begreiflichen Gründen die konfessionell-sozialen Parteien aus, weil sie eben wissen, daß Überzeugungen nicht zu erzwingen sind.

Den mildesten Charakter müssen wir den evangelischen Christlich-Sozialen zuschreiben.

Durch den ehemaligen Pfarrer Fr. Naumann (VII S. 149 f.) hat die evangelische christlich-soziale Bewegung einen frischern Aufschwung genommen. Er und seine Mitarbeiter (hervorragende Theologen) „gehen von der Überzeugung aus, daß das Christentum in erster Linie zur Mitarbeit an der Hebung der unteren Volksklassen berufen ist“. Diese Bewegung richtet sich an die Armen überhaupt, nicht nur an die Arbeiter, findet aber bei ihren Glaubensgenossen nicht ungeteilten Beifall, vielmehr entschiedene Gegnerschaft. Diese behauptet, der Geistliche „dürfe nimmermehr in die Klassenkämpfe der Gegenwart sich hineinstellen. Jedes politische Treiben führe mit sich Parteiaktionen, Werben, Wählen und Agitieren. Dieses aber sei mit der Berufspflicht des Pfarrers unvereinbar“ usw. Die Anhänger der Bewegung dagegen sagen: „Wenn die Geistlichen es versäumen, zu der Arbeiterwelt hinunter zu steigen, und mit aller Treue und persönlicher Hingebung mit ihr sich zu befassen, um sie kirchlich, vaterländisch und sozial auf festen Boden zu stellen, dann wird sie über kurz oder lang dem Umsturz verfallen“ usw. Die Führer der Bewegung verlangten zuerst, die Pfarrer sollen sich an die Spitze stellen, haben aber ihre Ansicht geändert. Dazu trug besonders die gründliche Abneigung der obersten Kirchenbehörde bei, die den Pastoren 1895 vorschrieb, in sozialen Dingen zu schweigen und sich auf die Seelsorge zu beschränken und gegen die Anhänger der Bewegung disziplinarisch einschritt. Naumann blieb indessen fest und verließ den Klerus, und die Bewegung nahm ihren Fortgang. „Sie strebt danach, alle Gebildeten und Besitzenden, die noch Christen sind, von der Wahrheit und dem Rechte ihrer Bestrebungen zu überzeugen und deren Wissen, Besitz und Macht in den Dienst der Sache zu stellen. Naumann glaubt, die ganze Zukunft des deutschen Volkes hänge daran, daß der Versuch gelinge, Christentum und Sozialismus zu verbinden. Seine Hoffnung ist, die Sozialdemokratie zu beerben, deren Zeit vorbei sei; ein neues Zeitalter breche an. Infolge dieser Überzeugung hat die Bewegung 1895 eine Spaltung erlitten und ihr frischerer Teil den Namen „Nationalsozial“ statt Christlichsozial angenommen, was aber an der Sache nichts ändert und nur sagen will, daß „das

Christentum aus sich heraus volkswirtschaftliche Forderungen nicht hervorbringen könne und mit solchen nicht verquickt werden dürfe, womit allerdings eine freiheitlichere Gestaltung eingetreten ist.

Daß neben dieser Umgestaltung und Spaltung die aus der Stöckerschen Zeit her noch bestehende alte christlich-soziale Partei noch „evangelisch-soziale Kongresse" weiter abhält, hat als lediglich orthodox-reaktionäre Erscheinung keine Bedeutung mehr.

Auch die römisch-katholische Kirche oder, was heute dasselbe ist, der Ultramontanismus, hat sich auf die soziale Frage geworfen (B. A. Z. 1902 Nr. 74). Wie die protestantische soziale Bewegung, nimmt auch die katholische eine Kampfstellung gegen den politischen Sozialismus oder die Sozialdemokratie ein, um von ihr die eigenen Gläubigen abzuhalten oder loszureißen. Da indessen der katholische Sozialismus auf die Anhänger der römischen Kirche beschränkt ist, so kann er niemals die Ausdehnung erlangen, welche die Sozialdemokratie bisher gewonnen hat. Der erste Schritt zu katholisch-sozialer Organisation ist schon längst getan und wird hartnäckig fortgesetzt, nämlich das Streben, die Gläubigen dieser Kirche in allen Richtungen, in Vereinen, Anstalten, Schulen, selbst in der Familie, von den Andersgläubigen und namentlich von den Ungläubigen streng auszuscheiden und unbedingt unter die Aufsicht und Leitung geistlicher Personen, Pfarrer, Kapläne, Mönche, Nonnen usw. zu stellen, die von den Bischöfen bestimmt werden. Fragt man nun, welche sozialen Zwecke der Ultramontanismus sich vorsetzt, so ist die Antwort sehr einfach: diejenigen, die der Papst erlaubt! Denn andere Zwecke hat diese Richtung nicht, als die Herrschaft über die Erde. Es ist daher auch überflüssig, zu fragen, wo und wann katholisch-soziale Vereinigungen gegründet worden sind und bestehen. Sie sind schon da in den ultramontanen Männer-, Jünglings- und Frauenvereinen, die in sozialer wie in jeder anderen Beziehung einfach der Befehle harren, die ihnen von Rom aus durch die Bischöfe zugehen. Wie weit der katholische Sozialismus jemals gehen wird, darüber verfügt einfach der Papst!

Wenn das Ziel des Sozialismus dahin erklärt wird, daß er die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln bezwecke, so können die bis dahin erwähnten konfessionell-sozialen Bestrebungen im allgemeinen nicht als sozialistisch bezeichnet werden, da das genannte Ziel von den betreffenden Vereinen und Gemeinschaften niemals in dieser Weise anerkannt worden ist, wenn auch wahrscheinlich jener Zweck von einzelnen Gliedern oder Teilen jener Vereine ebenfalls gewünscht wird. Anerkannt ist er ausdrücklich nur von den Sozialisten, die soweit sie eine politische Partei bilden, in ihrer Gesamtheit die Sozialdemokratie genannt werden. Sozialisten, die der

Sozialdemokratie nicht beigetreten sind, haben für uns keine Bedeutung.

Wenn nun weiter vom Sozialismus der Kommunismus dahin unterschieden wird, daß er nicht nur die Erzeugungs- (Produktions-), sondern auch die Verzehrungs- (Konsumtions-)mittel (wie Nahrung, Kleidung, Wohnung usw.) nicht den einzelnen überlassen, sondern der Gesamtheit überantworten will, die darüber verfügt, so ist nach deutlichen Äußerungen hervorragender Sozialdemokraten kaum ein Zweifel zu hegen, daß die heutigen Sozialisten durchweg oder vorwiegend auch Kommunisten sind, obschon dies noch nicht offiziell erklärt, und obschon davon nichts zuverlässiges bekannt ist. Ein durchaus sicheres Kennzeichen der Sozialdemokratie und ihr hauptsächlicher, wenn schon nicht ausdrücklich zugegebener Grundsatz, ist daher die Unterdrückung der persönlichen Freiheit.

Wer verfügt oder befiehlt also in der Sozialdemokratie? Nicht ein einzelner, auch nicht die Gesamtheit, sondern die Führer. Dies zeigt sich auch in der Haupttätigkeit dieser Partei, in derjenigen Leistung, die ihre Spezialität ist und hinter der alles übrige, was sie tut, zurücksteht, in den Streiken.

Wir können nicht anders, als jeden Kampf, der nicht um Ideen, sondern um den Eigennutz geführt wird, mag er auch in den Augen der Beteiligten berechtigt sein, wie den Zollkrieg (oben S. 14 f.), den Krieg mit Waffen (oben S. 24 ff.) und so auch hier den Streik als eine krankhafte Erscheinung betrachten. Alle diese Kämpfe sind dadurch gerichtet, daß sie um des Vorteils der Beginnenden willen, andere, an diesen Kämpfen Unschuldige, mitzuleiden zwingen. Das Krankhafte, Gemeinschädliche liegt auf beiden Seiten, bei den Arbeitgebern und den Arbeitern. Der Arbeitgeber handelt verwerflich, wenn er zum Streik zwingt, wie wenn er die Arbeiter aussperrt; der Arbeiter, wenn er streikt (nicht immer) und wenn er Arbeitwillige mitzuhalten zwingt (dies immer). Noch verwerflicher ist der grundlose Streik, der unternommen wird, um den Streikenden ein Mitgefühl zu bezeugen. Der Massenstreik gehört schon zur Revolution und ist wie diese zu beurteilen.

Die Arbeitseinstellungen kommen schon in den ältesten Zeiten vor, sind aber erst in unserer Zeit ein Gemeinübel geworden. Die Aussperrung als Maßregel vonseiten des Arbeitgebers, sei es als Reaktion gegen den Streik oder als Willkürhandlung des Unternehmers, scheint erst in neuester Zeit angefangen zu haben.

In Deutschland verzeichnet die hier behandelte Zeit:

1899 : 1836 Streike, 28 Aussperrungen
1901 : 1071 „ 98 „
1905 : 2448 „ 263 „

Die Zahlen werden indessen sehr verschieden angegeben, ebenso die der bei beiden Maßregeln beteiligten Arbeiter. Letztere werden für 1899 auf 104 636, 1904 auf 137 240 angegeben. In Österreich, Frankreich und England ist die Zahl der Maßregeln bedeutend kleiner, in Frankreich aber die Zahl der Beteiligten größer, in England ziemlich ähnlich. Die Unterstützungen der Streikenden durch die Gewerkschaften Deutschlands stiegen in unserem Zeitraume von rund einer Million auf (1906) 13 748 000 Mark, wozu die christlichen Gewerkschaften noch rund eine Million beigetragen haben.

Zu diesen Angaben liefert uns Prof. Ph. Steins Schrift über Streike und Aussperrungen noch weitere über die Gewerkschaften der Arbeiter, die durch ihre Opferwilligkeit die Leistungen anderer Vereinigungen weit in Schatten stellen. Allein im Jahre 1906 haben die sozialistischen deutschen Gewerkschaften außer den Streikunterstützungen noch 8 Millionen Mark für andere Unterstützungen und in den Jahren 1891 bis 1906 zusammen 46 868 000 an Streikunterstützungen und 40 Millionen Mark für soziale Zwecke geleistet. Nach ihrem Beispiele haben sich nun auch Arbeitgebervereine gebildet, teilweise unter Leitung früherer, zu Meistern gewordener Arbeiterführer. — Indessen sind aber die sozialistischen Arbeiterverbände nicht allein geblieben. Ihnen nachgebildet sind die „christlichen" Gewerkschaften, die zwar den Klassenkampf ablehnen, aber das Streiken gleich den Sozialisten üben und die Hälfte ihrer Ausgaben dafür verwenden.

Seit diesem Anwachsen der Verbände von beiden Seiten der Arbeitswelt, d. h. seit der hier behandelten Zeit, haben die Streike und Aussperrungen reißend zugenommen und in gleichem Maße auch die Vermögen der Gewerkschaften und deren Beiträge zu den Streikkosten. So entwickelte sich eine Organisation, die an Gewandtheit und Kampffertigkeit ihres gleichen sucht, die ihre Gesetze und Gauverbände hat. Beide gegnerische Heere sind darin einander gewachsen. So wütet ein Kampf, leider oft nur um des Kampfes willen, eine Streitlust, die von der Friedensliebe der Staaten seltsam absticht. Die Beiträge der Mitglieder sind höher und höher und die Gewerkschaften Millionäre geworden. So z. B. besitzen die Buchdrucker 5 Millionen, die Metallarbeiter, Maurer, Holzarbeiter, Zimmerleute und Bergarbeiter absteigend zwischen $3^1/_2$ und 1 Million Mark. Das größte Einkommen beziehen die Metallarbeiter, über 10 Millionen Mark und zehn weitere Verbände von $4^1/_2$ bis 1 Million. Im Jahre 1906 waren in 66 sozialistischen Gewerkschaften 1 689 000 Mitglieder verbunden (in den christlichen 320 000, in anderen 120 000).

Die Sache wird eine recht gefährliche, und wir dürfen mit Prof. Ph. Stein sagen, es haben Staat und Gesellschaft ein Recht und eine

Pflicht, einzugreifen, soweit es nötig ist, um schwere Schäden des gemeinen Wohls zu verhindern.

Schritte zur friedlichen Verständigung in Streitfällen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sind zuerst in England versucht worden. Sie gingen Hand in Hand mit der Entwicklung der Trade Unions (VII S. 162 f.) und fanden ihren Abschluß 1871 durch das Gesetz, das diese Gewerkvereine als berechtigt anerkannte. Dies ermöglichte ihnen, „rechtsverbindliche Vereinbarungen über Schiedsgerichte und Einigungsämter" (s. darüber Max Gisi, Basel 1907) mit den Arbeitgebern abzuschließen. Dieses Verfahren befestigte sich in England immer mehr, fand Nachahmung in der hier behandelten Zeit in den Kolonien Neuseeland, Australien und Kanada, in den Vereinigten Staaten von Amerika und in den bedeutendsten europäischen Staaten, die Länder deutscher Sprache natürlich nicht ausgenommen, und trug sehr gute Früchte.

Die Maßregeln zum Schutze der Arbeiter (VII S. 154 ff.) sind in unserer Zeit weiter geschritten und allgemeiner geworden. Sie umfassen Sicherung der Löhnung, Regelung der Arbeitszeit und Beschaffenheit der Arbeitsräume. Die erste zwischenstaatliche (internationale) Zusammenkunft für Arbeiterschutz fand 1890 auf Anregung Kaiser Wilhelms II. in Berlin statt. Es folgte 1897 die Gründung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, an welcher die gewerbreichen Staaten des Festlandes Europas teilnahmen. Die deutsche Abteilung nennt sich Gesellschaft für soziale Reform. Im Jahre 1905 wurde von der Vereinigung das Internationale Arbeitsamt in Basel errichtet, das eine über seine Tätigkeit berichtende Zeitschrift (Bulletin) herausgibt.

„Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert" weist der englische Professor W. J. Ashley in seiner diesen Titel tragenden Schrift (Tübingen 1906) gründlich und überzeugend nach, was von uns näher auszuführen überflüssig wäre.

3. Die Sozialdemokratie.

„Die deutsche Sozialdemokratie ist", wie Gustav Jaeckh („Die Internationale", Leipzig 1904) sagt, „in ganz hervorragender Weise die Erbin der Internationale (die sich 1872 auflöste) geworden." Der Vertreter Deutschlands in der „Internationalen Arbeiterorganisation" (gegründet 1864, s. VI S. 133 f.), Karl Marx, ist auch der Prophet der deutschen Sozialdemokratie geblieben. Wie sein „Kapital" die große, so ist sein „Manifest der kommunistischen Partei" (1846) die kleine Bibel der Sozialdemokraten, die denn auch nicht

leugnen können oder wohl auch nicht wollen, nicht nur Sozialisten, sondern auch Kommunisten zu sein. Die Grundsätze des Manifestes sind auch die ihrigen, vielleicht nicht allgemein und wörtlich, aber doch im ganzen und großen. Hauptsache ist die Abschaffung des Kapitals und die Herrschaft des Proletariats. Wie verträgt sich damit die Tatsache, daß viele Sozialdemokraten Kapitalisten sind und zwar sehr, daß es z. B. in der Schweiz sozialdemokratische Regierungsräte, Staatsanwälte und andere hohe Beamte, ja sogar Professoren gibt? Und Herrschaft des Proletariats setzt doch voraus, daß jemand beherrscht wird. Wer soll das sein? Sollen die Nichtproletarier die Sklaven der Proletarier werden, oder soll das Proletariat Alle umfassen, ob sie wollen oder nicht? Logischerweise fällt aber mit einem Gegensatze auch der andere weg. Gibt es also keine Kapitalisten mehr, dann natürlich auch keine Proletarier! Was also???

Vielleicht gibt es auch hier Rückbildungen, wie z. B. in der Religion. Vor nicht langer Zeit war es allgemeine, durch sozialdemokratische Stimmen selbst hervorgerufene Ansicht, daß der Atheismus die Orthodoxie der Sozialdemokratie sei. Seitdem es aber sozialdemokratische Pfarrer gibt, die das Christentum predigen, es aber mit der Sozialdemokratie in eins verbinden, ist man „toleranter“ geworden und hilft sich mit der Redensart, Religion sei Privatsache. Ei, das war sie ja schon längst, seit man die Ketzer nicht mehr verbrennt, köpft oder einsperrt, und die Kinder von Wiedertäufern nicht mehr mit Gendarmen in die Kirche bringen läßt! Aber dieser Ausweg wird keineswegs allgemein anerkannt. Die richtigen Anhänger von Marx und Engels bleiben hartgesottene Atheisten und singen öffentlich:

„Macht hier das Leben gut und schön,
kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!“

Allgemeine Ansicht scheint es indessen zu sein, daß „mit der Änderung der Produktionsweise die Religion von selbst wegfalle, weil sie dann durch die sozialdemokratische Ordnung ersetzt werde“. Eine ernste Religiosität wird auch durch die marxistische „materialistische“ Geschichtsauffassung, nach welcher alle geschichtlichen Ereignisse durch wirtschaftliche Verhältnisse bedingt werden, also auch die Entstehung von Religionen, unmöglich gemacht. Man tut eben so, um nicht den großen Anhang christlich denkender Leute zu verlieren. Fällt aber die Religion mit dem Kapitalismus von selbst weg, was wird dann aus den sozialdemokratischen Pfarrern? Die werden ebenfalls denken: Wir erleben es doch nicht, après nous le déluge!

Wie in der Religion, so gibt es unter den Sozialdemokraten, wie unter ihren Beurteilern sehr verschiedene Ansichten über die Gestaltung der Ehe im Sozialstaate. Sie schwanken zwischen der

Beibehaltung der Monogamie und der „freien Liebe". Das kommunistische Manifest von Marx läßt mit dem Kapital auch die Familie verschwinden. Fourier und Enfantin predigten die Weibergemeinschaft. Die heutigen Sozialdemokraten, Engels voran, schwören auf den englischen Anthropologen Morgan, d. h. auf dessen Hypothesen über die Familie der Urzeit, die sie als eine ausgemachte Tatsache betrachten. Wie nach Morgan, was auch nicht ganz unrichtig ist, Privateigentum und Monogamie miteinander entstanden und an die Stelle der kommunistischen Einrichtung traten, so soll die Abschaffung des Kapitals auch die der heutigen Ehe bedingen. Zwar behalten die sozialdemokratischen Gelehrten die Einzelehe bei, aber nur dem Namen nach und auf Zeit. Die Eheleute können sich nach Belieben verbinden, trennen und wieder mit anderen verbinden. Man nennt dies Wechselehe; es ist aber nur abwechselnde Weibergemeinschaft. Was also jetzt als Unsittlichkeit verurteilt wird, sollte stehende „Sitte" werden. Die Kinder aber sollen in öffentlichen Anstalten erzogen, d. h. den Eltern (mit Gewalt?) entrissen werden.

Gleich der Beseitigung der persönlichen Freiheit ist also auch ein Rückschritt zu überwundenen Zuständen barbarischer Völker zu den Eigentümlichkeiten der Sozialdemokratie zu rechnen. Daß dies auch in bezug auf den Staat angestrebt wird, daß die Sozialdemokratie hinter die Entstehung des Staates zurückgehen, alle Grenzen der Staaten und Völker verwischen und eine bloß wirtschaftliche „internationale" Verbindung herbeiführen will, daß sie also kein Vaterland braucht und infolgedessen auch kein Heer zu dessen Verteidigung (Antimilitarismus), alles das ist allgemein bekannt und zugestanden. Daß alle diese Veränderungen nicht ohne Revolution ins Werk gesetzt werden können, wird dadurch nicht geändert, daß Bebel für die Gegenwart, aus guten Gründen, eine solche Umwälzung verwirft. Hat er ja oft genug in Versammlungen ausgerufen: „Wehe den Gegnern, wenn die große Abrechnung kommt." Worin soll diese bestehen? Darauf gibt die Schreckensherrschaft der französischen Revolution, die eine sozialistische war und nur noch kein System kannte (denn solche wurden erst später aufgestellt), hinlänglich Antwort. Die Sozialdemokraten haben keine anderen als wirtschaftliche Interessen (mehr Lohn, weniger Arbeit, freie Liebe); Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit sind für sie überflüssig, und die hervorragenden Geister lästig oder verdächtig. Daher würde ihr Zukunftsstaat eine äußerst öde, langweilige und unfruchtbare Gesellschaft sein und an seiner Unfähigkeit zu großen Taten und geistvollen Schöpfungen bald zugrunde gehen!

Dieser Versuch einer Prophezeiung hat übrigens seine Bestätigung wiederholt gefunden in den vielen sozialistischen und kommunistischen

Gemeinden, die ihren Untergang beklagen mußten und vergessen sind. Es ging ihnen nicht besser, als wenn sie bloße Romane oder sonstige Dichtungen geblieben wären, die überhaupt nicht zustande gekommen sind, wie Platons Staat, des Thomas Morus Utopia, Campanellas Sonnenstaat, Harringtons Oceana, Fontenelles Republik der Philosophen, Morellys Basiliade, Hellenbachs Insel Mellonta, Hertzkas „Freiland“ und viele andere, sowie die Phantasien Babeufs, Saint-Simons, Fouriers. Der erste sozialistische Versuch, der zustande kam, war Robert Owens (1771—1858) Gründung der Kolonie New Harmony im Staate Indiana 1827; sie ging gleich etwa dreißig gleichzeitigen Versuchen an Trägheit und Eigennutz der Ansiedler unter. So widerfuhr es auch dem Franzosen Etienne Cabel, der seinen Roman „Voyage en Icarie“ (1840) nach Gedanken Owens und Fouriers zu Nauvoo in Illinois zu verwirklichen suchte, und weiteren Versuchen seiner Schüler. Andere solche verfehlte Ansiedelungen sind die 1896 bei Stroud in England gegründete „edelanarchistischer“ Kommunisten, die Kolonie Neu-Australien in Paraguay, die von Zoar (Land der Zuflucht) bei Cleveland in Ohio (von Württembergern) und viele andere, die man in den Werken über Idealstaaten und Utopien von Gehrke, Kleinwächter, Katscher, Schmitt, Voigt und in der „Schlaraffia politica“ (Leipzig 1892) eingehend aufgezählt findet. Einige andere sozialistische Kolonien sind zugleich religiöse Sekten und haben sich, da der Glaube ja so mächtig ist, länger erhalten.

Indessen haben sich auch unter den europäischen Sozialdemokraten Rückbildungen zu zeigen begonnen. In Deutschland ist, wie Prof. Karl Diehl, dem wir schon öfter folgten, sagt, aus dem Kreise der Sozialdemokratie heraus neuerdings eine lebhafte Opposition gegen einige der wichtigsten Grundlehren des Marxismus erhoben worden. Die Revisionisten, wie man die Glieder dieser Richtung nennt, und deren Führer Eduard Bernstein ist, haben die wichtigsten Einwendungen „bürgerlicher“ Volkswirtschafter gegen das System von Marx zu den ihrigen gemacht und halten eine gründliche Revision der wissenschaftlichen Grundlagen des Marxismus für notwendig. Bernstein ist wohl der bedeutendste wissenschaftliche Vertreter des Sozialismus in Deutschland. Schon 1897 hatte Schönlank zugegeben, daß sich der Wohlstand des deutschen Volkes gehoben habe; Bernstein geht 1899 weiter, greift die Marxsche Lehre in ihren Grundlagen an und unterwirft dessen einzelne Behauptungen einer scharfen Kritik. Er wagt es, die materialistische Auffassung der Geschichte zu bestreiten und sich der idealistischen zu nähern. Er spricht es kühn aus, die Zahl der Besitzenden wachse absolut und relativ, und wirft so die Hauptversicherung der Sozialdemokratie um. Bernstein geht auch soweit, daß er sowohl von einem unmittelbaren Siege der Sozialdemokratie,

als von dem internationalen Standpunkte des Marxismus absieht, man kann sagen: auf Lassalle zurückgeht. Er wendet sich wieder zu seinem Vaterlande, verlangt demokratische Reformen im bürgerlichen Staate, berücksichtigt die Landarbeiter (Bauern) ebenso, wie die der Städte und hält für jene eine gewerkschaftliche Ordnung für unsinnig. Es handelt sich also bei ihm nicht um Umsturz, sondern um Fortschritt.

Es ist bekannt, wie auf dem wüsten Parteitag in Dresden Bernstein und sein Anhang nahe daran waren, von der Bebelschen Diktatur mit dem Interdikt belegt zu werden. Man wagte jedoch keinen Schritt gegen ihn. Bekannt ist auch, welche große Einbuße bei den letzten Reichstagswahlen die Sozialdemokratie erlitten hat.

Mit vollem Rechte darf man heute die deutsche Sozialdemokratie als die Vertreterin der allgemeinen Sozialdemokratie betrachten, so wenig oder vielleicht gerade deshalb, weil sie so wenig deutsch ist. Marx hat mit dem Schlußworte seines kommunistischen Manifestes: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“, kein Glück gehabt. Sie haben sich nicht vereinigt. Sie gehen in verschiedenen Ländern, ja oft in demselben Lande weit auseinander. Daher konnte auch die Internationale (s. oben S. 110) nicht fortbestehen. An ihre Stelle sind zwischenstaatliche Arbeiterkongresse getreten, die sich regelmäßig nach je zwei oder mehr Jahren in verschiedenen Ländern versammeln und nur in der Feindschaft gegen die bestehenden Verhältnisse einig sind, sonst aber oft hart aneinander geraten, so daß die Beschlüsse so gefaßt werden müssen, um keine Nation oder Partei vor den Kopf zu stoßen. Zwei Hauptparteien sind die Kollektivisten, die den entschiedenen Kommunismus vertreten (die Deutschen und ein Teil der Franzosen) und die Possibilisten, die nur erreichen wollen, was möglich ist (die Engländer und ein Teil der Franzosen). Sie spalteten sich 1889 in Paris, versuchten aber wieder, nicht ohne Streit, zusammen zu tagen, so 1891 in Brüssel, 1893 in Zürich, 1896 in London, wo sich die Anarchisten eindrängten und Skandal machten, aber ausgeschlossen wurden. Die weiteren Kongresse boten nichts neues; auf dem in Stuttgart 1907 wurden die stehenden Heere und die Kolonien hart mitgenommen.

Wie schon angedeutet, bestanden in Frankreich zwei hauptsächliche sozialistische Parteien, eine marxistische, deren Führer Guesde, und eine possibilistische, deren Leiter Brousse und Allemane sind, die getrennte Kongresse abhalten. Allein, auch die Possibilisten trennten sich in zwei Teile, die Anhänger des Generalstreiks mit Allemane und die mit dem Bürgertum paktierenden Gewerkschaften mit Brousse als Führer.

Außerdem aber bestehen noch weitere Gruppen, die Blanquisten (unbedingte Revolutionäre) und die „unabhängigen“ Sozialisten. Alle

Versuche, diese Gruppen zu vereinigen, waren bisher vergeblich, ausgenommen, daß zwei Hauptparteien die verwandten übrigen an sich zogen. Beide führen denselben Titel: parti socialiste de France. Die eine, die revolutionäre (gebildet 1901), umfaßt die Marxisten unter Guesde und die Blanquisten, die zweite, die reformistische, die unabhängigen unter Jaurès und Millerand. Abgesondert von ihnen sind die früheren Allemanisten als parti socialiste révolutionnaire. Zu Ostern 1905 aber kam in Rouen eine Einigung aller Sozialisten zustande, infolge eines Beschlusses des internationalen Kongresses in Amsterdam 1904, daß die sozialistischen Verbände aller Länder verpflichtet seien, sich zu einigen. Dieser neue Verband heißt: parti socialiste section française de l'internationale ouvrière. Aber schon nach wenigen Wochen fielen drei Hauptrichtungen wieder auseinander. Durch die Wahlen von 1902 sind von den getrennten Parteien in die Nationalversammlung gelangt: die Revolutionären mit 12, die Reformisten mit 25—30 und die „Unabhängigen" mit 13—18 Abgeordneten, zusammen sind es 48.

Ebenso zerteilt, aber noch schwächer als in Frankreich ist die Sozialdemokratie in England. Die ersten sozialistischen Verbände entstanden hier nach 1880. Es sind drei: 1. die sog. Fabier, keine politische noch Arbeiterpartei, sondern eine wissenschaftliche Gesellschaft, die den Sozialismus studiert, mit 700 Mitgliedern. Ihre Führer sind Sydney und Beatrice Webb und Bernhard Shaw. 2. Die Socialdemocratic federation, die Marx anhängt und Politik treibt; ihre Führer sind Hyndham und Belfort Bax, ihre Zahl beträgt nur einige tausend. 3. Die Independent labor party unter Keir Hardie; sie will keinen Klassenkampf, sondern die Versöhnung der Klassen. Sie ist also keine echt sozialdemokratische, und ihr Führer ist der einzige als Sozialist geltende Abgeordnete im Parlament. Dieses zählt wohl noch 13 Arbeitervertreter, die aber keine Sozialdemokraten sind, sondern mit den Liberalen stimmen. Im Jahre 1899 wurde zum Zwecke der Einigung der sozialistischen und Arbeitervereine das Labour representation Committee gegründet; veranlaßt hatte diesen Schritt der Kongreß der Trade Unions, die Sache fiel aber wieder auseinander.

Die sozialistischen Bestrebungen in den übrigen europäischen Staaten und in Amerika sind unbedeutend. Anders in Australien.

Die Gründung des Bundesstaates (Commonwealth) von Australien (worüber das Werk von Dr. Doerkes-Boppard: Verfassungsgeschichte der australischen Kolonien, München und Berlin 1903 nachzusehen ist) hatte durch die Schaffung einer Zentralregierung und eines Parlaments mit zwei Häusern (1901) so große wirtschaftliche Krisen herbeigeführt, daß die Arbeiter stark darunter litten. Diese waren aber inzwischen eine Macht geworden, die es zustande brachte, daß das Parlament die

Forderung der Regierung, 45 000 Pfd. Sterl. für die Vertretung Australiens bei der Krönung Edwards VII. zu bewilligen, energisch zurückwies und die Regierung mit knapper Not die Hälfte der geforderten Summe erhalten konnte. Heere von Arbeitslosen durchzogen die Straßen von Sydney und Melbourne, als der englische Thronfolger und seine Gattin die Kolonien besuchten, und protestierten gegen die durch diesen Besuch veranlaßten Kosten, und die Tramway-Angestellten veranstalteten einen allgemeinen Streik.

Die Arbeiter Australiens haben bereits in allen Staaten der Kolonie bewirkt, daß der Achtstundentag durch ein Gesetz eingeführt und der Samstag-Nachmittag freigegeben wurde. Eine Altersversorgung der Arbeiter wurde zuerst in Neuseeland, ohne Kosten für Arbeitgeber und Arbeiter, vom 65. Jahre an anerkannt. Sogleich mußte auch das Festland folgen, und zwar schon vom 60. Jahre an, mit 1 Schilling auf den Tag, was im dortigen Klima durchaus genügt.

Wir fragen nun: ist sich die Sozialdemokratie über die Gestaltung des Zustandes, den sie erstrebt, überhaupt klar, wird sie diesen Zustand erreichen, und wird er auf die Dauer zu halten sein? Karl Kautsky beantwortet diese Fragen mit beneidenswerter Leichtherzigkeit dahin: „Wer's erlebt, wird wissen, wie es aussieht.“ Überhaupt, es weiß es keiner!

Einer der bedeutendsten Volkswirtschafter Prof. Georg Adler nennt den Sozialismus überhaupt eine Illusion, wenn auch eine geschichtlich notwendige. Er findet, durch die bestehende Preß-, Rede- und Vereinsfreiheit werde sich „schließlich die vollständige Einordnung der Arbeiterklasse in das moderne Staats- und Gesellschaftsleben vollziehen. Sie werde an der Regierung und Verwaltung dauernden Anteil erhalten, freilich unter der Voraussetzung, daß sie ihren revolutionären Hirngespinsten gänzlich entsagt und sich auf den Boden der bestehenden gesetzlichen Ordnung und der geltenden politischen Verfassung stellt.“

Nicht nur die Sozialdemokraten behaupten, sondern jeder aufrichtige Mensch muß zugeben, daß die übermäßige Aufhäufung von Kapitalien die hauptsächlichste Schuld an den sozialen Mißständen und an der Unzufriedenheit und der Widerstandslust der Nichtbesitzenden tragen. Daß diesen Widerstand nicht die verschämten Armen, sondern die kräftigen und leider oft unverschämten Arbeiter ausüben, ist ganz natürlich. Irgend einen vernünftigen Grund kann die Sucht von Kapitalisten, immer neue Geldwerte in ihren eisernen Kästen zu sammeln, nicht haben. Die Vernunft, die Sittlichkeit und die Menschenliebe verlangen, daß der Reiche aufhöre, reicher werden zu wollen, sobald er genug besitzt, um bequem leben zu können. Häuft er unersättlich mehr dazu, was ihm gar nichts nützt, so beweist er einen sträflichen Übermut, und geschieht dies zum Schaden anderer, so ist

er ein Verbrecher, dem leider das Gesetz meist nicht beizukommen vermag; denn ihm eine Gesetzübertretung nachzuweisen, ist eben schwerer, als dem Hungrigen, der ein Brot stiehlt.

Ein kleines Kapital im Strumpf oder Strohsack der armen Witwe oder alten Jungfer oder im Kästchen des fleißigen Arbeiters schadet nichts. Das Kapital ist an sich nicht verwerflich, wohl aber seine wahnsinnige Anhäufung, die doch nur wieder durch die lachenden Erben verschleudert wird. Wäre es nicht statt dessen vernünftiger und für den Besitzer selbst wohltuender, das Überflüssige zu wohltätigen oder wissenschaftlichen Zwecken herzugeben?

4. Der Anarchismus.

Über die Richtung der Anarchie, d. h. der Gesetz- oder Herrschaftslosigkeit haben wir früher (VII S. 88 ff.) ausführlich gehandelt. Es bleiben daher hier nur die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Der Anarchismus ist eine der am schwersten zu begreifenden Richtungen, weil er eben alles verwirft, was bisher Geltung hatte und nichts an dessen Stelle zu setzen weiß. Dies ist auch nicht möglich, da die anarchische Richtung sich in so viele Abarten spaltet, als es Anarchisten gibt, die eine bunte Reihe vom kopflosen Idealisten, der lediglich das Bild unumschränkter Freiheit vor sich hat, bis zum skrupellosen Verbrecher, der alles, was seinen Gedanken entgegensteht, ohne Bedenken niedermacht. Eine unumschränkte Freiheit ist aber unmöglich; denn wo bleibt die Freiheit desjenigen, der unter dem Treiben des unumschränkten Freiheitsfreundes leidet? Um den einen gegen die „Freiheit" des andern zu schützen, bedarf es der Schranken. Freiheit ist nur denkbar, wenn sie allen gewährt wird, gegen jede Gewalt, komme sie von oben oder von unten. Der Anarchismus ist gleicherweise eine Utopie wie die Sozialdemokratie, er hat mit ihr die Unausführbarkeit gemein, ist aber im Ziele ihr Gegensatz; denn er will weder Gesellschaft, noch Demokratie, weil er keinen Staat dulden will. Genauer: er will keine Gesellschaft nach Art der Sozialdemokratie, keine auf Zwang beruhende Gesellschaft, sondern freiwillige Vereinigungen, die aber ohne eine die Rechte aller schützende Oberleitung nicht möglich sind, weil ohne diese der Stärkere den Schwächern niedermacht und straflos bleibt. Denn der Lynchjustiz kann die Rechtspflege nicht überlassen werden, ohne die Menschlichkeit zu schänden.

Vor allem ist zu unterscheiden zwischen dem theoretischen und dem praktischen Anarchismus. Die Anhänger des ersteren können die harmlosesten Schwärmer sein. Ihr erster war der Eng-

länder William Godwin (1756—1836), ihr bekanntester der Franzose Pierre Joseph Proudhon (1809—1865), ihr verdrehtester Kaspar Schmidt, genannt Max Stirner in Berlin (1806 bis 1856), Verfasser des nicht ohne Geist, aber ohne Verstand geschriebenen Buches „Der Einzige und sein Eigentum". Heute steht in dieser Richtung voran der große russische Schriftsteller Graf Leo N. Tolstoi, dieses alte Kind, das in der heutigen russischen Bewegung nicht weiß, wohin und wo an er will. Er erfand den christlichen Anarchismus, der auf der Behauptung beruht, daß das Recht etwas dem Wesen des Christentums widersprechendes sei. Schon Renan hatte Jesus einen Anarchisten genannt, für den jede Regierung ein Mißbrauch sei. Nach Tolstoi ist die Liebe an Stelle des Rechts zu setzen (das wäre ja sehr schön, alter Freund!). Die Menschen meint er, verlangen nichts als ein friedliches Leben (das mitten in Rußland!). Er nennt als unchristliche Dinge: den Eid, die Abgaben, das Gericht und das Heer, weil auf diese sich alle Gewalt stütze. Das wahre Christentum zerstöre den Staat, dürfe aber, weil es alle Gewalt ausschließt, selbst keine solche ausüben, also auch keine Revolution begünstigen.

Theoretische Anarchisten unserer Zeit, die sozialistische Systeme aufstellen, sind: der schwäbische Arzt Mülberger, ein entschiedener Gegner des Marxismus, der Schotte und deutsche Dichter John Henry Mackay und der Amerikaner Benjamin R. Tucker, geb. 1854. „Tucker betrachtet (sagt Dr. Paul Eltzbacher, Der Anarchismus, Berlin 1906) als das höchste für jeden von uns geltende Gesetz den eigenen Vorteil; hieraus aber leitet er das Gesetz der gleichen Freiheit aller ab." Gegen das Recht ist nach ihm im Hinblick auf das eigene Wohl eines jeden und die gleiche Freiheit aller nichts einzuwenden. Auf Grund des Gesetzes der gleichen Freiheit aller verwirft er den Staat, als die Verkörperung des Eingriffsgedankens. Als Mittel zur Beseitigung des Staates empfiehlt Tucker die Steuerverweigerung. Sie alle sind Schüler Proudhons. Andere Anhänger des Individualismus, ohne deshalb zur Anarchie überzugehen, waren J. J. Rousseau, Wilh. von Humboldt und Herbert Spencer. Einen philosophischen Anarchisten muß man auch in dem Dichter Nietzsche erblicken, nur daß dieser nicht die gleiche Freiheit aller, sondern eine Herrenrasse über einer machtlosen Sklavenbande für das beste erklärte. „Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer", so lautet die Quintessenz seiner Wissenschaft vom Staate, von dem er überhaupt nichts gründliches kannte.

Wir nennen noch das System von Dr. W. Borgius (Die Ideenwelt des Anarchismus, Leipzig 1904), der sich doch wenigstens auf eine tatsächliche Einrichtung stützt. Diese sind die Konsumvereine,

die, sagt er, „den eigentlichen Keim der Zukunftswirtschaft und die Grundlagen ihrer Organisation bilden", also ein Sozialismus, mit dem der Staat nichts zu tun hat. Es bedarf nach Borgius nur einer friedlichen Weiterentwickelung dieser schon zum Teil großartig ausgedehnten Vereine, um den Idealzustand herzustellen. Freiheitfeindliche, überwundene Einrichtungen sind für diesen Idealzustand außer dem Staate auch Ehe, Familie und Erziehung!

Diese „Ideale" nun verschmäht der praktische und politische Anarchismus. Gemeinsam mit jenem ist ihm nur die Betonung der unbedingten persönlichen Freiheit und Gesetzlosigkeit. Von seinen Helden Bakunin, Netschajew, Kropotkin, Most und anderen haben wir (in Bd. VII) bereits gesprochen. Sie wollen (nach Diehl a. a. O.) „nicht die volle Aufhebung jedes Rechtszwanges, sondern gewisse Zwangsrechte ausüben, namentlich für kleine Gruppen Gütergemeinschaft einführen. Sie nennen sich daher kommunistische Anarchisten, und man kann sie auch freiheitliche Sozialisten nennen; denn sie sind Gegner jeder Zentralisation. Im Unterschiede von ihren theoretischen Vettern streben sie nach gewaltsamem Umsturze der bestehenden Gesellschaftsordnung und halten zu diesem Zwecke jede noch so verbrecherische Tat für erlaubt. Soweit sie Russen sind, fallen sie mit dem radikalen Flügel der Nihilisten zusammen; im Grunde sind sie aber Internationale und haben kein Vaterland nötig. Die Revolution und die Zerstörung sind ihr eigentliches Ziel.

Wie sich die Sozialdemokraten gegenüber den kommunistischen Anarchisten verhalten, haben sie wiederholt gezeigt. Nach der Ausschließung von Most und Hasselmann 1880 wurde auf einem Kongreß bei St. Gallen beschlossen, die Gewaltanwendung einzelner sei schädlich und verwerflich, weil sie das Rechtsgefühl der Massen verletze. Und 1890 wurde eine Gruppe sog. Junger, an deren Spitze Werner, Wildberger und andere standen, welche sich zur revolutionären Weise der Anarchisten bekannte, auf dem Kongresse in Erfurt zum Austritte gezwungen.

Die „Propaganda der Tat" ist zwar in allen Ländern Europas und Amerikas vertreten, aber sie zählt verhältnismäßig wenig Anhänger, etwa einige tausend, und hat zum Glück bisher nur da und dort vereinzelt gehandelt. Desto verruchter waren einige ihrer Taten. Die offenbar schändlichste Untat war die Ermordung der gewiß an aller Politik unschuldigen Kaiserin Elisabeth von Österreich durch Lucheni 10. September 1898 in Genf. Ebenso grundlos und verworfen ist die Ermordung des Königs Humbert von Italien am 29. Juli 1900 in Monza durch Angelo Bresci. In Amerika wurde, auf einer Ausstellung zu Buffalo, der Präsident der Vereinigten Staaten Mac Kinley am 6. September 1901 von einem

polnischen Anarchisten Czolgoß tödlich verwundet und starb am 14. September.

Diese Tatsachen zeigen, daß ein einheitliches und zielbewußtes Wirken der politischen Anarchisten nicht besteht und nur einzelne Gruppen, auch einzelne Verbrecher „auf eigene Faust“ die denkbar wahnsinnigsten Mord- und andere Pläne aushecken und vollführen. Die genannten Morde hatten keinen politischen Sinn und erregten nur Entsetzen durch die Welt, ohne die Pläne der Frevler irgendwie zu fördern. Es ist daher aller Grund zu hoffen, daß es niemals zu größeren Schreckenstaten kommen wird. Immerhin tun die Staaten gut, diesem Wahnwitz ihre Aufmerksamkeit zu widmen und seine Schandtaten soviel als möglich zu verhindern, z. B. auch ihre Mord und Brand drohenden chemischen Laboratorien zu entdecken und unschädlich zu machen. Mehrere Staaten Europas haben in den neunziger Jahren Gesetze in dieser Richtung erlassen, am 10. Juli 1902 auch die Vereinigten Staaten von Amerika, — Gesetze, die mit der Todesstrafe nicht sparen.

Sehr nachsichtig sind die Regierungen gegen die blutige und brandige anarchistische Presse, die den Wahnsinn immer weiter verbreitet und Hohl- wie Tollköpfe, die nichts zu verlieren haben, zu neuen Untaten anstiftet. Doch ist hoffentlich anzunehmen, daß ihr in stärkerer Menge eine bloß theoretische Presse gegenübersteht, wie folgende Zahlen zeigen dürften. Im Jahre 1904 erschienen: in Deutschland 2, Schweiz 3, Österreich 4, Holland 7 (!), Belgien 3, Frankreich 4, Italien 13, Rumänien 1, Spanien und Portugal 13, Großbritannien 3, Skandinavien 2, Nordamerika 12 und Südamerika 16 (!), zusammen 83 anarchistische Blätter in 9 Sprachen.

Große Sozialreformen, mehr Vereins-, Rede- und Preßfreiheit, Aufklärung des Volkes und der Jugend müssen beitragen, dem Anarchismus ein Ende zu machen.

5. Die Frauenfrage.

Den Unterschied der Geschlechter hat die Natur festgestellt, damit er der Fortpflanzung diene. Ihn aufzuheben ist unmöglich, und ihn durch irgendwelche soziale Einrichtungen zu verwischen ein eitles Bestreben. Das Gesetz des Lebens verlangt die Regel: ein Mann und eine Frau. Was dagegen spricht, ist entweder eine Versündigung an der Natur oder die Folge sozialer Übelstände. Versündigungen sind die Vielweiberei und Vielmännerei, gleichviel ob sie in Indien und Tibet oder von Wollüstlingen und Prostituierten geübt werde. Ein sozialer Übelstand aber ist es, wenn das von der Natur gewollte

Gleichgewicht beider Geschlechter gestört wird und das weibliche einen namhaften Überschuß über das männliche erhält. Hieraus entspringen wirtschaftliche Mißverhältnisse, die von der ehernen Regel, daß die Frau in die Ehe gehöre, Ausnahmen gestatten.

Aus diesem Umstande entspringt vor allem die Frauenbewegung, die, wenn sie den alleinstehenden Frauen Stellungen verschafft, in ihrem Rechte ist, nicht aber, wenn sie zum Ziele hat, Männer und Frauen völlig gleichzustellen, was keine andere Folge hätte, als den Charakter der Frau zu fälschen. Die Frauenfrage ist also die Frage: Was soll mit den unverehelichten (ledigen, geschiedenen oder verwitweten) Frauen geschehen? Die Reichen, soweit sie sich dem Müßiggang ergeben, fallen hier außer Betracht; es handelt sich nur um jene, die sich ehrlich durchbringen oder, wenn sie es nicht notwendig haben, sich nützlich machen wollen, gleichviel, aus welcher Klasse (die wir überhaupt nicht anerkennen) sie stammen. In solchem Falle kann sich eine Prinzessin ebensogut befinden wie ein Proletariermädchen. Die Frauenfrage besteht in erster Linie für die Überzähligen, seien sie vornehm oder gering, reich oder arm. Sie ist für die Strebsamen da, nicht für die Faulen.

Aber gibt es denn nicht auch eine Frauenfrage für die verheirateten Frauen? Gewiß, leider! Wir sagen „leider", weil es sich hier nur um die Armen handelt, bei denen das Einkommen des Mannes zum Unterhalte der Familie nicht ausreicht. Suchen wohlhabende Frauen eine Nebenbeschäftigung, so ist dies freiwillig, entweder Streben, sich nützlich zu machen oder Liebhaberei. Eine Frage ist dies nicht. Müssen aber arme Ehefrauen einen Beruf ergreifen, so ist dies eine Abnormität, die den wahren Beruf der Frau, Frau zu sein, d. h. sich der Haushaltung und Kindererziehung zu widmen, schädigt. Es ist ein sozialer Übelstand, wie es die Armut überhaupt ist. Es handelt sich also zu allererst um den Erwerb alleinstehender weiblicher Personen und um denjenigen armer Ehefrauen. Aus der Erwerbsfrage entwickeln sich dann andere Fragen, auf die wir weiterhin kommen werden, soweit es uns der Raum gestattet.

Es kommt hier eigentlich bloß die Zeit in Betracht, die hier behandelt wird, so daß wir uns an das früher (VII S. 169 ff.) gesagte anschließen müssen. Wir folgen hier drei Schriften: Karl Wolff, Katechismus der Frauenbewegung, Leipzig und Berlin 1905, Käthe Schirmacher, Die moderne Frauenbewegung, Leipzig 1905, und Helene Lange, Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen, Leipzig 1908.

Die deutsche Berufszählung von 1895 weist 6,5 Millionen erwerbstätige Frauen, darunter 1,25 Million Dienstboten nach, d. h.

etwa ein Fünftel der weiblichen Bevölkerung, während unter der männlichen dreimal soviel erwerbstätig sind. Unter jenen Frauen ist 1,5 Million verheiratet. Man hat berechnet, daß diese Zahlen sich in der Zunahme befinden. Eine selbständige Stellung nimmt von den erwerbstätigen Frauen nur ein Fünftel ein.

Die Berufe, in denen Frauen tätig mitwirken, sind: Landwirtschaft, Bekleidung und Reinigung, Gewebe, Handel, Nahrungs- und Genußmittel, Gast- und Schankwirtschaft. Anderes ist nur in geringer Zahl vertreten. Mehr Frauen als Männer sind in der Krankenpflege, im häuslichen Dienst, in der Spielwarenverfertigung, in Bekleidung und Reinigung und in der Gästebedienung tätig. Neben der Haushaltung suchen 1,5 Million Frauen einen anderen Erwerb.

Bei gleicher Leistung sind die Löhne der Arbeiterinnen durchweg geringer als diejenigen der Arbeiter; sie betragen in der Regel die Hälfte bis zu zwei Drittel. Es ist natürlich, daß diese geringe Löhnung schwere sittliche Schäden in sich birgt, indem eine Ergänzung oft da gesucht wird, wo sie ausgeschlossen sein sollte. Schmutziger Eigennutz und gewissenloser Charakter bewegt viele Arbeitgeber, Frauen eher zu beschäftigen als Männer, weil sie „billiger" arbeiten. Höhere Löhnung weiblicher Arbeit ist daher eine der dringendsten Forderungen zur Verbesserung sozialer und moralischer Zustände. Dazu würde eine Ausdehnung der Zweige weiblicher Arbeit besonders beitragen, zu diesem Zwecke aber Fachschulen für das weibliche Geschlecht erforderlich sein. Eine solche ist z. B. die 1897 gegründete königliche Gewerbe- und Haushaltungsschule in Posen. Den Zweck dieser Ausdehnung weiblicher Berufsarten verfolgen der über ganz Deutschland verbreitete Verein für Hausbeamtinnen, sowie die kaufmännischen und gewerblichen Vereine für weibliche Angestellte und andere mehr.

Von den Bestrebungen der in den bisher genannten Berufen tätigen, dem Bürgertum angehörigen Frauen unterscheiden sich wesentlich die Ziele der dem Proletariat angehörigen Arbeiterinnen, die den Zielen der Arbeiter (oben S. 105 ff.) näher stehen als der Frauenfrage. Die Orte der Beschäftigung proletarischer Arbeiterinnen sind die Fabriken, in denen die Arbeiterinnen 1895—1899 um 150 000 zugenommen haben. Diese Zunahme ist vorzüglich die Folge der Einführung neuer Maschinen, deren Handhabung nicht die größere Muskelkraft von Männern erfordert. Die Fabrikarbeiterinnen sind noch schlimmeren, namentlich gesundheitlichen und sittlichen Gefahren ausgesetzt, als ihres geringen Lohnes wegen die weiblichen Angehörigen anderer Berufe (vergl. Rob. Wilbrandt, Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit. Jena 1906). Es bedarf keines Nachweises, daß diese Nachteile verheiratete Fabrikarbeiterinnen empfindlicher treffen als ledige;

namentlich leiden darunter die Haushaltungen und die Kinder. Es sind deshalb in unserer Zeit von mehreren Staaten Arbeiterinnen-Schutzgesetze erlassen worden. Aber auch die ledigen Fabrikarbeiterinnen erleiden den Schaden, daß sie der Haushaltung entfremdet werden, wozu Schulen und Kurse für weibliche Heimarbeit dienen würden. Es ist aber in dieser Richtung noch viel zu wenig geschehen.

Höhere geistige Anlagen berechtigen auch zu höher stehenden Berufsarten auch für Frauen, und diese erfordern einen umfassenden Bildungsgang. Dazu gehört ein entsprechender Mittel- und Hochschulbesuch. Die Zulassung zu diesem verlangt daher die Frauenbewegung, und als Vorbereitung dazu eine einheitliche Gestaltung der höheren Mädchenschule und soweit das betreffende Fach es erfordert, beidgeschlechtliche wissenschaftliche Lehranstalten (Gymnasien). Solche sind eingeführt in Nordamerika, Skandinavien, Finland, Holland und der Schweiz. In Deutschland sind seit 1900 in Baden, seit 1901 in Württemberg, seit 1904 in Hessen die Gymnasien und Oberrealschulen den Mädchen geöffnet, eine Einrichtung, die sich fortdauernd trefflich bewährt und an Benutzung zunimmt. Besondere Mädchenschulen mit gymnasialem oder realgymnasialem Unterricht bestehen in Deutschland 24. Für die Erweiterung dieser Anstalten ist der 1888 gestiftete Verein „Familienbildungsreform“ tätig, der sich 1897 als Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“ erweiterte und über Deutschland ausdehnte. Wirkliche Mädchengymnasien sind entstanden in Karlsruhe, Charlottenburg und Schöneberg bei Berlin, Breslau, Stuttgart und Köln. Auch diese Anstalten haben sich in Vorbereitung ihrer Schülerinnen auf die Hochschule glänzend bewährt.

Und nun die Hochschule! Besondere Damenhochschulen gibt es in England und Nordamerika. Die deutsche Frauenbewegung dagegen strebt die Öffnung der bestehenden Hochschulen für Mädchen an, teils wegen der Kosten für eigene Hochschulen, teils aus Befürchtung, daß solche den Männerhochschulen hintangesetzt werden könnten. Jetzt sind Damen an allen Hochschulen der zivilisierten Welt zugelassen. Den Anfang machte die Schweiz, den Schluß — Deutschland, jedoch nur teilweise und mit Beschränkungen. Immatrikuliert werden Damen nur von den Hochschulen der drei süddeutschen Staaten. Im ganzen studierten ihrer im Jahre 1905 137 mit diesem Vorzuge neben 1186 bloßen Hörerinnen. Das Doktordiplom erhalten sie dagegen überall.

Unter den wissenschaftlichen Berufsarten ist für Frauen die unangefochtenste die der Lehrerin. Ganz ausgeschlossen sind sie in Europa vom geistlichen Stande, von dem eines Rechtsanwalts überall außer in der Schweiz (wo sie jedoch selten davon Gebrauch machen), in Frankreich und Holland. Für akademische Bildung der Lehrerinnen wird noch wenig gesorgt. Eine Besserung strebt der allgemeine

deutsche Lehrerinnenverein (mit gegen 20 000 Mitgliedern) an. In Deutschland wurde den weiblichen Personen erst durch den Bundesratsbeschluß vom 20. April 1899 die anerkannte Ausübung des ärztlichen, zahnärztlichen und Apothekerberufs zugestanden. Als Beamte sind sie in vielen Städten Deutschlands im Armen- und Schulwesen tätig, sowie im Staatsdienst als Gehilfinnen im Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Telephonwesen, seit 1897 auch als Fabrikinspektorinnen (in Amerika, England und Frankreich schon früher) für solche Betriebe, in denen Frauen tätig sind.

Wer etwas leistet, hat auch auf Rechte Anspruch. Im Privatrechte stehen die Frauen immer noch hinter den Männern zurück. Zwar hat das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch (das zu Anfang 1900 in Kraft trat) ihre Stellung vielfach verbessert, enthält aber nach der Ansicht der Führerinnen der Frauenbewegung noch manche Mängel, besonders im ehelichen Güterrechte, das die Frau noch viel zu abhängig macht, in der elterlichen Gewalt und in der Stellung der unehelichen Mütter, womit sich die im ganzen Reiche verbreiteten Rechtsschutzvereine beschäftigen.

Die angefochtenste Frauenfrage ist die das Stimm- und Wahlrecht betreffende. Alle übrigen finden bei vernünftigen Männern keinen Widerstand mehr, diese aber noch bei den weitaus meisten, allerdings weniger im Gemeindewahlrecht als in dem des Staates. Am Gemeindewahlrecht nehmen die Frauen teil in England und dessen Kolonien, Schweden und Norwegen und einigen Staaten der Union; in deutschen Staaten besitzen sie nur ein beschränktes, das die Männer für sie ausüben.

Wichtiger ist die Frage des Stimm- und Wahlrechtes der Frauen im Staate. Dieses besitzen sie in Australien und Neuseeland, auf der kleinen britischen Insel Man, in mehreren der Vereinigten Staaten und in Finland. In England hat es ihnen das Unterhaus bewilligt; aber das Oberhaus, dieser vorsintflutliche Hort aller Reaktion, vereitelte die Ausführung. In allen übrigen Ländern stehen die gescheitesten Frauen mit weniger Recht da, als der dümmste Kerl, der das Alter dazu hat. Allerdings hat diese Frage noch ihre bedeutenden Schwierigkeiten. Es ist nicht gleichgültig, ob das Staatswahlrecht allen oder nur solchen Frauen bewilligt werde, die eine gewisse selbständige Stellung einnehmen. Eine solche haben die dienenden Personen noch nicht (während die männlichen Bedienten sie eher haben), und in katholischen Ländern haben sie die beichtenden Frauen nicht, die in diesem Falle vom Beichtvater instruiert werden würden, der also der wirkliche Wähler wäre. Im übrigen haben wir gegen dieses Recht nicht mehr die Bedenken wie früher, soweit es selbständige Frauen betrifft und den Schmelz der echten Weiblichkeit

nicht trübt. Einfältig ist es, wenn man die Mutterschaft als Hindernis des Stimmrechts der Frauen geltend macht. Kranke Männer sind ja im gleichen Falle. Eine andere Frage ist die Wahl von Frauen zu höheren Verwaltungs- und Richterstellen oder gar Ministerwürden. Durch diese könnten die Frauen leicht mehr an innerem Wert einbüßen als gewinnen.

Daß die Frauen das gleiche Vereins- und Versammlungsrecht haben sollten wie die Männer, ist einfach selbstverständlich. Sie haben es bereits in den freieren deutschen Staaten, zu denen Preußen leider nicht gehört.

In Deutschland besteht seit 1902 ein Verein für Frauenstimmrecht. In allen Teilen der Frauenfrage wirkt der 1894 mit 34 Vereinen gegründete Bund deutscher Frauenvereine, der 1905 bereits 189 Vereine zählte. Als Organ der Frauenbewegung dient das „Zentralblatt“ dieses Bundes. Die Frauenvereine aller Länder haben sich zu dem „Internationalen Frauenbunde“ vereinigt, der sich alle 5 Jahre zu einem Kongresse versammelt (das letzte Mal 1904 in Berlin). Übrigens gibt es in der deutschen Frauenbewegung zwei Richtungen, eine gemäßigte und (seit 1899) eine fortschrittliche, die zwar ihre eigenen Zeitschriften haben, aber beide in der Hauptsache zusammengehen. Bedauerlich ist dagegen die völlige Entfremdung zwischen der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Frauenbewegung (die auch ihr Organ hat).

In den hier nicht genannten Ländern gibt es überhaupt noch keine Frauenbewegung.

Vierter Abschnitt.

Die Sittlichkeit.

---

1. Moral und Antimoral.

Es hieße der Geschichte ins Gesicht schlagen, wenn man von einer durch alle Jahrhunderte feststehenden Moral reden wollte. Das Mittelalter im weitesten Sinne hielt Verwandtenehen bis zum siebenten Grade für verbrecherisch und ließ Legionen von Ketzern und Hexen lebendig verbrennen. Pizarro ließ um der Mißachtung eines Breviers wegen die Peruaner von Cajamarca niedermetzeln. Robespierre troff von Moral und ließ Tausende guillotinieren. Das Gebot „Du sollst nicht töten" wurde zu allen Zeiten mit Füßen getreten von denen, die die zehn Gebote zu verehren vorgaben. Heute noch ist die Tötung dem Soldaten und dem Scharfrichter sogar geboten, und der tötende Duellant wird sehr milde behandelt. Und doch ist dieses Gebot das wichtigste von allen, weil die Sicherheit des Lebens auf ihm beruht, ohne die das Bestehen einer menschlichen Gesellschaft Lug und Trug wäre.

Kein Wunder, daß diese Widersprüche maßlose Geister verleiteten, von aller und jeder Moral nichts wissen zu wollen. Der querköpfige Stirner wollte das, was sein oder nicht sein soll, dem Belieben des Einzigen überlassen, und sein Motto hieß: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt". Der in seine Fußstapfen tretende Nietzsche erklärte: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" und predigte die Umwertung aller (!) Werte. Sein Kommentator Gustav Naumann endlich fand das Wort „Antimoralisch" als Spitze aller ethischen Weisheit („Antimoralisches Bilderbuch". Leipzig 1898). — Das klingt sehr schlimm für den, der unter Moral eben seine Moral versteht; es ist aber nicht so schlimm wie es aussieht. Naumann will nicht die Antimoral, d. h. das Gegenteil dessen, was wirklich moralisch ist, predigen, sondern zeigen, daß der Begriff „moralisch"

nach Zeit und Raum schwankt und daß im Laufe der Zeiten schon alles erlaubt und alles verboten war! Man weiß, wie verschieden der Begriff „christlich“ bei Christen und Nichtchristen und bei Parteien unter den Christen gewertet wird. Sittlichkeit kommt von „Sitte“ und Sitte ist eine Gewohnheit, die sich je nach Zeit und Ort entwickelt, und deren Teilnehmer sie zur allgemein geltenden Regel, zur Sittlichkeit erheben. Dennoch kann getrost behauptet werden, daß es Dinge gibt, die zu allen Zeiten von edlen Menschen für sittlich gehalten wurden, wie Wohltätigkeit (im rechten Sinne), Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, und Dinge, die edle Menschen von jeher verabscheut haben, wie Tötung, Raub, Betrug, Ehebruch. Andere Dinge dagegen werden auch von edlen Menschen verschieden, bald günstig, bald ungünstig beurteilt, wie z. B. Frömmigkeit, Demut, Bescheidenheit, und oft wird eine Tugend zum Laster, Sparsamkeit zum Geiz, Freigebigkeit zur Verschwendung, Gerechtigkeit zur Hartherzigkeit, Gutherzigkeit zur Schwäche usw.

So ist denn auch in unserer Zeit, wie in früherer, die Sittlichkeit kein feststehender Begriff. Diese Verwirrung wird noch vergrößert durch die sehr verbreitete Beschränkung dieses Begriffs auf die Vermeidung geschlechtlicher Ausschweifungen, wobei dann alle anderweitige Unsittlichkeit unberücksichtigt bleibt, obschon z. B. Trunksucht, Spielwut, Lügenhaftigkeit, Ausbeutnng und anderes ebenso unsittlich sind wie Unzucht, unter der wieder sehr verschiedenes verstanden wird.

Unsere Zeit unterscheidet sich von früheren Zeiten hinsichtlich des Begriffs der Sittlichkeit dadurch, daß nicht mehr wie ehemals, einfach vom Standpunkte einer, besonders religiösen Partei diktiert wird: das und jenes ist sittlich, das und jenes unsittlich, sondern kulturhistorisch untersucht wird, welchen Wert diese und jene sittlichen Begriffe unter diesen und jenen Umständen haben. Das Schlagwort Nietzsches von der Umwertung aller Werte ist ein Erzeugnis eines krankhaften Zustandes, an dem dieser Dichter litt und seine verschrobenen Jünger und Jüngerinnen noch leiden. Wie lange sie es treiben werden, steht dahin. Niemand, durchaus niemand hat das Recht, die Umwertung aller Werte zu verlangen, was zu den unsinnigsten und verderblichsten Folgen führen mußte. Maßgebend kann hier keine persönliche Ansicht sein, sondern nur das Ideal einer Vollkommenheit, soweit Menschen sie erreichen können. An diesem Maßstabe wird reiflich zu untersuchen sein, welche heute geltenden Werte zu bewahren und welche umzuwerten seien und wie. Wer aber hier das entscheidende Wort sprechen wird, etwa wie bei den Katholiken der Papst? Voraussichtlich kein einzelner, sondern die nach und nach zu erzielende Übereinstimmung unzweifelhaft edler Menschen, wozu wohl Jahrhunderte oder Jahrtausende gehören werden. Ein schöner Trost! wird man

sagen. Aber wozu ein Trost? Dessen bedürfen nur schwache Seelen. Starke Geister helfen sich selbst.

Die angedeutete Untersuchung der sittlichen Werte befindet sich zu unserer Zeit bereits im Gange. So hat der bedeutende Historiker und Politiker Professor Karl Biedermann (1812—1901) als Gegensatz der Moralität die Individualität aufgestellt, d. h. die Ablehnung aller allgemeinen Ordnungen, die den einzelnen bedrücken und hemmen, zugunsten der Schrankenlosigkeit seiner Triebe, und gezeigt, wie man nach allen Angriffen gegen die Moral doch immer wieder zu ihr zurückkehren muß, nämlich nicht zu einer starren und äußerlichen, sondern zu einer sich geschichtlich entwickelnden Moral. Biedermann zeigte ferner, daß der Genuß dem Menschen nicht die gehoffte Befriedigung gewähre, sondern nur die schaffende Tätigkeit den Menschen über die Sphäre des bloßen Naturtriebes erhebe. Er befürwortete ferner die Überleitung des Egoismus in den Altruismus, durch den der Mensch aus seiner Vereinzelung in die menschliche Gesellschaft versetzt wird. Endlich findet er einen Mittelweg zwischen den Einseitigkeiten des durchaus freien und des unfreien Willens (Determinismus) in einer Freiheit, die durch Erziehung und Selbstbildung geleitet wird.

In unserer Zeit hat sich auch die gewaltige Frage erhoben, ob die Moral Fortschritte gemacht habe oder nicht. Der gefeierte Geschichtschreiber der Renaissance, Jakob Burckhardt aus Basel, behauptete seltsamerweise in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", Seele und Gehirn der Menschen hätten in geschichtlichen Zeiten nicht zugenommen, ihre Fähigkeiten seien längst vollständig vorhanden gewesen. Ein verzwickt zweideutiger Satz. Denn daß ihre Fähigkeiten zugenommen haben, beweisen Kunst und Wissenschaft, beweist das Verschwinden der Folter, Inquisition, Hexenverfolgung. Jener Satz enthält übrigens die Ansicht aller Materialisten, wie z. B. Buckle und Hellwald. Anderseits anerkennen die Orthodoxen aller Bekenntnisse einen Fortschritt nur in der Religion, nämlich den vom Heidentum durch das Judentum zum Christentum; doch dabei bleibt es, und einen weiteren gibt es nur vom Diesseits in das Jenseits! Schopenhauer ging noch weiter zurück und schloß den moralischen Fortschritt mit dem Bettelmönch Buddha ab. Es ist ja richtig, daß alle Religionen, wie die von Zarathustra, Buddha und Kongfutse in der Moral schon hoch standen. Das Christentum lehrte in seiner reineren Auffassung offenbar eine höhere Moral als seine Vorgängerinnen; aber daß es nicht fähig war, in der Moral bessere Zustände herbeizuführen, beweist seine ganze Geschichte, beweisen die Greuel, die von seinen Anhängern verübt wurden. Nicht wir alle, aber die edleren unter unseren Mitmenschen stehen dann doch moralisch

auf einer höheren Stufe, auch wenn sie den Kirchenglauben nicht teilen, als die Häupter der Kirche im Mittelalter, deren höchstes moralisches Gebot war: Du sollst glauben. Goethes Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ steht denn doch höher als jenes Gebot, das den Mord der Ungläubigen in sich einschloß und sie jetzt noch verdammt. Die Moral der besten gläubigen Christen ordnet doch stets die Sittlichkeit dem Kirchenglauben unter. Stehlen und Morden kann verziehen werden, der Abfall vom Glauben aber nur bei der Rückkehr zu diesem. Den gleichen Fehler wie die guten Christen begingen die Schreckensmänner der Revolution. Wie jene dem Glauben, so ordneten diese der Politik die Moral unter, und auf diesem Standpunkte steht die Politik noch heute. Dasselbe tun die strengen Juristen, die dem starren Gesetzesbuchstaben die wahre Moral opfern, ja ihm geradezu Menschenopfer bringen, worin sich übrigens bis heute manches gebessert hat.

Wir finden die wahre Moral nicht in der Kirche, nicht in der Politik, wenig im Gesetzbuche. Wo finden wir sie denn? In der Wohltätigkeit! Es ist nicht zu leugnen, daß diese viel vom Christentum angenommen hat; aber dafür hat sie den Teufelsglauben, diesen häßlichsten Flecken des Christentums, über Bord geworfen.

Die Wege der durch Glaubenseifer ungetrübten Wohltätigkeit beginnen im 18. Jahrhundert mit der Abschaffung der Folter und der Hexenprozesse. Ihnen folgte die Aufhebung der Sklaverei und endlich häuften sich im 19. Jahrhundert die zahllosen Wohlfahrtseinrichtungen: die Verbesserung der Krankenhäuser und der Gefängnisse, die Einführung der Irrenanstalten, die Rechtsstellung der unehelichen Kinder, die Maßregeln für Frauen- und Kinderschutz in den Fabriken, die Rücksichten auf Gesundheit, Reinlichkeit und Erholung in den Schulen, die Hilfeleistungen bei Unglücksfällen, wovon die Betroffenen bei den Erdbeben in Kalabrien, San Francisco und Valparaiso, bei den Vulkanausbrüchen auf Martinique und bei Neapel, bei dem Brande von Aalesund in Norwegen usw. zu erzählen wissen. Die Einrichtung von Kinderheimen, Waisenhäusern, Asylen aller Art, die Schritte gegen den verruchten Mädchenhandel, die Belohnung für Lebensrettungen usw. vervollständigen das schon Gesagte.

Man sagt wohl, die Wohltätigkeit habe besser für die Menschen gesorgt, aber sie nicht besser gemacht. Das fragt sich denn doch. Statistische Tabellen über Stillstand oder gar Zunahme der Verbrechen in neuester Zeit, was wollen sie sagen gegenüber den Greueltaten des Mittelalters und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts? (Näheres erzählt Dr. Markus Landau, B. A. Z. 1906 Nr. 187 und 188).

2. Prostitution und Mädchenhandel.

Wir haben im VII. Bande S. 190 ff. sowie in einer besonderen Schrift, die obigen Titel trägt, diesen Gegenstand eingehend behandelt und beschränken uns daher auf das, was in dieser Beziehung die zwölf letzten Jahre gebracht haben. Die Prostitution ist eine Folge der eigentümlichen Erscheinung in der Natur, daß die Notwendigkeit der Erzeugung lebender Wesen von dem diese bedingenden Triebe ins Ungeheuerliche übertroffen wird. Diesen Trieb zu mäßigen ist eine schwierige Aufgabe, die wohl nur selten Menschen verliehen ist. Eine Entschuldigung des Unterliegens gegenüber diesem Triebe gibt es daher; aber eine Rechtfertigung, ihm in unrechtmäßiger Weise zu frönen, gibt es nicht. Wir wollen hier nicht moralisieren; es führt erfahrungsgemäß zu nichts; aber ein maßloses Abwechseln der Individuen, zu denen jener Trieb leitet, ist auf männlicher wie weiblicher Seite ein moralisches und soziales Unheil; das ist eben Prostitution. Sie wütet in ungezügelter Weise auch in unserer Zeit fort und wird vielleicht niemals ganz zu beseitigen sein. Was aber bekämpft werden kann und muß, das ist die Reklame für die Prostitution, sind die Bordelle und ist der schändliche Mädchenhandel.

Die Reklame für die Prostitution besteht in jenen schamlosen Schriften und Bildern, die nichts mit Literatur und Kunst zu tun haben, sondern nur mit Erregung der Sinnlichkeit. Es ist dies die Pornographie, zu deutsch Schmutzschreiberei und Schmutzzeichnerei. Als Rufer im Streite gegen diese Schweinerei ist Otto von Leixner 1904 aufgetreten, und andere sind ihm beigestanden und nachgefolgt. Seine Schrift ist angelegentlich zu empfehlen. Es ist nicht auszurechnen, wieviel moralischer, ökonomischer und geistiger Tieffall durch solche Schmutzerei bei jungen Leuten angerichtet wird, die durch solche Anlockungen in unsaubere Dinge eingeführt werden, die sie sonst vielleicht nie hätten kennen lernen.

Nun die Prostitution selbst und ihr scheußlichster Auswuchs, die Bordelle. Diese Schandhäuser, die natürlich niemals von anständigen Personen, sondern von verkommenen Männern, noch mehr aber von verworfenen Weibern gehalten werden, sind nichts als Gefängnisse mit Folterkammern für Mädchen, die zwar teilweise schon verdorben sind, aber durch diese Zwangsanstalten noch schlimmer werden, großenteils aber für ganz unschuldige Wesen, die mit List (Versprechungen guter Anstellungen) oder Gewalt dahin gebracht und, wenn sie mit Entsetzen erfahren, wo sie sind, und es wagen, sich der Schande zu erwehren, mit Peitschenhieben oder Hunger dazu genötigt werden, und zwar in einem Maße, dem sie über kurz oder lang

erliegen müssen. Durch stets sich mehrende Schulden für zu unverschämten Preisen gelieferte Kleider und Getränke werden sie in diesen Kerkern festgehalten. (Eine Menge Beispiele enthält unser Buch „Prostitution und Mädchenhandel", Leipzig, Hans Hedewigs Nachf. 2. Aufl. 1907).

In der Regel verschwinden die Unglücklichen für die Ihrigen auf immer. Traurig genug, daß sich viele Zeitungen dazu hergeben, Anzeigen aufzunehmen, durch welche Mädchen verlockt werden, in ihr Verderben zu rennen.

Damit sind wir bereits in das Gebiet des Mädchenhandels getreten. Die Mädchenhändler sind die Geschäftsfreunde der Bordellhalter. Beide Arten von Schurken können nicht ohne einander bestehen. Sie verhalten sich genau wie Käufer und Verkäufer einer bestimmten Art von Ware. Ohne den einen kann der andere nicht bestehen. Die Mädchenhändler sind wie ihre Freunde über die ganze Erde verbreitet und handeln mit lebendem Menschenfleisch, sei es weiß, braun oder schwarz, am liebsten aber mit weißem. Sie haben ihre eigenen telegraphischen Ausdrücke, wie z. B. Ungarwein für schöne, Kartoffeln und dergleichen für geringere Mädchen. Eine Menge Ärzte sind über diese Verhältnisse mit völliger Blindheit geschlagen; ja eine solche Koryphäe jüngster Zeit, Dr. Schiblof, brachte es in einem umfangreichen Buche (1904) so weit, die Bordelle als Mittel gegen den Mädchenhandel zu empfehlen und zu verlangen, daß der Errichtung solcher „Anstalten" keinerlei Schwierigkeiten entgegengestellt werden sollen. Dieser Herr will also die Bewohner von Straßen und Städten zwingen, solche von Verbrechern gehaltenen Schandhäuser in ihrer Nähe zu dulden!

Ob die Herren es nur nicht wissen oder es nicht wissen wollen, auf welche schändliche Weise die Bordelle (und zwar alle) rekrutiert werden, lassen wir dahingestellt. Übrigens ist nachgewiesen, daß die Bordelle, wo sie bestehen, besonders in Frankreich und Belgien, Jahr für Jahr an Zahl abnehmen. Sie sind nicht mehr in der Mode!

Als Kuriosum erwähnen wir, daß ein anonymer Herr es unternommen hat, die Bordelle mit einem ästhetischen Mäntelchen zu umhängen und ihre Stellung unter die Verwaltung der Stadtbehörden zu verlangen („Städtische Lusthäuser", bevorwortet von Professor Dr. Fränkel, Geh. Medizinalrat in Halle, Leipzig 1905). Jedenfalls eine Utopie!

Außer den Bordellen gibt es, gleichviel ob solche am Orte bestehen oder nicht, eine sog. freie (besser freche) Prostitution, „frei" genannt, weil ihre „Priesterinnen" weder gefangen gehalten, noch zur Befriedigung der Wollustlinge gezwungen werden.

9*

Die Bordellfreunde sind sehr schlecht auf diese „freie“ Prostitution zu sprechen. Angeblich geschieht dies, weil in Bordellen die Verbreitung der Syphilis besser verhütet werden könne als in der freien Prostitution, was durchaus nicht der Fall ist. Wir finden, ihr Hervortreten und Anwerben von Gesellschaftern solle ebensowenig geduldet werden wie die Bordelle; sie aber ganz zu unterdrücken und in alle Schlupfwinkel zu verfolgen, halten wir für unmöglich. An sie knüpft sich ein ganz eigentümliches Verhältnis. Wie Traugott Hermann (Die Prostitution und ihr Anhang, Leipzig 1905), ein ernster Schriftsteller und wackerer Bordellgegner, in Abweichung von der gangbaren, aber falschen Auffassung, berichtet, gibt es außer den Bordellgästen und Dirnenjägern noch andere Kreise von Männern, die mit der Prostitution zusammenhängen, die also nicht nur eine Frauen-, sondern auch in gleichem Maße eine Männerfrage ist. Es handelt sich um die zwei Klassen der Kuppler und der Zuhälter, die gewöhnlich miteinander verwechselt oder zusammengeworfen werden. Allerdings sind beide Klassen aus dem sozialen Elend hervorgegangen und in Laster und Unwissenheit auferzogen worden. Die Kuppler sind in der Hauptsache Tagdiebe, rohe Kerle, die meist von Einbrüchen, Taschendiebstählen und dergleichen leben und unter Umständen auch Totschlag nicht meiden. Von anderen Gaunern unterscheiden sie sich durch ihre Verbindungen mit der schlechtesten Art von Dirnen, die ebenfalls stehlen und rauben, den Kerlen (und diese ihnen) dabei behilflich sind und mit ihnen Gewinn und Bett teilen. Ist der Erwerb der Dirne nicht zufriedenstellend, so erntet sie Prügel vom Kuppler, ebensolche oder gar das Messer bekommt das Opfer zu fühlen, wenn es nicht still hält oder zu wenig Raub liefert. Diese Dirnen sind „wilde“, sie entziehen sich nämlich der sittenpolizeilichen Kontrolle.

Die Zuhälter sind, wenn man so sagen darf, eine höher stehende Gattung und von harmloserem Charakter. Es sind Entgleiste, nicht Verbrecher, wenn auch bisweilen „Entlassene“. Sie sind gewöhnlich schlecht bezahlte Kellner, Artisten oder arbeitslose Handwerker, oft auch Leute besseren Standes, aber heruntergekommene. Man weiß von Grafen, Baronen und Offizieren, die sich ihnen zugesellten, nachdem sie nichts mehr zu verlieren hatten, auch Studenten, die nicht zum Examen gelangten, sogar Theologen. Der Zuhälter steht mit einer schon „erfahreneren“ Dirne in Verbindung, die unter Aufsicht steht oder nur gelegentlich aus Not sich prostituiert oder verführt wurde. Als Verlassene wählt sie einen Entgleisten zum Beschützer und Gesellschafter, und diesen Zuhälter unterstützt sie von ihrem Arbeits- oder Sündenlohn. Schöne Gestalt, feine Manieren, Talente in Musik, Unterhaltung, Tanz usw. sind dabei ausschlaggebend. Wie die Dirne von ihren Besuchern, so wird der Zuhälter von der Dirne bezahlt.

Das Verhältnis wird vor der Welt geheim gehalten, ist aber meist ein treues und hat schon oft zur Heirat geführt. Unter sich bilden diese Zuhälter eine Art von Zunft ohne Vorstand, Gesetze oder sonstige Formen. Sie nennen sich „Brüder“ und haben ihre (besseren) Bruderkneipen, wo sie sich treffen und wo es anständig zugeht. Jeder unterstützt den anderen in Not und pflegt ihn in Krankheitsfällen, oder es werden für den Bedürftigen Sammlungen veranstaltet. Sie machen sich Geschenke an Geburtstagen, begleiten die verstorbenen Brüder feierlich zur Bestattung, und ihre „Geliebten“ betrauern sie aufrichtig. Es ist wirklich ein interessantes Zeichen der Zeit, daß Leute, die ein solch gewiß ehrloses Leben führen, derartiger Treue und Aufopferung fähig sind, die man bei Wüstlingen, die selbst Dirnen unterhalten, umsonst suchen würde. Auch sind die Herren dieser Art unverbesserlich, während sich „Zuhälter“ oft zu Bildung und Wohlstand emporgehoben haben. Man kennt Beispiele, Hermann führt ihrer 20 an. Man hat übrigens auch von Dirnen, die Zuhälter hatten, gehört, die mit „Berufsschwestern“ kleinere Bordelle errichteten, in denen natürlich von Gefangenhaltung und Zwangsmaßregeln keine Rede war. Übrigens ist die Zahl der Häuser Legion, in denen Unzucht getrieben wird, wozu Gelegenheit auch in anscheinend vornehmen Kaffeehäusern geboten wird, und die als „freie Bordelle“ gelten können. Verderblich sind alle, am meisten aber die von Kunden der Mädchenhändler, zu denen wir nun übergehen, gehaltenen.

In unserer Zeit (anknüpfend an VII S. 196 ff.) waren für den Schacher nach dem Osten (Orient, Indien, China, Japan) Konstantinopel, für den nach dem Westen (Amerika) Buenos Aires die Hauptstapelplätze des Mädchenhandels. In der Hauptstadt Argentiniens wurden 1896 in einen Monat 117 meist minderjährige Mädchen aus Europa eingeführt und in schlechte Häuser gebracht. Die Betreiber dieses Handels waren meist galizische und russische Juden. Man hat ihnen aber vielfach das Handwerk gelegt. Menschen derselben Herkunft betrieben auch das „Geschäft“ über die türkische Hauptstadt. Die Opfer stammten meist aus Österreich-Ungarn, besonders aus Galizien und aus Rumänien. Ein Hauptschacherer hieß Abraham Scharfmann. Die türkische Polizei ließ sich natürlich „schmieren“ und überließ es den Konsuln Österreichs und Rußlands, einzuschreiten so gut es ging. In Deutschland wurden massenhaft junge Mädchen durch Versprechungen guter Stellen geködert und nach Holland, Belgien, Frankreich, Ungarn in Bordelle geschleppt. Nach Ungarn waren besonders Meier Leib Thorenstein, Nussen Lachner und Max Langer fleißige Händler; beide wurden verhaftet. Aus Paris wurden 2 Mädchen bis nach Rußland verhandelt, aber in Warschau durch Geldsendung ihrer Mutter losgekauft. In Rußland werden

auf der Messe in Nischnei-Nowgorod jährlich ganze Truppen von Bauernmädchen der Umgegend zusammengebracht und kommen in elendem Zustande nach Hause. Die russische Regierung „regelte" diesen Handel in ihrer Weise, indem sie eine Ärztin, Mad. Eltzina, anstellte, um die Opfer durch Operationen zu ihrem „Geschäfte" tauglich zu machen, worüber sie „wissenschaftliche" Abhandlungen schrieb. Und so in infinitum!

Kurz vor dem Schlusse des 19. Jahrhunderts begann die Bewegung gegen die Auswüchse der Prostitution und gegen den Mädchenhandel einen kräftigeren Charakter anzunehmen. Im Jahre 1899 wurde in Berlin ein Zweig der Fédération, jetzt abolitionniste genannt, gegründet. Es wurden Vorträge gehalten und Eingaben an die Regierung gerichtet. Es folgten Hamburg, Dresden, München, Frankfurt, Stuttgart und andere größere Städte nach. Im Jahre 1904 versammelte sich die Fédération zum ersten Male auf deutschem Boden, in Dresden.

Im schweizerischen Kanton Zürich wurde 1897 vom Volke ein Gesetz angenommen, demzufolge die Bordelle geschlossen werden mußten. Ein von den Besitzern dieser Häuser ausgehendes Verlangen, jenes Gesetz wieder aufzuheben, wurde vom Volke 1904 mit großer Mehrheit abgelehnt. In Frankreich kämpfte 1905 Yves Guyot gegen die Reglementierung der Prostitution, diesmal noch umsonst. Doch schloß sich ihm der 73000 Mitglieder zählende französische Frauenbund an. Guyot sprach das große Wort aus, daß in unserer auf die Monogamie gegründeten Gesellschaft eine Einrichtung nicht bestehen dürfe, die zugunsten einer Polygamie der Männer Frauen zur Polyandrie zwinge. In Italien ging die Bewegung von Mailand aus, wo 1902 eine Zeitschrift „Weiße Sklavinnen" zur Bekämpfung des Mädchenhandels gegründet wurde. Turin folgte 1905 nach. Ein Kongreß polnischer Frauen in Krakau erklärte 1905 die Reglementierung als verwerflich.

In Paris verbanden sich am 18. Mai 1904 Abgesandte aller europäischen Staaten zu einer Übereinkunft zur Unterdrückung des Mädchenhandels, die sehr kräftige Maßregeln zum Schutze der Opfer dieses Verbrechens den teilnehmenden Mächten zur Pflicht machte.

3. Verkehrtheiten im Geschlechtsleben.

Man hat in unserer Zeit wieder sehr viel über Homosexualismus gehört, geschrieben und gelesen. Es ist auch vor kurzer Zeit für diesen heikeln Gegenstand der Name des dritten Geschlechts geprägt worden. Im Grunde ist er unrichtig; denn dieses dritte Geschlecht

besteht wieder aus zwei voneinander sehr verschiedenen Geschlechtern; ja sie sind voneinander weit verschiedener als die naturgemäßen zwei Geschlechter, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich nicht miteinander vereinigen können wie diese. Homosexuell (auch konträrsexuell) sind allerdings beide, weil die ihnen angehörenden Personen sich nicht zu dem anderen Geschlechte hingezogen fühlen, sondern zu dem ihrigen, das ihren Gefühlen nach wieder nicht das ihrige, sondern ein anderes ist, weil es eben ganz andere Neigungen hat als das ihrige.

Die dieser Neigung frönenden Männer lieben nur männliche Personen, ebenso wie die normalen Männer Frauen lieben. Ebenso die ihr ergebenen Frauen nur Frauen, ebenso wie die normalen Frauen Männer. Die Urninge, wie sie Ulrichs (s. VII S. 200 ff.) getauft hat, sind auf ihre Lieblinge (die den Dioningen, d. h. den Normalen angehören) ebenso eifersüchtig, wie andere Männer auf ihre Geliebten, ebenso die Urninginnen (auch Urninden) auf ihre Lieblinginnen, wie andere Frauen auf ihre Bräutigame oder Männer.

Im Mittelalter wurden die Äußerungen männlicher Homosexualität (die weibliche war wie noch jetzt straflos) mit dem Feuertode gesühnt. Später strafte man sie gelinder, gewöhnlich mit Gefängnis. Heute sind sie im Westen und Süden Europas straflos, im Norden und Osten nicht; doch werden z. B. in Deutschland nur schwerere Fälle bestraft (nach § 175 des Strafgesetzbuches). Gegen diesen Paragraphen hat sich eine lebhafte Bewegung erhoben, nicht nur etwa von Urningen, sondern von Normalsexuellen in angesehener Stellung, von der Ansicht ausgehend, daß nur Rechtsverletzungen bestraft werden dürfen, also an Homosexuellen genau in denselben Fällen wie an Heterosexuellen (Gewaltanwendung, Kindermißbrauch und öffentliches Aergernis). Denn die wissenschaftliche Welt ist jetzt darüber einig, daß die homosexuelle Neigung eine pathologische, oft auch vererbte Anlage sei, während sie von den ihr ergebenen Personen für eine natürliche Eigenschaft gehalten wird. Von dem ungebildeten Volke werden beide genannten Neigungen einfach als Laster abgetan, während das schmählichste, was zwischen Normalen geschieht, diese Bezeichnung nicht immer erhält.

Natürlich handelt es sich bei Strafen in dieser Sache nur um geschlechtliche Handlungen, die sehr verschieden sind, nicht um die Neigung selbst, die sehr oft einen reinen „platonischen" Charakter trägt, bei den weiblichen Personen natürlich mehr als bei den männlichen. Es fehlt aber bei diesen nicht an leidenschaftlicher Schwärmerei, an glühenden Liebesschwüren des Urnings an den Geliebten; ja es ist die Sehnsucht nach Einführung von Ehen zwischen ihnen geäußert worden; doch sind diese Leute gar sehr unbeständig in ihrer Liebe. Es fehlt ihnen nicht an Genossen von berühmtem Namen (Dichter,

Künstler, Staatsmänner, Feldherren, Monarchen); doch ist man oft nicht einig über die urnische Eigenschaft bei ihnen; denn nicht selten wechselte diese mit Gefühlen für das ewig Weibliche! Es ist überhaupt eine närrische Gesellschaft, aber oft auch eine unglückliche. Das Außergewöhnliche ihrer Eigenschaft macht sie zur Melancholie, geneigt, die schon manchen zum Selbstmorde geführt hat. Dahin leitet aber auch die strafrechtliche Verfolgung. Diese züchtete eine besondere Klasse von Gaunern, Rupfer genannt, die sich in das Vertrauen der Verfolgten einschleichen und sie dann brandschatzen oder verraten. Für ihr Unglück trösten sie sich mit Festlichkeiten, Bällen, bei denen sie mit Vorliebe in weiblicher Kleidung erscheinen und sich weibliche Namen geben. An manchen ist weiblicher Wuchs nicht zu verkennen. Näheres und weiteres lese man bei Moll, Krafft-Ebing, Hirschfeld, Forel, Emil Peters und anderen; man bekommt es aber bald satt. An einer männlichen Prostitution fehlt es leider auch nicht (man sehe Wilhelm Fischer, Die Prostitution, Das Berliner Dirnentum von Ostwald usw.).

Der griechischen Liebe, wie man die mann-männliche nennt, steht die lesbische (so nach der Heimat ihrer angeblichen Erfinderin, der Dichterin Sappho, bezeichnet) als weib-weibliche gegenüber. Zärtlichkeit ist schon unter normalen Frauen üblicher als unter Männern, und wenn nun die Leidenschaft dazu kommt, so wirft sie alles nieder. Die urnischen Frauen und Mädchen halten sich zurückgezogener und sind sich treuer als die Männer. Diesen entsprechend kleiden sie sich gern als Männer und lieben männlichen Sport. Sie „verloben" sich untereinander, d. h. Urninginnen mit Dioninginnen; ja es gibt sogar weibliche Don Juans unter ihnen, die mit Erfolg auf Verführung ausgehen. Das verblüffendste ist aber, daß es in Paris Bordelle für Urninden gibt; die schamlosen und ausschweifenden unter ihnen nennt man Tribaden (Dr. Jaf, Physiologie du Vice-Paris 1903). Diese Art von Liebe hat einem hervorragenden Dichter, M. G. Conrad, den sehr drastischen Roman „Die klugen Jungfrauen" eingegeben (auch hierüber sind Krafft-Ebing, Forel und andere zu vergleichen).

Aber auch dem Verhältnis der zwei natürlichen Geschlechter zueinander fehlt es, noch in unserer Zeit nicht an zum Teil entsetzlichen sinnlichen Ausschweifungen. Ganz ebenso unnatürlich und noch weit empörender als die geschlechtliche Berührung von Menschen gleichen Geschlechts ist der Mißbrauch von Kindern, sowohl des eigenen als des anderen Geschlechts durch Wüstlinge. Wie weit in Paris die Prostitution kleiner Mädchen getrieben wird, zeigen mehrere Beispiele in unserem Buche „Prostitution und Mädchenhandel". Forel sieht auch hierin eine pathologische Anlage; doch dürfte die Sache auch sehr

oft verbrecherischer Natur sein. Daß sie sich indessen auch harmlos gibt, zeigen mehrere Beispiele.

Wohl mehr blödsinniger als bösartiger Natur ist der Exhibitionismus, d. h. die krankhafte Sucht, seine Genitalien öffentlich zu entblößen. Das Schädliche dabei ist das Ärgernis, besonders gegenüber Kindern.

Unnatürliche Erscheinungen im Geschlechtsleben, auch unserer Zeit, sind weiter diejenigen, die als ein Hohn auf die wahre Bestimmung der Geschlechter erscheinen. Dahin gehört einerseits der in der sog. feinen Gesellschaft allgemein übliche Flirt, das Kokettieren zwischen jungen Leuten ohne ernstliche Absicht, ein Treiben, das leicht zu Verführung, Ehebruch und Unglück führen kann, ein gewissenloses Spiel mit der Liebe, wie sie sein soll. Andererseits gehören dahin die liebelosen Ehen, die teilweise zwischen im Alter weit voneinander abstehenden Personen des Geldes oder gesellschaftlicher Rücksichten wegen geschlossen werden, — eine Versündigung gegen den Zweck der Ehe, eine Art anständig aussehender Prostitution.

Sehen die letztgenannten Verhältnisse äußerlich harmlos aus, so wütet dagegen die Bestie im Menschen, wenn er sich von der Leidenschaft blindlings zu Handlungen oder Duldungen hinreißen läßt, die alle Menschenwürde aufheben. Diese Teufeleien treten in unserer Zeit nicht an die freie Luft, treiben aber um so mehr scheußliche Giftblüten im Dunkeln. Zwei solche ekelhafte Neigungen stehen einander als schreiende Gegensätze gegenüber. Der Sadismus, der seinen Namen von dem schamlosen französischen Schriftsteller Marquis de Sade hat, der die Revolution und Napoleons Zeit überlebte, ist eine Verbindung von Wollust und Grausamkeit. Er kommt mehr beim Manne, dessen Opfer das Weib ist, vor als im umgekehrten Falle. Der Täter würzt seine Zärtlichkeit mit Verwundungen und anderen Schmerzzufügungen der Genossin. Der Sadismus ist nach Krafft-Ebing eine angeborene krankhafte Neigung, und Forel stimmt ihm bei. Den Gipfelpunkt des Treibens der Sadisten erreicht der Lustmörder, der auch in unserer Zeit oft auftaucht und leider oft unentdeckt bleibt; er verschont selbst Kinder nicht. Man erinnert sich vielleicht an den Fall Jack des Aufschlitzers in London. Man kennt auch Fälle, in denen sich der Mörder mit der Grausamkeit oder Bluttat begnügt und von ihr völlig befriedigt wird. Besonders entsetzlich ist die Sucht dieser Scheusale, ihre toten Opfer noch zu verstümmeln. Eine andere Abart des Sadisten ist der Leichenschänder, der sein Opfer aus dem Grabe scharrt, mißbraucht und verstümmelt. Nur seltene Beispiele hat man von Sadisten, die sich statt einer Toten an der Statue eines Weibes vergreifen. Daß

der berüchtigte Zopfabschneider ein kleinerer Sadist genannt werden kann, ist wohl nicht zweifelhaft.

Das gerade Gegenteil des Sadismus ist der Masochismus, in dessen Namen der pikante österreichische Schriftsteller Leopold von Sacher=Masoch auf traurige Weise fortlebt. Der Masochist fühlt Wollust im Leiden durch die Hand einer schönen Frau, weitere Gunst begehrt er nicht. Er ist ebenfalls das Erzeugnis einer krankhaften Anlage oder Vererbung.

Beide Ungeheuerlichkeiten hängen eng zusammen mit der in unserer Zeit durch zahlreiche Flugschriften wieder in Erinnerung gebrachten Flagellomanie (Peitschsucht).

Der Flagellant des Mittelalters geißelte sich aus Frömmigkeit; der oder die heutige peitschen oder lassen sich mißhandeln aus Wollust. Dies klingt wie Ironie in einer Zeit, welche die Prügelstrafe aus Humanität abgeschafft hat. Es gibt Anstalten, auch Bordelle, in denen entmenschte Weiber die verrückten Kunden erwarten, die sich geißeln zu lassen Lust haben, und je mehr Blut dabei fließt, desto mehr dafür bezahlen. Die Werkzeuge dazu sind möglichst schmerzhaft (mit Nägeln, Nadeln und dergleichen) eingerichtet; auch verwendet man Stechpalmen und Brennesseln. Haben die Narren davon nicht genug, so stehen auch Nadelstiche zur Verfügung und anderes mehr. Es gibt auch Männer der entgegengesetzten Art, die Dirnen dafür bezahlen, daß sie sich von ihnen peitschen lassen. Es gibt Kaufleute, die ertappten Ladendiebinnen die Wahl lassen, sich der Polizei übergeben oder von ihnen peitschen zu lassen, wofür sie ein besonders eingerichtetes Gestell anfertigen ließen.

Doch genug dieses Wahnsinns und dieser Fühllosigkeit! Die Leser werden nicht erwarten, daß wir sie auch noch zu den Idioten führen, die sich am Vieh vergnügen (Bestialität) oder zu den komischen Jüngern des Fetischismus, der seine Anhänger bewegt, Schuhe, Kleidungsstücke oder andere Sachen von Damen zu sammeln und diese zu Gegenständen ihrer tollen Triebe zu benutzen.

Ob alles dieses in die Kulturgeschichte gehört? Gewiß, auch die Unkultur gehört hinein, wie das Verbrechen in die Rechtspflege, wie das Laster in die Sittenlehre und wie das Häßliche in die Ästhetik.

4. Laster und Torheiten.

Ein nicht geringeres Übel als das Gift der geschlechtlichen Ausschweifungen ist das des Alkoholgenusses. Heute noch waltet der Streit, was gegen diesen wirksamer kämpft, die Mäßigkeit in oder die völlige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. In Deutschland

sind die Anhänger der Antialkoholbewegung mehr jener, in den übrigen germanischen Ländern mehr dieser zugeneigt, während die romanischen und slawischen Länder der Bewegung sehr wenig Teilnahme schenken. Für beide Richtungen lassen sich gute Gründe anführen. Die Abstinenz ist gut gemeint; aber sie traut den Menschen wirklich gar keine Selbstbeherrschung zu; ebensogut gemeint ist die Temperenz; aber sie ist doch nicht sehr sicher gegen Versuchungen, dem Zuviel zu huldigen. Gewohnheitssäufer werden daher offenbar durch die völlige Enthaltsamkeit eher gerettet als durch die Mäßigkeit. Im ganzen scheint die Bewegung auch heute noch auf schwachen Füßen zu stehen; denn wo wir auch immer hinkommen, seufzen die Tische unter Lasten von Bier und Wein. Wo auch der Schnaps dazu kommt, gelangen wir glücklicherweise nicht hin. Aber immer fühlen wir uns mit unserer Limonade sehr einsam, — unter Larven die einzige fühlende Brust! Was sollen wir also berichten? Dem trefflichen, aber (allerdings dem Gegenstande gemäß) sehr trockenen Buche des Schweden Joh. Bergmar (Geschichte der Antialkoholbestrebungen, deutsch von Dr. Kraut, Hamburg 1904) zu folgen, verträgt unser kurzgefaßtes Buch nicht, und so müssen wir uns auf einige besonders hervorstechende Erscheinungen beschränken, die der hier behandelten Zeit angehören.

Amerika ist der „Start" des Wettlaufes gegen den Dämon Alkohol, England seine erste Haltestelle. Am Beginn des Jahres 1903 ist hier ein neues Trunksuchtsgesetz in Kraft getreten. Es schreibt den Wirten die strengste Überwachung der Gäste vor, ordnet die Verhaftung Betrunkener und im Rückfalle ihre Setzung auf eine schwarze Liste an; den darauf Stehenden darf kein Alkohol mehr verabreicht werden. Fortdauernde Trunksucht wird als Scheidungsgrund anerkannt.

Die Sache wird schwerlich durchführbar sein, und wenn doch, ein Vorrecht der vornehmen Trinker begründen, die ja nicht auf der Straße gesehen werden, jedenfalls aber, wie die Abstinenzgesetze in Amerika, Heuchelei pflanzen. Alle solche Maßnahmen sind Halbheiten, wenn ihnen nicht jene gesellschaftlichen und gesundheitlichen Verbesserungen vorangehen, deren Mangel die Schuld an der Trunksucht trägt. Es wird deshalb von Gesellschaften an einer Gasthausreform gearbeitet, die diese Häuser, wie ihr Vorbild in Gotenburg (Schweden) zeigt, der Einzelausbeutung entreißen soll. Der Prediger Mordaunt hat schon 1877 einen derartigen Versuch gemacht, der sich gut bewähren soll (B. A. Z. 1903 Nr. 47). Einen weiteren Versuch wagte 1894 die Birminghamer Wasserwerksgesellschaft für ihre 12 000 bis 15 000 Angestellten und Arbeiter. Ihr großes Gasthaus ist mit Schule, Bibliothek, Lesesälen und Krankenhaus verbunden. Es besteht ferner seit 1897 eine Gesellschaft für Volksgasthäuser, deren sie 18 in

allen Teilen Englands besitzt, die mit Unterhaltungs- und Bildungsräumen verbunden sind. Und so geht es weiter mit guten Erfolgen.

Die Berichterstatterin, der wir bis dahin folgten, Adele Schreiber, sagt (B. A. Z. 1903 Nr. 94), daß ungeachtet Erzeugung und Verzehrung des Alkohols in allen Ländern noch zunehmen, doch der Bewegung gegen das Völkergift ein bedeutender Erfolg, besonders nach der moralischen Seite, blühe. Dies sei besonders auf dem Bremer Kongreß zutage getreten. Nach Bergman begannen die zwischenvolklichen Zusammenkünfte, anfangs „gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“, jetzt gegen „den Alkoholismus“, 1885 in Antwerpen, es folgten 1887 die in Zürich, 1890 in Christiania, 1893 im Haag, 1895 in Basel, 1897 in Brüssel, 1899 in Paris, 1901 in Wien und 1903 in Bremen. Die Reichsregierung unterstützte sie und ließ sich durch Posadowski bei ihr vertreten, so auch Preußen, die Stadt Berlin usw. Leider stand der Streit zwischen Abstinenz und Temperenz im Vordergrund. Namentlich zeigten sich die Abstinenten unduldsam, und das schadet der Sache unberechenbar. Ihr Standpunkt ist ihnen zu einer Art Religion geworden und die Geschichte dieser zeigt, daß allzu scharf schartig macht. Eine Besprechung praktischer Fragen, wie z. B. des Verhältnisses der Bewegung zur Arbeiter-, Wohnungs-, Volksbildungsfrage usw. fehlte gänzlich. Dagegen sprach man über die Entmündigung der Trunkenbolde und über Trinkerheilstätten. Dem Trinkzwang wurde kräftig zuleibe gegangen. Diese verrückte Maßregel wird leider in deutschen Schulen gegen abstinente Schüler angewandt. Es wurde gezeigt, daß der Alkoholismus des Bieres ebenso schädlich sei als der des Branntweins, wofür Baiern und Böhmen als Beispiele angeführt wurden.

Unter den Bünden und Vereinen gegen die Alkoholkrankheit nimmt der Guttemplerorden die erste Stelle ein (s. VII S. 247 ff.). Er hat seine größte Verbreitung in Nordamerika, England, Skandinavien und Norddeutschland; in Südeuropa scheint er unbekannt zu sein. Eine seiner Schöpfungen ist das „Jugendwerk“, eine Vereinigung von Halberwachsenen und Kindern, die für den Bundeszweck herangezogen werden, außer dem Alkohol auch den Tabak zu meiden. Auch das „Blaue Kreuz“, das „Blaue Band“, der Alkoholgegnerverein und andere Gesellschaften gleichen Bestrebens blühen weiter.

In Deutschland und in der Schweiz macht die Bewegung gegen dem Alkohol freilich langsame, aber doch entschiedene Fortschritte (B. A. Z. 1903 Nr. 215). Wohl, weil die mehr abschreckende radikale Richtung wenig beliebt ist. Man ist fern dem Fanatismus, aber auch der Heuchelei der Yankees. Das Deutsche Reich steht in der Bewegung mitten zwischen den fortgeschrittensten Ländern des Nordens und den zurückgebliebensten (Frankreich und Belgien). Das Wirtshaus-

sitzen am Abend, der Stammtisch, ist ein arger Hemmschuh des Fortschritts, in der Schweiz ist dies die maßlose Vermehrung der Wirtschaften mit nur geringer Beschränkung. Teile von Bern und Luzern sind Stätten einer wahren Schnapsseuche unter dem Volke. In der östlichen Schweiz steht es besser. Die Herstellung alkoholfreier Getränke macht dort bedeutende Fortschritte. Dabei spielt zwar das Bier immer noch die Hauptrolle; aber überall ist Limonade feil. Dazu trägt der Sport viel bei, dessen Todfeind ja der Alkohol ist und sein muß. Am 5. Juli hat das Schweizervolk ein Verbot der Einfuhr des Absints genehmigt.

Vor allem aber verurteilt den Alkohol sein Zusammenhang mit dem Verbrechen. Beide halten unwandelbar Schritt miteinander. Ehre der Stadt Chicago, die für jede Bewilligung einer Alkoholwirtschaft eintausend Dollars verlangt. Es war auch bitter notwendig; denn in den ersten zwei Monaten von 1906 gab es dort 28 Morde, 840 Einbrüche und 216 Raubanfälle, — Zahlen, die in dem $1^1/_2$ mal so großen New York nicht erreicht wurde, aber immerhin grauenvoll genug waren.

Wir schließen das Dreigestirn teuflischer Geister der Wollust und der Trunksucht mit dem dritten, der Spielwut. Auf Venus und Bacchus lassen wir den Mammon folgen. Mit dem Spiele ist es ähnlich wie mit dem Trinken. Wer ihm nicht völlig entsagt, bleibt in seinen Krallen. Edle Spiele wie das Schach, werden nicht um schnöden Gewinn gespielt. Das Hauptverderben liegt in den Karten, die zugleich den Geist verblöden und das Geld verschlingen. Einem Geld abgewinnen ist nicht besser als Diebstahl. Die Spielbanken aber sind nur Räuberhöhlen zu vergleichen, und sie sind leider nicht auf Monte Carlo beschränkt, sondern in allen Städten geheim, sogar offen vorhanden. Allerdings ist die Finanzquelle des Fürsten von Monaco der schwärzeste Schandfleck Europas. Ein Geschichtschreiber des Miniaturfürstentums (Gustav Saige) hat es fertig gebracht, die Spielhölle, dieses Mord- und Raubnest, mit Stillschweigen zu übergehen. — Man erfährt nur, daß 1858 „ein Kasino“ von Fürst Karl III. „gnädigst“ gestattet wurde, um dem Ländchen die fehlende Industrie zu ersetzen. Nun, sie ist da, diese „Industrie“ und hat Tausende von Opfern mit leeren Taschen heimgesandt oder auf dem „Friedhofe der Unbekannten“ verscharrt. Ihre „Blüte“ verdankt sie seit 1863 der bekannten feinen Räuberfamilie Blanc, die 1871 ihr Handwerk in Deutschland aufgeben mußte. Näheres über das Treiben in diesem Sündenpfuhl findet man in den Schriften von Fritz von der Elbe, Monte Carlo, und Anton Munsch, Die Sensation von Monte Carlo, München 1905. Daß auch die „feinere“ Prostitution dort „blüht“, ist selbstverständlich.

Nichts anderes als Raub am Volksvermögen sind auch die Lotterien (abgesehen von freiwilligen, d. h. nicht aufgedrungenen Verlosungen zu wohltätigen Zwecken).

Auf ein „ehrwürdiges“ Alter von 155 Jahren schaut das k. k. Zahlenlotto von Österreich zurück, und seine Geschichte ist (B. A. Z. 1899 Nr. 60) zugleich diejenige der leider vergeblichen Versuche, „dieses unseligste aller Glücksspiele“ aufzuheben. Es ist aber durch die von ihm selbst genährte Spielwut der Bevölkerung so fest eingewurzelt, daß es wohl so alt werden wird, wie die Monarchie selbst. Seit 50 Jahren bedauert es die Regierung, verteidigt es aber so wenig als sie dagegen auftritt; denn es bringt ihr Millionen ein, die das verblendete Volk nutzlos zum Fenster hinauswirft. Bis 1895 betrug der Staatsgewinn aus dem Lotto eine Milliarde Gulden (2 Milliarden Mark). Seitdem hat er abgenommen, beträgt aber immer noch jährlich 8 Millionen. Die größte Spielleidenschaft herrscht in der Kaiserstadt und deren Umgebung; je weiter von da entfernt, um so geringer ist sie (Bukowina und Dalmatien). Die Quellen der Spielsucht sind Not und Aberglaube. Außer der staatlichen gibt es noch Winkellotterien in Menge.

Noch viel tiefere Wurzeln als in Österreich hat die Lotterie in Italien. Ihr Ertrag steigt jährlich auf 90 Millionen Lire und darüber; er wächst also, denn 1893 betrug er erst 76 Millionen. Er steigt in der Richtung von Norden nach Süden; Neapel bildet den Gipfel dieser Leidenschaft. Es kommen hier 15,75 Lire auf den Kopf, sonst nur 2,80. Alle Stände und alle Klassen frönen dem Spiel (B. A. Z. 1902 Nr. 235). Auch hier gibt es viele Hunderte von Privatlottos für Arme, die es billiger machen. Der Aberglaube spielt eine große Rolle; ihm liefern Nummern die Madonna im Traum, Mönche und Nonnen im Wachen. Auch genügen dazu beliebige in Erfahrung gebrachte Zahlen, besonders Daten von Unglücksfällen und Verbrechen, sowie die Traum- und Lottoorakelbücher, die dortige gesuchteste Literatur. Man weiß nicht, ist der Schaden an Verstand oder Barschaft der größere. Dieser Gegenstand ist einfach unerschöpflich.

Der Trunksucht ähnlich und ebenso gefährlich wie sie ist der Genuß des Opiums. Neulich hört man, daß in Frankreich dieser „Genuß“ unter der Flottenmannschaft bedenkliche Ausdehnungen annehme und daß in den Seehäfen elegante Säle von Seeoffizieren und deren Freunden dafür verwendet werden. Paris, heißt es, wimmele von Örtlichkeiten zu demselben Zwecke. Der Besuch koste mit allem Zubehör bloß 5 Franken. Um das Gift zu verschleiern, nennt man es Drogue oder Chose. Schauspieler und Gigerl besuchen die Orte besonders. Eigene solche aber gibt es auch für die Damen und

Herren der Gesellschaft, wo man nicht für den Besuch zahlt, sondern Monatsbeiträge von 500 Franken aufwärts zahlt. Es sind auch Bäder damit verbunden. Uns scheint, daß diese Sucht durch aus Ostasien Zurückgekehrte eingeführt ist. Außer diesen aristokratischen Kreisen haben aber auch die Matrosen jene Seuche mitgebracht und verbreiten sie unter den kleinen Leuten.

Eine andere überseeische Einführung ist — das Tätowieren. In London ist es unter den eleganten Damen Mode geworden. Ein Künstler in diesem Fache, Alfred South, befriedigt die schönen Kundinnen, die Lust haben, die „Wilden“ nachzuäffen. Eingeäzt werden die Namen und Bilder der Anbeter, Figuren der verschiedensten Art, sogar ganze Sprüche und Verse. Es hat sich die Sucht auch auf Herren, selbst von fürstlichem Geblüte ausgebreitet.

Eine andere Modetorheit ist die auf teure Blumen bezügliche. Seit dem japanisch-chinesischen Kriege ist das Chrysanthemum so sehr Mode geworden, daß es in Paris zu ungeheuren Preisen verkauft wird. Man hört von solchen bis auf 25 000 Franken für eine schöne Blume, die aber in Amerika schon bis auf 120 000 Franken gestiegen sind.

Ist es wohl mehr ein Laster oder mehr eine Torheit, wenn reiche Leute über alle Vernunft hinaus an Gast- oder Festmählern so große Mengen Speisen und Weine zu sich nehmen, daß Familien für ein Jahr daran genug hätten? Offenbar, nüchtern betrachtet, hat dieser Eß- und Trinkluxus etwas krankhaftes, führt auch zu Krankheiten und muß wieder durch Badekuren gut gemacht werden! Zudem ist er eine Versündigung an der armen Menschheit. Man ißt und trinkt, um zu leben, nicht um zu glänzen und zu prahlen. Wozu dann die kostbaren Toiletten und Schmucksachen feiner Damen? Erhöhen sie den Wert der Persönlichkeit; verdecken sie nicht vielmehr deren Unwert? Vollends verächtlich aber erscheinen Schmucksachen (z. B. goldene Armbänder) an Herren. Wollen sie nicht sagen, daß diese Gigerl nur Talmi sind? Was bleibt davon übrig, wenn der Tod in sein Recht eintritt?

5. Leben oder Tod?

Tod und Leben begrenzen sich vielfach. Den meisten Menschen ist der natürliche Tod beschieden; wir haben ihn daher hier nicht zu berücksichtigen. Dem gewaltsamen Tod durch Verbrecherhände sind wir oben mehrfach begegnet; im übrigen ist er hier nicht zu beachten. Es handelt sich hier nur um außerordentliche Fälle von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit, um Fragen von sittlicher Bedeutung.

Es ist gerade in dieser Beziehung merkwürdig, daß sich bis in unsere fortgeschrittenen Zeit, die soviel das menschliche Leben gefährende Dinge (wie Folter, Inquisition, Hexenprozesse) beseitigt, die soviel geleistet hat, um den Krieg menschlicher zu gestalten, sich ein solcher Rest mittelalterlicher Barbarei hinschleppen kann und darf, wie es der Zweikampf oder das Duell ist, wenn er auch an Häufigkeit und Bedeutung wesentlich abgenommen hat. Die bloße Rauflust hat allerdings mehr und mehr der sog. Korrektheit Platz gemacht; aber die Unsitte dauert fort und fordert heute noch blutige Opfer. So wie die Sache heute steht, wird der Zweikampf in Deutschland lediglich von Offizieren und Studenten aufrecht gehalten, ebenso in Österreich. In den übrigen germanischen Ländern, in Großbritannien, den Niederlanden, Skandinavien und der Schweiz ist er verschwunden. In den romanischen Ländern, wie Frankreich, Italien und Spanien kommt er dagegen außerhalb der genannten beiden Stände häufiger vor als innerhalb, wobei die ihn verdammende, dort herrschende römische Kirche durch ihren Mangel an Einfluß glänzt.

Schlimm ist für das Ansehen der fraglichen Unsitte, daß sie sehr oft zur Posse wird. Sei es, daß zwischen französischen Journalisten stets in die Luft geschossen wird, sei es, daß der Zweikampf die Ehre aufrechthalten oder herstellen soll, während es bei dem Ausgange lediglich davon abhängt, welcher der Kämpfenden der bessere Fechter oder Schütze ist. Was hat es denn mit der Ehre zu schaffen, daß der Beleidigte als entehrt gilt, während nach vernünftig moralischen Begriffen vielmehr der Beleidiger sich selbst entehrt? In dem Falle nun, daß der Beleidigte von dem Verletzer seiner Ehre totgeschossen wird, wo bleibt da irgendwelche Spur von Vernunft, von Sittlichkeit, von Gerechtigkeit? Und wo bleibt diese, wenn der Duellant vom Ehrengerichte zum Zweikampfe gezwungen, hintennach aber vom Kriegsgerichte verurteilt wird? Und wozu? Zu lächerlicher Festungshaft von einigen Monaten. Ist das nicht ein ganzer Rattenkönig von Unsinn?

In unserer Zeit sind diese Fragen wieder lebhaft erörtert worden. Von Dr. Sigismund Freiherr v. Bischofshausen (1903), Sanitätsrat Dr. Konr. Küster (B. A. Z. 1902 Nr. 51), Rudolf Graf Czernin (1904), Kurt Müller (1903) und E. Thesing (1896) sind wackere Schriften mit trefflichen Gründen gegen den Zweikampf erschienen, während diesen Generalleutnant a. D. A. von Boguslawski in mehreren Schriften mit sehr schwachen und doch anspruchsvollen Gründen zu verteidigen gesucht hat, ja in einer weiteren Schrift (Der Ehrbegriff des Offizierstandes, Berlin o. J.) sich befugt erachtet, den offenbaren Mord eines Zivilisten durch einen Offizier, den er beleidigt hat, als vollkommen berechtigt hinstellt, was auch wiederholt geschehen ist.

Alle diese Umstände, die so voll von Widersinn sind, haben eine mächtige Bewegung gegen die in Frage stehende Barbarei und im Jahre 1901 in Wien die Antiduell-Liga ins Leben gerufen, die in allen europäischen Ländern Mitglieder hat, die den verschiedensten Parteien, von der konservativsten bis zur radikalsten, angehören. Es ist dieser Bewegung von menschenfreundlicher Seite gewiß alles Glück zu wünschen.

Die Studentenmensuren, diese veraltete Nachahmung des Zweikampfes, sind in unserer Zeit nicht aus der Dunkelheit hervorgetreten, in die sie ihrem Wesen nach gehören.

Die Soldatenmißhandlungen und andere Verirrungen aufgeblasener und mißratener Glieder des Offizierstandes, die hoffentlich selten sind, haben durch die offenbar aus dem Leben gegriffenen Romane von Bilse („Aus einer kleinen Garnison!") und Beyerlein („Jena oder Sedan?") recht scharfe Beleuchtung erfahren, welche reinigenden Einfluß ausüben dürfte.

Eine Art von Zweikampf ficht der Selbstmörder willkürlich gegen sich selbst aus. Wir halten ihn nicht für normal und seine unbedingte Verurteilung für inhuman. Der Selbstmord ist stets in sozialen Zuständen der Zeit begründet, die den Täter in innerster Seele berühren. Sein Vorkommen in verschiedenen Ländern entstammt nur der sozialen Lage dieser. Für das neue Jahrhundert stehen uns bezüglich dieses Umstandes noch keine Zahlen zur Verfügung. Wir sind nur imstande, die Durchschnittsziffern der zwei letzten Jahrfünfte des vorigen Jahrhunderts (nach Krose, Der Selbstmord im 19. Jahrhundert nach seiner Verteilung auf Staaten usw. Freiburg im Br. 1906) miteinander zu vergleichen. Auf eine Million Seelen zählte im letzten Jahrfünft (das vorletzte steht in Klammern) das Deutsche Reich 202 (211) Selbstmorde. Die größte Zahl unter den Bundesstaaten wies Sachsen-Koburg-Gotha mit 420 (418), die kleinste Elsaß-Lothringen mit 131 (122) auf. Preußen hatte 195 (205), Baiern 134 (135), Sachsen 305 (321), Württemberg blieb gleich mit 165. Von anderen Staaten nennen wir die Schweiz mit 228 (222), Österreich mit 157 (159), Frankreich mit 238 (241), Italien mit 63 (57), England mit 90 (89). Die größte Zahl im übrigen Europa hatte Dänemark mit 220 (249), die kleinste Spanien mit 20 (17). Es ist nicht zu leugnen, daß die katholischen Länder (mit Ausnahmen) eine geringere Selbstmordziffer haben als die protestantischen. Aber hieraus auf den Wert der beiden Konfessionen zu schließen, wäre sehr voreilig. Die katholischen Völker sind verkehrsärmer, sie leiden wenig oder nicht unter den Aufregungen des Tageslärms, sie denken weniger nach, sondern lassen die Geistlichkeit für sich denken, sie haben weniger Bedürfnisse, leben unter einem sonnigeren

Himmel, haben wenig Nebel und fast keinen Winter. Mehr Bildung läßt eben das Leben schwerer fühlen, mehr grübeln. Doch gibt es wieder unerklärte Abstände zwischen nahe verwandten Völkern, z. B. Norwegen mit 55 (65) gegen Schweden mit 151 (144), Holland mit 52 (61) gegen Belgien mit 119 (129) Selbstmordziffer, wo also das Verhältnis der Bekenntnisse das umgekehrte ist. Von außereuropäischen Ländern führen wir an Japan, das mit 179 gleich blieb, und Australien mit 118 (116). Von Amerika fehlen uns leider Mitteilungen.

Gibt es eine Berechtigung zur Tötung? Die Freunde des Kriegs und die der Todesstrafe behaupten es; auch ist sie in der Notwehr gestattet. — Eine andere Frage ist, ob ein unheilbar Kranker mit seinem und seiner Familie Willen durch den Arzt von seinen schweren Leiden befreit werden darf. Es ist dies wiederholt geschehen und verteidigt, aber auch bestritten worden. Das Christentum, nach dessen Lehre Leiden ein Verdienst ist, muß sich natürlich der Verneinung dieser Frage anschließen. Den ferneren christlichen Grundsatz, daß Gott allein über das Menschenleben zu bestimmen habe, lassen wir außer Betracht, da tatsächlich das Christentum gegen Krieg und Todesstrafe nichts einzuwenden, beide vielmehr oft genug begünstigt und befördert hat. Manche Naturvölker töten die Altersschwachen mit ihrer Einwilligung. In China werden und in Indien wurden die Mädchen vielfach im zarten Alter als überflüssig beseitigt.

Unabhängig von weltlichen und geistlichen Gewalten ist es von der Wissenschaft anerkannt, daß der Geburtshelfer, um das Leben der Mutter zu retten, das des Kindes opfern darf. Die Fortschritte der Heilkunde haben diesen Fall wohl zu einem äußerst seltenen gemacht. Dr. med. C. Röder in Darmstadt spricht sich (B. A. Z. 1904 Nr. 130) dahin aus, daß es (im Gegensatze zum Kriege) „eine Tat edelster Menschlichkeit sei, bei einem nur noch vegetierenden verstümmelten menschlichen Körper der Natur zu Hilfe zu kommen und die Auflösung dieses unglückseligen Menschen zu beschleunigen“. Oft bitten solche Kranke ihre Angehörigen und den Arzt flehentlich, ihren Leiden ein Ende zu machen; aber die Befolgung ist nicht möglich, da das geltende Gesetz sie nicht gestattet. Dr. Röder schlägt daher eine gesetzliche Regelung solcher Fälle vor. Vor allem sei, sagt er, die Willenserklärung des Kranken notwendig und die Zustimmung sei von einem ärztlichen Kollegium, was die Krankheit betrifft, und einem juristischen, was die rechtlichen Bedenken betrifft, zu erteilen, Wenn beide einstimmig sind, soll der Wunsch des Kranken auf völlig schmerzlose Weise erfüllt werden.

Diesen Standpunkt, dem edle Menschlichkeit nicht abzusprechen ist, sucht Paul Garin (B. A. Z. 1904 Nr. 148) zu entkräften, indem

er ausführt, daß der Scharfrichter und der Soldat auf höheren Befehl eine Pflicht erfüllen, der Geburtshelfer aber ein noch unbewußtes Leben opfere, um ein wertvolleres zu retten. Auch der in Notwehr Befindliche rettet ein Leben, das seinige. In allen diesen Fällen sei eine Absicht der Tötung nicht vorhanden. Es handle sich bei dem Röderschen Vorschlag um die Übertragung eines Rechtes, und diese sei, was eine Tötung betreffe, nicht gestattet. Bei der Entscheidung über den Tod eines unheilbar Kranken seien Irrtümer möglich; an eine zuverlässige Schätzung des Falles glaubt Garin nicht; schmerzlindernde Mittel hält er für genügend. Noch weitere Bedenken erhebt Garin, die darin gipfeln, daß der Staat, der solches gestattete, nicht mehr christlich wäre. Aber wo gibt es denn heute noch einen wirklich „christlichen“ Staat?

Daß die Frage ihre Bedenken hat, ist nicht zu leugnen. Ihre Lösung gehört aber unzweifelhaft einer fernen Zukunft an.

6. Sittlichkeit und Recht.

Es wäre gewiß ein schönes Ideal der Menschlichkeit, wenn Sittlichkeit und Recht übereinstimmen würden, wenn das, was sittlich ist, auch stets das Recht fände und das, was als Recht gefunden worden, auch sittlich wäre. Das Recht richtet sich aber heute noch nach dem starren Buchstaben des Gesetzes und fragt nichts nach menschlichen Gefühlen. So gibt es immer noch Heloten des Rechts, Klassen von Menschen, die stetig zurückgesetzt werden und nach deren Menschenwürde nicht gefragt wird. Ein Beispiel davon sind die unehelichen Mütter, die von dem Vater ihres Kindes schmählich verlassen wurden. Alle Welt ist mehr geneigt, den Verführer für einen „netten“ Schwerenöter, als die Verlassene für eine des Mitleids werte Person zu halten. Das ist gerade das Umgekehrte von Menschlichkeit. Der Verführer ist ein Schuft, die Verlassene eine Unglückliche. Der größere Fehler ist stets auf der männlichen, als der aktiven Seite. Trotzdem ist man in manchen, namentlich katholischen Gegenden in der Gerechtigkeit so weit zurück, daß man beide Teile für gleich schuldig hält und zu gleichen Teilen wegen „Unzucht“ bestraft. Als ob das Mädchen durch die Geburt und Kindespflege nicht schon genug bestraft wäre! Diese Behandlung ist um so bösartiger, als diejenigen, deren Fehltritte keine Folgen haben, straflos ausgehen und nur die verlassene Mutter, weil hier ein Beweis vorliegt, einer Buße oder gar dem Gefängnis verfällt. Wahre Menschenfreunde arbeiten daran, der außerehelichen Mutter, die immerhin eine Mutter ist und dem Staate einen Bürger oder eine Bürgerin heranziehen muß, den Namen „Frau“

zu geben, was nicht mehr als billig wäre; denn das Unterlassen dieser Gerechtigkeit macht das uneheliche Kind schuldloserweise zu einem Auswürfling der Gesellschaft, was sogar von Leuten, die gut christlich sein wollen, in der Ordnung gefunden wird. Hoffen wir auf gerechtere Zeiten. Sie werden aber nur kommen mit besseren Sitten und erst dann, wenn unsere Nachkommen so weit sind, die Sittlichkeit um ihrer selbst willen zu fördern und nicht aus Nebenrücksichten.

Daß dieses oft genug vorkommt, hat ein Fall gezeigt, in dem Sittlichkeit, Strafrecht, falsche Verschämtheit, Politik, Kunst und Literatur bunt untereinander geworfen wurden. Es ist dies die in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts in der Großstadt Berlin eine Rolle spielende sog. Lex Heinze. Diesen barocken Namen hat sie von einem Straffalle, der 1891 gegen das Kupplerpaar Heinze verhandelt wurde. Dieser Fall brachte solche Greuel der Prostitution an das Tageslicht, daß eine Verschärfung des Strafgesetzbuches in dieser Richtung notwendig gefunden wurde. Ein Entwurf wurde vorgelegt, blieb aber beinahe ein Jahrzehnt lang unerledigt liegen. Die ultramontane Partei war es, die ihn wieder in Erinnerung brachte; ein neuer Entwurf kam zustande und im Januar 1900 zur zweiten Lesung im Reichstage. Die Versammlung war wohl einig in den Vorschlägen gegen die Kuppelei; aber eine Spaltung ergab sich in den von den beiden reaktionären Parteien angeregten Schritten gegen Erzeugnisse der Literatur und Kunst, die von diesen Parteien für unsittlich gehalten wurden, nicht nur gegen das wirklich Schamlose, das bereits geächtet war, sondern gegen alles, was das Geschlechtliche berührte. Gegen diese Absicht verwahrte sich die gesamte schriftstellerische und künstlerische Welt, und mit ihr ging zusammen, was freisinnig oder unabhängig dachte und fühlte. Eine Anzahl von 207 Abgeordneten, den konservativen Oertel und den ultramontanen Roeren an der Spitze, die Mehrheit des Reichstags bildend, vereinigten sich zu einer Übereinkunft. Gegen diese wurde von seiten der freieren Parteien ein Widerstand (Obstruktion) angewandt, der durch viele Abstimmungen, lange Reden und immer neue Abänderungsanträge die Pläne der Reaktion zu vereiteln suchte. Darin waren die Liberalen und Sozialdemokraten einig. So kam man von einem aufs andere und brachte sogar die Geschäfts- und die Strafprozeßordnung in die Sache hinein. So mußte (im März) die Verhandlung vertagt werden. So ging es auch im Mai weiter, und es wurde endlich erreicht, daß die Minderheit den Beschluß einer Vertagung erreichte. Damit war die Sache der Reaktion verloren, und ihre Anhänger sahen sich genötigt, durch Graf Hompesch einen gemäßigteren Antrag einzubringen, „der die nicht streitigen Punkte festhielt und alles übrige preisgab“.

Während dieser parlamentarischen Kämpfe hatte helle Empörung

in allen Kreisen, die nicht einem Glaubenszwange huldigten, Platz gegriffen. In Berlin und München hielt der Dichter Hermann Sudermann flammende Reden gegen die Zuchtrute, die der Dichtung, der bildenden Kunst und der Schaubühne drohte, wogegen er die Rechte der freien Kunst verfocht. Zum Schutze dieser erstand ein Goethebund, in dem sich alles Freie vereinigte und der sich über Nord- und Süddeutschland gegen den „Byzantinismus" verbreitete. Es erschien „Das Buch von der Lex Heinze", herausgegeben von Otto Falkenberg (Leipzig 1900), worin hervorragende Schriftsteller und Schriftstellerinnen die Standpunkte einer freien Kunst und Dichtung klar machten. Es handelte sich dabei vorzugsweise um die Darstellung des Nackten, die von der Reaktion heftig bekämpft wurde, obschon man sogar im streng kirchlichen Mittelalter daran keinen Anstoß genommen hatte und noch heute die Kunstsammlungen des Vatikans keinen nehmen, ja ohne das keine den Menschen darstellende wahre Kunst denkbar ist.

Daß in dem Gesetze betreffend Änderungen im Strafgesetzbuch vom 25. Juni 1900 (§§ 180, 181a und 184a und b) verschärfte Bestimmungen gegen Prostitution und Kuppelei, schamlose Ankündigungen, Schriften und Abbildungen, sowie gegen Mitteilungen aus Gerichtsverhandlungen mit Ausschluß der Öffentlichkeit eingeführt wurden, ist sehr zu begrüßen, aber ebenso sehr auch, daß die schriftliche, bildliche und darstellende Kunst in ihren berechtigten Leistungen geschützt blieb.

Eine Frage von gemischt sozialer, sittlicher und rechtlicher Bedeutung ist auch die der Ehescheidung. Es gibt hier zwei vielleicht gleich verderbliche Standpunkte: den der übertriebenen Erleichterung und den der ebenso zuweitgehenden Erschwerung von Ehescheidungen. In Frankreich war durch den Code civil, ganz wie durch die römische Kirche, die völlige Scheidung mit Gestattung der Wiederverehelichung ausgeschlossen. Die Reformation hat, wo sie siegte, diesen Zwang gebrochen, und in jüngster Zeit hat ihn auch Frankreich abgeschafft. Wo die Zivilehe besteht, ist auch die Scheidung gestattet. Der Roman und das Drama unserer gallischen Nachbaren und in ihrer Nachahmung die Jüngstdeutschen haben in dieser Frage die äußerste Frivolität begünstigt, die zeit- und teilweise sogar zur Mode geworden ist. Wozu sollen aber Eheleute, die einander geradezu unglücklich machen, zur Fortsetzung ihrer Verbindung gezwungen werden? Ein Mittelweg wäre ebenso zweckmäßig, wie schwer zu finden und muß vernünftigen, gerechten und sittlichen Richtern überlassen werden. Es gibt Fälle, die nach Scheidung schreien! Unsere Zeit kennt sie hinlänglich. Wenn der Mann die Frau seiner oder die Frau den Mann ihrer Sinnlichkeit sklavisch unterwirft, die Frau über Dirnentum, der Mann über Sträflingstum in der Ehe klagt (beides Titel neu erschienener

Schriften), — wenn der Mann sich als Urning entpuppt oder die Frau als Urninde und die Natur nach Erlösung jammert — wenn ein Teil dem Saufen ergeben ist, wenn grobe Tätlichkeiten das tägliche Brot sind, wenn der Mann unfähig ist oder die Frau ein törichtes Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt hat, — sind das Ehen oder sind sie es nicht, und sollen solche Mißverhältnisse aufrecht erhalten werden? Was die Menschlichkeit darauf antwortet, kann nicht zweifelhaft sein! Solche Ehen scheiden heißt: Pestbeulen entfernen; sie erhalten ist eine Beleidigung der rechten, treuen, glücklichen Ehen. — Ebenso wie gegen solche Unglücksehen muß sich aber der edle Mensch gegen Scheidungen aus nichtigen Gründen als gegen eine Unsittlichkeit entschieden aussprechen. Leider bewegen sich Romane und Schauspiele oft auf solchen ungesunden Pfaden und verdienen abfällige Beurteilung.

Fünfter Abschnitt.

Die Religionen.

1. Die römische Kirche.

a) Die Päpste.

Einzig auf der Erde steht die unbeschränkte geistige Gewaltherrschaft eines (jetzt sogar gebietlosen) Priesters über eine Viertelmilliarde ergebener Seelen verschiedenster Völker des Planeten, mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit in seinen den Glauben und die Sitten betreffenden Äußerungen seit mehr als acht Jahrhunderten (Gregor VII.) da. Keine Kriege, keine Revolutionen, ebensowenig der Verlust eines Drittels seiner Untertanen durch die Reformation und die Wegnahme seines früheren Fürstentums konnten die gebietende Stellung des geistlichen Despoten in Rom über die Katholizität erschüttern. Freilich darüber gibt keine Statistik Auskunft, wie viele Tausende der für ergeben gehaltenen Seelen der Kirche, in der sie erzogen wurden, nur noch halb oder gar nicht mehr angehören. Denn nur die Wenigsten haben den Mut, ihren Abfall öffentlich zu bekennen.

Der Anbruch der hier behandelten Zeit sah auf dem „Stuhle Petri“ seit 18 Jahren den ersten, der ihn ohne Landbesitz bestiegen, Leo XIII., geb. 1810 als Joachim Vincenz Pecci (VII S. 259 ff.). Er wurde von den Jesuiten erzogen, was ihm sein Lebenlang nahe ging. Sein Biograph Leopold Karl Goetz sagt von ihm (B. A. Z. 1898 Nr. 228), daß seine religiöse Geistesentwicklung keine natürlich aus sich selbst geschaffene, sondern ihm als Autoritätsglaube von außen zugetragen und eingeflößt wurde. Daß er hochbegabt war, ist unbedingt zuzugeben; aber selbständigen Gebrauch hat er nicht davon

gemacht; stets war Thomas von Aquino der Regler seiner Denkart. Seine Briefe verraten „kein eigenes selbständiges Durchdenken der Lehre und Wissenschaft"; seine geistige Tätigkeit war „lediglich rezeptiv". Sein Studiengang war „ein frühzeitiges Einschnüren des Geistes auf das Prokrustesbett der römisch-jesuitischen Geistesrichtung, die ängstlich jeden Hauch dessen, was man Geist moderner Wissenschaft und Kultur nennt, von dem Zögling fern hielt".

Ein höheres Verdienst kommt Leo XIII. zu; er war „der einzige lateinische Dichter von Bedeutung im 19. Jahrhundert". Seine Gedichte sind „Renaissance, zum wirklichen Leben erwecktes Altertum". Bis nahe an sein Ende huldigte er dieser Kunstgattung; sie war das natürlichste in seiner Persönlichkeit. In sämtlichen Versmaßen der römischen Poetik rang er nach dem Lorbeer (Proben s. B. A. Z. 1903 Nr. 62).

Seine prosaische Tätigkeit stand dagegen völlig im Dienste des Dogmas, wenn sie auch in klassischem Latein abgefaßt ist. Sein hauptsächlichstes Bestreben war die Bekämpfung und Verurteilung derjenigen Literatur, die er die unchristliche nannte, d. h. alle dem römischen Glaubenszwang widerstrebende. Er beklagte, daß sich diese Literatur immer breiter mache. Eine Wissenschaft allerdings, die das Christentum und insbesondere das päpstlich-römische nicht über alle anderen Religionen stellt, sondern gleich ihnen untersucht und darstellt, mußte dem unfehlbaren Papste ein Greuel sein. So umfassend sein Blick in der Weltpolitik, in dem Verhältnis der Staaten zur Kirche, so beschränkt war er in allen Dingen, die Wissenschaft und Fortschritt angehen. Gleich dem letzten Kaplan verstan der unter „Freimaurerei" die Gesamtheit aller Gegner des Papsttums und hatte vom wirklichen Freimaurerbunde, gleich der gesamten ultramontanen Presse nicht die blasseste Ahnung. So folgte er denn blindlings seinen Vorgängern, indem er am 20. April 1884 durch das Rundschreiben „Humanum Genus" den ihm völlig unbekannten Bund verdammte. Damit hängt zusammen die Tatsache, daß er den Schwindler Leo Taxil nicht durchschaute, die Bekehrung des Gauners für bare Münze nahm, ihn empfing, alle seine Lügenbücher mit Wohlgefallen las, unbedingt daran glaubte, daß der Teufel in den Logen verkehre und der von Taxil erfundenen Diana Vaughan seinen Segen erteilte. Diese Dinge sind nun eine üble Verbildlichung des Glaubenssatzes von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Man sollte meinen, wenn jemand in Sachen des Glaubens und der Sitten unfehlbar wäre, so sollte er es noch weit mehr in minder wichtigen Dingen sein und sich hüten, an Schwindeleien zu glauben, die von vornherein ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand sind. Leo XIII. war ohne Zweifel an sich, soweit es sich nicht um den Kampf für die Kirche handelte, ein trefflicher Mensch,

der auch von seiner Herde mit Begeisterung verehrt wurde. Ja, man muß heute sagen, daß nach seinem Tode (20. Juli 1903) und dem Regierungsantritte seines Nachfolgers, Pius X., des früheren Patriarchen von Venedig (wo er sehr beliebt war), Giuseppe Sarto, vieles schlimmer geworden, die päpstliche Herrsch- und Verfolgungssucht riesig gewachsen ist. Diese Änderung lag schon in der Luft. Die hochbegeisterte Lebensgeschichte Leos XIII. von Prof. Martin Spahn wurde von einer Seite, die alles auf die Spitze treibt, weil sie den toten Papst nicht als streng jesuitisch hinstellte, eines kirchlichen Liberalismus beschuldigt. Nun, diesen kann bei Pius X. niemand suchen. Der neue Papst ist unbedingt ein Werkzeug der Jesuiten und hat sich in der kurzen Zeit seines Pontifikates als einer der unduldsamsten und gegen jeden freien Gedanken gehässigsten Päpste erwiesen. G. Sarto, dessen Stammbaum bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht, ist geboren am 2. Juni 1835 in Riese, Provinz Treviso, wurde 1850 Kleriker, 1858 Kaplan, 1867 Pfarrer, später Domherr in Treviso, 1884 Bischof von Mantua, 1891 Kardinal und Patriarch von Venedig und am 4. August 1903 Papst.

Nicht aus Sucht, davon zu sprechen, müssen wir der Stellung des neuen Papstes gegenüber der Freimaurerei gedenken, weil, wie bei seinen Vorgängern unter diesem Namen Liberalismus, Gottlosigkeit, Revolution und alles Umstürzende zusammengefaßt werden. Von der wirklichen Freimaurerei wissen sie nichts und wollen sie nichts wissen; aber der Name ist ihnen gar bequem, um als „Wauwau der Kirche" alles Feindliche mit einem Schlage zu treffen. So sieht der Patriarch von Venedig schon 1895 die Freimaurer an der Wühlarbeit, um durch die 25jährige Feier der Einnahme Roms dem ehrwürdigen Greise Leo XIII. und der Kirche Schmach anzutun, und mahnt durch ein Rundschreiben die Geistlichkeit seiner Diözese zu Gebeten für den bedrängten Papst vor dem ausgestellten Allerheiligsten (Marchesan, Pius X. S. 431). Im folgenden Jahre unterstützt er die Liga gegen die Freimaurerei (die der Betrüger Taxil angeregt hatte), beschuldigt diese, gegen den christlichen Glauben und die christliche Moral zu Felde zu ziehen, wohnt allen Versammlungen zur Vorbereitung des Antifreimaurerkongresses zu Trient (in dem Taxil die Hauptrolle spielte), bei, fordert zum Kreuzzuge gegen diese Sekte von „Dunkelmännern" (!) auf und warnt die Jugend vor der schändlichen Bande (ebenda S. 456 f.). Was der Patriarch Sarto zu dem jämmerlichen Scheitern jenes Kongresses und zu der Selbstentlarvung Taxils gesagt, davon erzählt sein Biograph Marchesan nichts.

Die hauptsächlichste Tat Pius X. ist das 60 Seiten umfassende Rundschreiben vom 8. September 1907 „Pascendi dominici gregis" über die Lehren der Modernisten. Diese Bulle richtet sich gegen

die Verfechter von Irrtümern, die sich bereits nicht mehr ausschließlich unter den offenen Feinden finden, nein, zum größten Schmerz und zur Beschämung des Papstes, am Busen und im Schoße der Kirche lauern, und um so gefährlicher sind, je weniger man sie kennt(!). Viele aus der katholischen Laienwelt, ja was noch viel schlimmer ist, sogar aus den Reihen des Klerus setzen unter dem Deckmantel der Liebe zur Kirche, angesteckt von dem Gifte der Lehren, wie sie die Feinde der Kirche vortragen, alle Bescheidenheit beiseite, werfen sich zu Reformatoren der Kirche auf, schließen kühn ihre Reihen zusammen, greifen das Heiligste an Christi Werk an und schonen dabei nicht einmal die göttliche Person des Erlösers selbst, den sie in blasphemischer Frechheit zu einem bloßen armseligen Menschen herabdrücken. Diese Leute rechnet der Papst zu den Feinden der Kirche, ja sie sind schlimmer als alle anderen. Der Papst nennt sie (er sagt: allgemein nenne man sie so) die Modernisten, und in dem Jammertone der ausgezogenen Sätze geht es in tötlicher Langeweile 60 Seiten weit mit endlosen Wiederholungen und mit Hinweisung auf die einzelnen kirchenfeindlichen Richtungen, in einer anscheinend philosophischen Sprache, die aber in Wahrheit die ganze Philosophie, wie in der Scholastik des Mittelalters, der Theologie unterordnet. „In allem, was die Religion betrifft, sagt Pius X., hat die Philosophie nicht zu herrschen, sondern zu dienen (ancillari), sie hat es in vernünftiger (?) Unterwerfung anzunehmen“.

Zu rechten ist mit einer solchen Sprache nicht; es handelt sich hier um himmelweit voneinander abstehende Weltanschauungen, um Freiheit der Forschung hier und Glaubenszwang dort. Die römische Kirche ist eben eine solche, in der das Denken, Lesen und Schreiben verboten ist ohne die Erlaubnis und nähere Bestimmung der Kirchenhäupter. Sie ist daher eine solche, in der selbstdenkende, nach eigener Auswahl lesende und nach dem Bedürfnis ihres Geistes schreibende Menschen nicht verbleiben können, ohne sich der Heuchelei schuldig zu machen. Denn diese Kirche kann, wie sie heute ist, schlechterdings keinen denkenden und freien Menschen mehr befriedigen. Um den gegen die Modernisten gerichteten Anschuldigungen Folge zu geben, verordnet Pius X., daß in allen Diözesen (Bistümern) aus bewährten Mitgliedern des Welt- und Ordensklerus ein Rat eingesetzt werde, der darüber wachen soll, ob und mit welchen Mitteln die neuen(?) Irrtümer weiterschleichen oder verbreitet werden und den Bischof davon in Kenntnis setzen, damit nach gemeinsamer Überlegung Maßregeln ergriffen werden, das Übel gleich in der Wurzel zu ersticken! Diese neue Art von Inquisition zeigt, welche furchtbare Angst die römische Kirche für ihren Glauben hat, der, wie es scheint, an sich nicht stark genug ist, sich gegen den Unglauben zu wehren!

Der Enzyklika gegen die Modernisten sind auf dem Fuße in der „Internationalen Wochenschrift“ geharnischte Erklärungen von den Professoren Paulsen, Meuner, Troeltsch, Hauck, Herrmann und Eucken gefolgt.

Anderseits haben die deutschen Bischöfe in einem Hirtenschreiben ihr volles Einverständnis mit dem Rundschreiben gegen die Modernisten bezeugt und darin erklärt, im nämlichen Sinne wirken zu wollen, wobei sie klagten, daß die Kritik eine Krankheit der Zeit sei und daß selbst Priester sich so weit vergessen, selbst in kirchenfeindlichen Blättern gegen die kirchlichen Einrichtungen radikalste Opposition zu machen. Ja, ja, es muß wirklich weit gekommen sein mit dem Widerstande gegen das römische Unterdrückungssystem! Wie die Wiener „Deutsche Korrespondenz“ erfährt, haben die deutschen Bischöfe jedoch außer diesem zustimmenden Schreiben noch ein zweites nach Rom gerichtet, in dem sie darauf hinwiesen, daß sie gegen die Encyclica Pascendi zwar keine Einwendungen erhoben haben, daß sie es aber für ihre Pflicht halten, den heiligen Stuhl darauf aufmerksam zu machen, daß ein weiteres Fortschreiten auf der durch die Enzyklika eingeschlagenen Bahn bei der Stärke der Reformbestrebungen unter den deutschen Katholiken eine Gefahr für die katholische Kirche bedeuten würde und sie deshalb an den Papst die inständige Bitte richten müssen, nicht durch Maßregelung deutscher Theologen, die das aufrichtige Bestreben haben, mit dem Fortschritte der Wissenschaft in lebendiger Fühlung zu bleiben, das Gewissen von Tausenden und Abertausenden treuer Katholiken zu beschweren. Ob diese Vorstellungen Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten; der Fall Schnitzer zeigt jedoch, daß vorläufig in Rom noch die streng orthodoxe Richtung der Dominikaner die Oberhand hat.

„Die Zukunft des Papsttums“ betitelt sich eine 1906 erschienene Schrift des Universitätsprofessors Bald. Labanca in Rom. Der Verfasser unterscheidet drei Phasen (Zeitläufte) des Papsttums, das königliche, das politische und das religiöse Papsttum. Das königliche ist mit dem Ereignis von 1870 begraben worden. Gegen das politische hat die französische Republik mit der Trennung von Kirche und Staat den ersten Schlag geführt; die anderen bedeutenderen Staaten werden im 20. Jahrhundert nachfolgen und den politischen Einfluß des Vatikans ein Ende machen. Gegen das religiöse Papsttum haben Pius IX. durch die Unfehlbarkeit und Pius X. durch die Modernistenbulle selbst die ersten Spatenstiche getan; in hundert Jahren wird wahrscheinlich der Sprengel des Bischofs von Rom nur noch eine Gemeinde von Unwissenden sein und die übrigen Länder selbständige Kirchen ohne politischen Einfluß haben. Das selbstverdiente Schicksal muß seinen Lauf nehmen.

b) Die Starrheit in der Kirche.

Die Verteidiger der römischen Kirche bestreiten zwar deren Starrheit; denn sie unterscheiden zwischen dem, was die Päpste festgestellt und dem, was sie bisher frei gestellt haben. Jedoch im Grunde ist auch das letztere niemals sicher, unter das erstere gebracht zu werden. Denn auch die unbefleckte Empfängnis Marias und die Unfehlbarkeit des Papstes waren bis auf Pius IX. freigestellt, und eine Menge dessen, was Pius X. als Modernismus brandmarkt, war früher unbehelligt. Es waltet also offenbar die Absicht, nichts mehr freizustellen und allen möglichen Zweifeln den Stempel der Ketzerei aufzudrücken. Der Glaube an wundertätige Bilder und Quellen und derjenige an Reliquien und Wunder der Heiligen sind heute noch freigestellt; wie lange werden sie es bleiben? Es ist sehr leicht möglich, daß über kurz oder lang das Wunder von Lourdes zum Dogma werden wird; schon jetzt sind wenigstens unter den strengen Römern die Sätze des Syllabus den Dogmen gleichgestellt, was weniger Strenge noch nicht zugeben. Auch der Index der verbotenen Bücher könnte noch dogmatisch werden. Nichts im Kreise des Vatikans ist seit der Modernistenbulle noch dogmensicher. Daher kann auch alles dieses unter die starren Dinge in der Kirche gerechnet werden. Schon traut die Kirche den Weltgeistlichen nicht mehr recht, und diese fühlen sich im Innern nicht mehr recht behaglich. In Italien werden ihnen bei Besetzung der besseren Stellen die Mönche vorgezogen, auf die man, wie es scheint, besser zählen zu dürfen glaubt. In Mailand wurde den Herausgebern der reformkatholischen Zeitschrift „il Rinnovamento" die Exkommunikation angedroht; sie erscheint aber weiter. Den französischen Bischöfen verbietet der Papst Versammlungen ohne seine ausdrückliche Genehmigung. Mit Einsetzung der in der Modernistenbulle vorgeschriebenen Zensorenkollegien zur Bekämpfung der modernen Irrtümer hat der Erzbischof von Salzburg den Anfang gemacht. Derselbe Kirchenfürst erklärte in einem Hirtenbriefe vom 2. Februar 1905 in krasser Übertreibung eines sonst nicht gar so materiell aufgefaßten Dogmas: „Der Priester kann Gott nicht bloß auf dem Altare gegenwärtig machen, Ihn im Tabernakel verschließen, Ihn wieder nehmen und den Gläubigen zum Genusse reichen; er kann sogar Ihn, den menschgewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer darbringen. Christus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu willen. Christus hat dem katholischen Priester über Sich, über Seinen Leib, Seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben

und leistet dem Priester Gehorsam." Ist das wohl mehr Fetischismus oder mehr Blasphemie? Wo bleibt der allmächtige Gott, wenn der Pfarrer mächtiger ist als er? Dazu paßt folgende von Professor Ludwig Wahrmund in Innsbruck veröffentlichte Stelle: „Maria hatte schon den freien Gebrauch des Verstandes, bevor sie das Licht der Welt erblickte, im Schoß ihrer Mutter Anna. Wir dürfen annehmen, daß sie noch ungeboren schon weit mehr von Gott wußte und vom Jenseits, von des Menschen Ziel und Ende, von den Mitteln, das Ziel zu erreichen, als die größten Geister nach jahrelangem Denken, Studieren und Beten wissen." Ist auch Professor Wahrmund gegenwärtig der bestgehaßte Mann in den Augen der römischen Kurie, so kann doch seine bedeutende Kenntnis der römischen Lehre nicht in Zweifel gezogen werden, und zwar um so weniger, als jene Stelle mit der offenbar im Werke stehenden Vergöttlichung Marias genau übereinstimmt. Die Mutter Jesu wird bekanntlich in südromanischen Ländern als Madonna höher verehrt als Gott selbst und ihr Sohn, und bei dem Volke in anderen katholischen Ländern beinahe ebenso hoch, und zwischen ihrer Verehrung und einer Anbetung ist wahrhaftig beinahe kein Unterschied. Was soll man aber sagen, wenn der Professor und Doktor der Theologie Jos. Pohle in Breslau als Mitarbeiter des großen Werkes „Die Kultur der Gegenwart" in dem von ihm verfaßten Beitrage „Christlich-katholische Dogmatik" im Abschnitte „Mariologie" (S. 514) sagt: „Die dogmengeschichtliche Entfaltung der Gnadenfülle (Marias) hat zur Anerkennung von vier Privilegien geführt: unbefleckte Empfängnis, persönliche Sündenlosigkeit, ewige Jungfrauschaft, leibliche Himmelfahrt. Während mit Bezug auf die drei ersten Gnadenvorzüge die Akten geschlossen sind, ist das letzte Wort über die Himmelfahrt noch nicht gesprochen. Tiefere Untersuchungen sind im Gange(!)." Wahrlich, wenn die Untersuchung über die Himmelfahrt Marias ebenso gründlich geführt wird wie die über ihre unbefleckte Empfängnis, so ist es für die römische Kurie eine Kleinigkeit, auch ihre Himmelfahrt (gleichviel ob jemand versteht, was für eine Fahrt und wohin damit gemeint ist) zum Dogma zu erheben, und die ultramontane Presse wird Jubelhymnen anstimmen. Offenbar gilt doch die Himmelfahrt Jesu als Beweis für seine Gottesebenbürtigkeit; logischerweise wird Maria durch Anerkennung ihrer Himmelfahrt tatsächlich zur Göttin erhoben, wenn sie auch klugerweise nicht so genannt wird. Wir sind nur darüber erstaunt, daß der katholische Pfarrer Vinc. Wilburger in Ebnit (Vorarlberg) es wagt (Bregenz 1907), die von allen streng Gläubigen als wahr betrachtete Legende von der Übertragung des Hauses Marias aus Nazareth nach Loreto in Italien als unwahr hinzustellen. Ist er denn so sicher, daß diese Legende nicht noch einmal Dogma wird? Jedenfalls Ehre

seinem Mute! Lebt er ja in einem erzbigotten Ländchen, wo in dem Jesuitenstädtchen Feldkirch die Klerikalen eine Studenten- (d. h. Gymnasiasten-) verbindung gegründet haben, die unter dem Namen „Gebetsapostolat“ verpflichtet ist, täglich eine bestimmte Menge von Gebeten zu leisten und monatlich zur Beichte und Kommunion zu gehen. Monatlich wird auch ein neuer Gebetspatron und eine neue „Gebetsreimung“ aufgestellt, z. B. für den günstigen Ausfall einer Wahl oder für die Bekehrung der Ketzer usw. Die Knaben werden auch über ihre künftigen Wählerpflichten (d. h. klerikale) unterrichtet. Überhaupt sieht es in Österreich schön aus, und alle Bedingungen sind dort zu einer kräftigen päpstlichen Provinz vorhanden. Wer die Dinge dort näher kennt, wird uns recht geben.

Die Klerikalen sind sehr geschickt in dem Beginnen, sich der Jugend zu bemächtigen. Schwierig ist dies auch nicht. Die meisten, bei denen es geschieht, stammen aus bigotten Familien und wagen es nicht, sich diesen entgegenzustellen. Im übrigen tut das Ihrige der kirchliche Pomp mit seiner allerdings fesselnden Musik und die Angst vor der Hölle.

Katholische Universitäten sind an sich ein Unding. Die Wissenschaft, außer der Theologie, kennt kein Bekenntnis; aber die Theologie soll ja eben die übrigen Fakultäten beherrschen und in ihren Bann zwingen. So wurde von der klerikalen Regierung des schweizerischen Kantons Freiburg 1889 die dortige Universität gegründet, die sich zwar nicht katholisch nennt, es aber ist. Schon im Jahre 1897 wurden dort acht katholischen und reichsdeutschen Professoren die Zustände unerträglich und zwangen sie zum Rücktritte von ihren Stellen (B. A. Z. 1897 Nr. 290). Eine ähnliche Gründung in Salzburg ist noch nicht zustande gekommen, obschon die Bedingungen dazu dort vorhanden wären und 1904 bereits die 31. Hauptversammlung des Vereins für Gründung einer katholischen Hochschule gehalten wurde, wobei Dr. Schädler die nichtkatholische deutsche Wissenschaft als vergiftet erklärte (B. A. Z. 1904 Nr. 30).

Den Gedanken katholischer Hochschulen (im wahren Sinne des Wortes) schließt schon der Index der verbotenen Bücher aus, den im Jahre 1900 Leo XIII. neu hat herausgeben lassen und den der Jesuit Jos. Hilgers mit einer Geschichte des Index neu bearbeitet hat. In seinem Buche (1904) umfaßt der Index 60 enggedruckte zweispaltige Seiten mit gegen viertausend Nummern oder etwa 5000 Büchern von 108 Schriftstellern (davon sind etwa 1300 im 19. Jahrhundert verboten). Eine Menge Bücher, die wir kennen und die es mehr verdienen, würden darin zu stehen, als viele andere, sind nicht darin genannt, — weil man in Rom nichts von ihnen wußte. Man könnte also bequem romfeindliche Bücher lesen, ohne sich gegen den Index zu versündigen. Rom hilft sich aber damit, die

Anzeige solcher schädlicher Bücher zu ermuntern und den Geistlichen ihre Wegnahme bei Pfarrkindern zu gestatten. Die Verfasser, Leser, Drucker, Verbreiter und Verteidiger gebrandmarkter Bücher verfallen der Exkommunikation, — wenn sie nämlich katholisch sind! In neuester Zeit (1906) hat die Setzung des gutkatholischen, aber reformfreundlichen Romans von Ant. Fogazzaro, „Der Heilige" (il Santo) und seiner Übersetzungen (zuerst in der katholischen, aber für Rom viel zu freien Zeitschrift „Hochland") auf den Index Aufsehen erregt. Dazu haben besonders die wütenden Angriffe des Jesuiten Alexander Baumgartner in den „Stimmen aus Maria Laach" gegen das Buch beigetragen (B. A. Z. 1906 Nr. 90).

Die Jesuiten haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts so „beliebt" gemacht, daß es keinen ganz oder teilweise katholischen Staat auf beiden Halbkugeln der Erde gibt, der sie nicht einmal hinausgejagt hätte; freilich sind sie in einige Länder wieder zurückgekehrt. Ganz gelang es ihnen in Deutschland nicht. Hier erhoben die reichsfeindlichen Parteien (Zentrum mit Polen und Sozialdemokraten) um die Wende der Jahrhunderte einen Ansturm gegen das Jesuitengesetz von 1879. Dieses hatte in § 1 den Jesuiten die Errichtung von Niederlassungen, die Abhaltung von Volksmissionen und jede andere Tätigkeit in Kirche und Schule untersagt und in § 2 die Bundesregierungen ermächtigt, den ausländischen Ordensmitgliedern den Aufenthalt zu verweigern. Im Reichstage wurde dieser § 2 wiederholt aufgehoben erklärt; aber die Maßregel erhielt erst Kraft, als der Bundesrat am 8. März 1904 seine Zustimmung erteilte. Die Jesuitenfreunde haben also nur einen unbedeutenden Erfolg errungen; ihr verehrter Orden bleibt als solcher nach wie vor aus dem Reiche verbannt.

Im übrigen hat sich die Gesellschaft Jesu nicht viel verändert. Im Jahre 1906 zählte sie 15 564 Mitglieder. Nach der jesuitischen Welteinteilung zählen die Assistenzen Deutschland und Frankreich (wo sie nicht wirken dürfen, 4336, Spanien 3414, Italien 1922, England und Nordamerika 2804 Mitglieder. Natürlich halten sich diese, wo sie sich nicht niederlassen können, über der Grenze auf, die Deutschen z. B. in Holland, die Franzosen in Belgien. Der am 8. September 1906 an die Spitze des Ordens gestellte General ist ein Deutscher, Franz Xaver Wernz aus Rottweil in Württemberg, ein entschiedener Anhänger der Lehre von der Oberherrschaft des Papsttums über alle Staaten der Erde. Einen politischen Einfluß hat der Orden nur in Österreich-Ungarn, Belgien und Spanien. Als Schulorden ist er in England und Nordamerika unter den dortigen Katholiken tätig. Sein früherer Glanz in der Eigenschaft von Staatsmännern, Beichtvätern, Predigern und Volksmissionären ist erloschen oder verblaßt. Mehr Macht, fast unumschränkte, übt er in der ultramontanen Presse

und am päpstlichen Hofe aus. In der Wissenschaft und Literatur ist er auf allen Gebieten überholt, soviel Anstrengungen er auch durch seine Maria Laach-Stimmen macht, sich wieder zur Geltung zu bringen. Der kritischen Wissenschaft steht er als unbedingt päpstliche Anstalt natürlich feindlich gegenüber und wird auch von ihr ehrlich gehaßt (vergl. Boehmer, Die Jesuiten, Leipzig 1907). Sein Moralsystem hat sich durch Gury und Lehmkuhl und andere überall verächtlich gemacht; kein ehrlicher Mensch kann seinen Probabilismus billigen.

Als weibliches Gegenstück steht neben dem Jesuitenorden die Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu (Dames du Sacré Coeur). Sie verehrt die „frommen Väter" als ihre Gründer und Beschützer und widmet sich neben der Andacht zum heiligen Herzen der Erziehung katholischer Mädchen zu bigotten und einflußreichen Damen. Schon 1545 gründete Isabella Rosela aus Barcelona den Orden der Jesuitinnen, den Loyola selbst leitete. Den heutigen Namen gaben sie sich 1794, um den aufgehobenen männlichen Orden zu ersetzen. Die wieder eingesetzten Jesuiten wurden ihre Beichtväter (B. A. Z. 1900 Nr. 168—170).

c) Die Bewegung in der Kirche.

Bewegung muß der römischen Kirche als solcher fremd sein. Wiederholt ist von ihrer Seite erklärt worden, daß ihr Inhalt unveränderlich, von vornherein gegeben, weil vom heiligen Geiste geoffenbart sei, welche Tätigkeit des heiligen Geistes indessen notwendig wiederholt werden muß, seitdem es einen unfehlbaren Papst gibt, der neue Dogmen einführen oder vielleicht eher schon früher geglaubte Dinge zu verbindlichen Dogmen erheben kann. Sonach ist der Begriff der Offenbarung doch nicht so sicher festgestellt. Noch jetzt ist man über den Sinn mancher Stellen der angeblich geoffenbarten Bibel nicht einig; und ob, wenn ein Gegenstand bisher freien Glaubens plötzlich verbindlich erklärt wird, dieser dann erst geoffenbart wird oder es insgeheim schon war, ist keineswegs klar. So haben sich denn auch im Laufe der Zeit manche früheren Ansichten selbst auf Seiten der römischen Kirche verändert, ja sogar in einem Sinn, dessen Träger früher verbrannt worden wären. Galilei wurde eingekerkert und zum Widerrufe gezwungen, und in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gestand das Papsttum zu, daß die Erde um die Sonne kreise. Noch in der letztgenannten Zeit verfocht Professor Buß in Freiburg im Br. die wörtliche Wahrheit der mosaischen Schöpfungsgeschichte, und wenige Jahrzehnte später erklärte der Kardinal Wiseman, die Schöpfungstage könnten Jahrtausende gewährt

haben. Ja, in unseren Tagen bestritten katholische Theologen, so z. B. der Professor der katholischen Kirchengeschichte in München, Dr. Alois Knöpfler in einem Vortrage zugunsten des Albertus Magnus-Vereins, daß die Offenbarung andere als religiöse Wahrheiten vermittele, z. B. sich auf die Naturwissenschaft erstrecken wolle (B. A. Z. 1904 Nr. 45). Nach der Modernistenbulle dürfte er dies nicht mehr sagen. Dies gilt auch von dem Falle des Jesuiten Pater Erich Wasmann. Als Darwin auftrat, wurde seine Abstammungslehre von der katholischen Kirche wie von der protestantischen Orthodoxie mit Abscheu zurückgewiesen. Jetzt gibt Wasmann diese Lehre teilweise zu, nur schade, daß er ihr den Kopf, die Anwendung auf den Menschen, und den Fuß, die Urzeugung der organischen Wesen, abschneidet. Bekannt ist die von ihm selbst veranlaßte „Redeschlacht" in Berlin, worin diese Verstümmelung des Darwinismus am 18. Februar 1907 von zehn Naturforschern und einigen anderen Gelehrten entschieden zurückgewiesen wurde (vergl. Prof. Plate, Ultram. Weltanschauung und moderne Lebenskunde. Jena 1907).

Unter den Männern, die als gute Katholiken es wagten, gegen Übelstände in der römischen Kirche aufzutreten, muß vor allen Franz Xaver Kraus, Prof. der Kirchengeschichte in Freiburg in Br. (geb. 1840) genannt werden, der in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in der „Allgemeinen Zeitung" unter dem Namen „Spectator" eine so kühne Kritik an den römischen Zuständen übte. Nachdem er diese vortrefflichen, jeden Monat erscheinenden Aufsätze (von Berlin, Paris, New-York u. a. aus) Mitte 1899 abgeschlossen hatte, starb er als gebrochener Mann am 28. Dezember 1901 in San Remo an der Riviera.

Nach Kraus ist zunächst Hermann Schell, Professor der Apologetik in Würzburg (geb. 1850, gest. 31. Mai 1906) zu nennen. In seiner als Rektor der dortigen Hochschule 1897 verfaßten Schrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" begründete er in seinem hohen Idealismus den in diesem Titel liegenden Gedanken damit, daß von der vollen christlichen Wahrheit naturgemäß der lebendigmachende Geist steter Vervollkommung auf allen Gebieten der menschlichen Kultur hervorgehe. In dieser Schrift, wie in seinen vorangegangenen größeren Werken bestrebte er sich, die Theologie rein philosophisch aufzufassen, und diese Auffassung war, obschon der modernen Philosophie entgegengesetzt, geistvoll, aber nicht nach dem Sinne Roms und der Jesuiten. Daher kam 1898 seine „Dogmatik" auf den Index. Feurige Geister erblickten in dem Gemaßregelten einen Reformator, und er hätte es werden können; aber obschon von seinen Gegnern gehaßt, entschloß er sich anders und erklärte am 27. Februar 1899 öffentlich vom Katheder vor einer ungeheuren

Zuschauerschar seine Anhänglichkeit an die Kirche. Da dies mißverstanden wurde, unterwarf er sich am 1. März ebenso öffentlich dem Spruche Roms „aus Gehorsam und Verehrung“, ohne noch die Gründe seiner Verurteilung nur zu kennen („Hermann Schell“, von Franz X. Kiefl, Mainz 1907). Dies hat die milde Seele gebrochen. Seine Ruhe aber gönnte ihm die berüchtigte „Hyäne“, der Wiener Dogmatiker Ernst Commer, Thomist und römischer Prälat, nicht und warf ihm ein gehässiges Pamphlet nach, wofür er von Pius X. höchlich belobt wurde (B. A. Z. 1907 Nr. 107). Auch als Schells Kollege, Dr. Sebastian Merkle, Prof. der Kirchengeschichte in Würzburg, ihm am 11. Juli 1900 eine Trauerrede hielt, schleuderte Commer eine Widerlegung gegen diese und gegen Schells Werke, die aber nur eine Schmähschrift war. Derselbe Merkle kämpfte auch im Namen des konfessionellen Friedens für die Aufrechthaltung der sowohl von Freidenkern als von Zeloten (die aus begreiflichen Gründen die Erziehung der Theologen an Seminarien vorziehen) für die Erhaltung der theologischen Fakultäten.

Das nächste deutsche Opfer des Vatikans war der Professor der Theologie Albert Ehrhard in Straßburg, der sich des Verbrechens schuldig machte, in der Münchener „Internationalen Wochenschrift“ (Januar 1907) an der Modernistenbulle eine mißfällige Kritik auszuüben, die im Vatikan „wie eine Bombe einschlug“. Das Schlimmste war, daß er in diesem Aufsatze die Ausdrucksweise Pius X. zu dessen Nachteile mit derjenigen Leos XIII. verglich. Er sagte z. B.: „Durch die Encyklika entsteht die unmittelbare Gefahr, daß jeder Willkür Tür und Tor geöffnet werde ... Wie sollen wir unsern Kollegen gegenüber Maßregeln rechtfertigen oder ihnen auch nur plausibel machen können, die in einem so schreienden Widerspruche mit der allgemein gültigen Auffassung des Lehramts an der Universität, mit dem sittlichen Empfinden von Dozenten und Studenten, mit der persönlichen Ehre des katholischen Theologieprofessors stehen, wie einzelne der Bestimmungen über das Zensorenwesen, das ganze Institut der Aufsichtsbehörde, der zur Pflicht gemacht wird, bis in die Vorlesungen hinein zu dringen, praktisch gesprochen, Denunzianten unter den Theologiestudenten zu gewinnen, und die daher den katholischen Theologieprofessor unter geistige Kuratel stellt. Ich mag die harten, eines seiner Kirche von Herzen ergebenen Katholiken tief beschämenden Urteile über diese Maßregeln nicht wiedergeben, die man oft genug vernehmen kann; ich gestehe aber, daß ich sie nicht als unberechtigt zurückzuweisen vermag.“ — Ehrhard, der doch in seiner Schrift: „Katholisches Christentum und moderne Kultur“ manch freies Wort zur Annäherung beider gesprochen hat, sah sich leider veranlaßt oder genötigt, zu widerrufen. Nicht so (bisher) der bairische Landpfarrer

Wurzberger in Klenkheim, der in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ in gleicher Weise wie Ehrhardt offen gegen die Bulle auftrat und das geplante Überwachungssystem geißelte, das jedem Manne von Charakter und Ehrgefühl die Schamröte ins Gesicht treibe und jeden Gebildeten mit Notwendigkeit auf die Seite der Gegner des neuesten offiziellen Katholizismus dränge.

Ein anderer bairischer Pfarrer, Grandinger, hatte den Mut, sich von der liberalen Partei in die Kammer wählen zu lassen und dem Verbote des Bischofs von Bamberg v. Abert, mit dieser Partei zu stimmen, zu trotzen.

In Bonn hat der katholisch-theologische Professor Dr. Heinrich Schrör eine Flugschrift veröffentlicht, in der er die unter der Herrschaft des Erzbischofs Fischer von Köln an seiner Fakultät bestehenden Zustände, z. B. die Rückständigkeit der aufgezwungenen Lehrmittel scharf beurteilt. Zur Strafe dieser Keckheit hat Kardinal Fischer den Studierenden der katholisch-theologischen Fakultät den Besuch der Vorträge Schrörs verboten. Die Studenten von Bonn, mit Ausnahme der konfessionellen Verbindungen, beschlossen, dem gemaßregelten Professor einen Fackelzug zu bringen und erließen einen Aufruf, an die Mitstudierenden, die Vorträge Schrörs fleißig zu besuchen. Schrör lehnte den Fackelzug ab und stellte seine Vorträge ein. Seine Kollegen aber blieben dem Empfange des Bonn besuchenden Erzbischofs fern.

Ähnlich sind die Vorgänge in München bei Anlaß des Falles Schnitzer. Dieser Professor an der theologischen Fakultät hatte sich, wenn auch noch so harmlos, in der „Internationalen Wochenschrift“ über kirchliche Dinge geäußert, namentlich den römischen Prälaten ihren Widerwillen gegen die historische Wissenschaft und ihre Überhebung gegenüber den Universitäten vorgeworfen und die Geschichte Jesu historisch betrachtet, ohne die Dogmen anzugreifen. Dafür verbot sein Bischof den theologischen Hochschülern den Besuch seiner Vorträge. Schnitzer wurde von den freigesinnten Studenten gefeiert, stellte aber seine Vorträge ein; widerrufen hat er nicht.

Überall die zitternde Angst und weibische Furcht vor dem freien Gedanken! Überall die Ohnmacht des Glaubens, sich gegen Zweifel zu behaupten, ohne Zwangsmaßregeln zu ergreifen!

Aber umsonst sind diese! Sie werden von allen Selbstdenkenden verlacht und bleiben ohne Eindruck. Überall schreitet der freie Gedanke vorwärts, und der Glaubenszwang weicht zurück. In Deutschland ist der entschiedenste katholische Reformkämpfer Dr. Josef Müller in München, der als Weltlicher vor der Geistlichkeit mit keiner Maßregelung bedacht werden konnte, wohl aber wegen seines Buches „Der Reformkatholizismus“ (Zürich 1899) auf den römischen Index kam,

was ja nur ehrenvoll für ihn ist. Auch in seiner Zeitschrift „Die Renaissance“ kämpft er für die Reformsache, wenn auch gegenwärtig noch ohne den verdienten Erfolg. So erhebt sich in unseren Tagen ein Denkender um den anderen und nur wenige weichen, nicht aus Überzeugung, sondern aus Scheu vor Aufsehen und schlimmen Folgen zurück. In Frankreich ist die Trennung von Kirche und Staat vollendet. In Italien überwiegt der Staatsgedanke dem Kirchenzwang. Selbst in Spanien und Belgien regt sich Widerstand gegen den römischen Despotismus. Am überraschendsten aber ist wohl, daß selbst im katholischen Irland sich ein freierer Geist zu erheben beginnt. Wie der Irländer Michael Mac Carthy erzählt (B. A. Z. 1901 Nr. 192), hat sich in den letzten fünf Jahren des 19. Jahrhunderts unter den irischen Katholiken immer mehr der Gedanke befestigt, daß ihr Unterdrücker nicht England sei, sondern der Hochmut, die Habgier und der Unverstand ihrer eigenen Geistlichkeit. Die grüne Insel verarmt und entvölkert sich, weil dies Laientum vom Klerus, von den stetig zunehmenden Klöstern und den unumschränkt regierenden Bischöfen bedrückt und ausgesogen wird. Das befremdende dabei ist, daß diese geistlichen Herren von der protestantischen englischen Regierung unterstützt und beschützt werden, ohne daß die Regierung die wahren Verhältnisse kennt. Während der nordöstliche Teil der Insel, wo die Protestanten die Hauptrolle spielen, blüht und gedeiht, ist im katholischen Süden und Westen, der doch Rechtsgleichheit besitzt, alles wie tot. Ein Zehntel der Bevölkerung besteht dort aus Geistlichen. Sie arbeiten nichts und bringen nichts hervor, leben aber gut und bereichern sich mit Messelesen und Beichtehören. Man denke: auf nicht viel über drei Millionen ist die katholische Bevölkerung zusammengeschmolzen und muß erhalten: einen Kardinal, 3 Erzbischöfe, 25 Bischöfe, 2722 Weltgeistliche und 3—5000 Mönche verschiedener Orden (auch Jesuiten), dazu noch Nonnen in unbekannter Zahl, die nichts tun als beten. Die Schule ist in diesem unglücklichen Lande nichts als ein Anhängsel der Kirche und die Lehrer Diener der Geistlichen. Das Volk ist und bleibt unwissend. — Weit mehr als dem Landbesitzer an Zinsen und der Regierung an Steuern muß der gemeine Mann der Kirche an Gebühren aller Art, der Schule, die nichts leistet, an Schulgeld und dazu noch Peterspfennige nach Rom zahlen, alles unter Drohungen mit der Hölle, bis er nichts mehr hat. Der Pfarrer ist ebenso unumschränkbar Herr in der Gemeinde wie der Papst in der Kirche. Über die Unterstützungen der Regierung (mehr als eine Million Pf. Sterl. jährlich) verfügt die Kirche selbstherrlich. Dem Lehrer gibt der Pfaffe davon so viel er will und setzt ihn ab, wenn es ihm gefällt. Dabei verroht und verdummt das gut klerikale Volk!

Gegen diese Zustände empört sich Mac Carthy und ruft nach Abhilfe. Sein Buch hat im britischen Reiche ungeheures Aufsehen erregt und starke Verbreitung gefunden. Es wird aber schwer halten, einen solchen Augiasstall auszumisten!

In anderen, weniger von den Mittelpunkten der Bildung abgelegenen Ländern ist wohl mehr Hoffnung vorhanden. In Italien ist das Andenken an den freigesinnten Katholiken Antonio Rosmini noch frisch erhalten. Es werden zur Feier seiner Gedenktage noch stets Versammlungen abgehalten, so 1897 zum hundertsten Geburtstage, der Fr. X. Kraus beiwohnte; eine Bewegung, die sich auch in Fogazzaros Santo widerspiegelte, ist im Fortschreiten begriffen; daß sie katholisch bleiben und nicht protestantisch werden will, ist in den Landesverhältnissen begründet. Daß in Deutschland der von Kraus ausgegangene Gedanke, den katholisch-theologischen Fakultäten die freie Forschung zu erkämpfen, neuerdings wieder auflebt, haben oben Beispiele gezeigt, die mehr Erfolg hätten, wenn die Regierungen nicht in Verehrung des Papsttums ersterben würden. In einem Artikel der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1902 Nr. 26) heißt es: „Die geistig höchststehenden Katholiken knirschen mit den Zähnen gegen die ihnen auferlegte unwürdige Lage, fühlen sich aber den Verhältnissen gegenüber machtlos. Ein Redemptoristenpater aus Wien klagt (a. a. O.) bei Anlaß des Streites über ein Werk von Ehrhard, daß „die Geister im katholischen Lager sich mehr und mehr in eine liberale und eine antiliberale Richtung scheiden. Nur schade, daß auf der anderen Seite geklagt wird, daß nirgends ein katholischer Fürst oder Staatsmann zu sehen ist, der die katholische Reformbewegung zu schützen gedächte, ja vielmehr die römisch gebildeten Kleriker, welche grundsätzlich die staatlichen Rechte bestreiten, vom modernen Staate den höher gebildeten Reformern vorgezogen werden. In den romanischen Ländern Italien, Frankreich und Belgien hat sich die katholische Reformpartei den Namen der christlichen Demokratie (im Gegensatz zum autokratischen Papsttum) beigelegt. In Frankreich lassen sich die Bischöfe durch die Drohungen der „guten Presse" nicht so leicht einschüchtern wie leider die deutschen. In diesem katholischen Lande hat es die ultramontane Presse so wenig als die Politik derselben Partei zu jener Allmacht und zu jener Schreckensherrschaft gebracht, unter denen in Deutschland Bischöfe, Geistliche und Weltliche, sogar gewisse Regierungsblätter leiden (B. A. Z. 1902 Nr. 124). Die freie Schule hat dort endlich gesiegt, während sie (die Volksschule nämlich) bei uns unter dem Bakel ultramontaner und lutherisch-orthodoxer Geisteskunechte im sog. Religionsunterrichte mit mechanischer Katechismusquälerei mißhandelt wird, worin Preußen, wie in aller Reaktion vorangeht. Daß aber Rom in Frankreich

die selbstdenkenden katholischen Schriftsteller ebenso maßregelt wie die deutschen, zeigt der Fall Alfred Loisy und noch andere. Fünf Schriften von Loisy wurden Ende 1903 vom römischen Inquisitionsgerichte auf einmal verurteilt. Dem Abbé Houtin ging es nicht besser. Gründe wurden nicht angegeben. Diese Maßregeln werden nur dazu dienen, die verurteilten Schriften weiter zu verbreiten (B. A. Z. 1904 Nr. 37).

Noch manche andere Zeugnisse eines „liberalen" Katholizismus könnten wir nennen; aber wir mußten uns auf die Fälle beschränken, die Aufsehen hervorgerufen haben. Es bleibt uns nur noch übrig, die Erscheinungen, die gegen Rom an den Tag getreten sind, aber sich vom Papsttum getrennt haben, kurz zu betrachten.

Während der Reformkatholizismus von den Protestanten und Freidenkern über die Achsel angesehen wird, statt daß er als Bundesgenosse begrüßt würde, tritt ein Mann unentwegt gegen das römische System auf, der freilich als ausgetretener Jesuit Grund und Kenntnis genug dazu hat. Es ist Graf Paul von Hoensbroech (VII S. 264 f.). Seine Arbeitskraft in dieser Richtung ist geradezu kolossal. Seit 1897 schrieb er: Der Ultramontanismus, In eigener Sache, das große zweibändige Werk „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit", die katholische Kritik über dieses Werk, Der Toleranzantrag des Zentrums, „Der Zweck heiligt die Mittel", Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite, Presse und Ultramontanismus, Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der Staatsuniversitäten usw. Die Ultramontanen wüten umsonst gegen ihn, und ihnen sekundiert ein Herr Naumann, der sich Pilatus nennt, Freidenker sein will und im Dienste der Jesuiten schreibt! Alles umsonst!

Der Alt- oder Christkatholizismus, dessen Anfänge wir (VII S. 282 ff.) erzählt haben, hat alle gegen ihn rasenden Stürme überstanden, sich aber leider nicht viel weiter verbreitet. Wir müssen den Grund dieser Tatsache auch jetzt noch in seinem Mangel an entschiedenem Vorwärtsschreiten erblicken. Er ist auf halbem Wege stehen geblieben, aber seine Ausdauer macht ihm Ehre. Auch darf man sagen, daß er freidenkender ist als die lutherische, calvinische und andere protestantische Orthodoxien, trotzdem er die Messe und den Bischof beibehalten hat. Im Januar 1906 erklärte der ihm freundlich gesinnte Protestant, Prof. Nippold in Jena auf einer altkatholischen Versammlung, in dieser Kirche sei mehr Protestantismus als in den offiziellen Kreisen, die sich so nennen. Es sind Verbindungen angeknüpft worden mit Anglikanern, Methodisten und Baptisten freierer Richtung, und was besonders wertvoll ist, mit den Unitariern. Zum Bischof hat diese Kirche nach Reinkens Tod 1896 den Professor Theodor Weber gewählt, einen philosophischen

Kopf, wie seine Schrift „Trinität und Weltschöpfung“ zeigt, die mehr philosophisch als theologisch ist. Ihm folgte 1906 Pfarrer Demmel. In der Schweiz gedeiht diese Kirche am meisten; sie ist bei den freisinnigen Protestanten beliebt und die Hoffnung der bedrückten römischen Katholiken, die noch nicht stark genug sind, sich zu emanzipieren.

2. Der Protestantismus.

a) Die Strenggläubigkeit.

Seiner Natur, seinem Namen und seiner geschichtlichen Entstehung nach ist der Protestantismus ein Protest gegen Glaubenszwang. Als er daher selbst Glaubenszwang einführte, als er neue Konfessionen, Konkordienformeln und Artikel aufsetzte, da verleugnete er seinen Ursprung. Die Reformatoren behaupteten, statt des Papstes das „Wort Gottes“ als Autorität anzuerkennen. Aber die Aussprüche des Papstes sind stets klar und unzweideutig, während die Bibel zahlloser Auslegungen fähig ist, wie die hundert heutigen Kirchen und Sekten beweisen. Noch schlimmer ist, daß die Geltungen der neuen Konfessionen sich meist auf Übersetzungen stützen, die doch keineswegs immer zuverlässig sind. Hier nur ein Beispiel. Im Evangelium nach Johannes Kapitel 2 Vers 4 und 5 sagt Jesus zu seiner Mutter, die ihn aufmerksam macht, daß die Hochzeitsgäste keinen Wein hätten: *Τί ἐμοὶ καὶ σοί, γύναι, οὔπω ἥκει ἡ ὥρα μου.* Die Vulgata übersetzt dies richtig: „quid mihi et tibi est“, ebenso der althochdeutsche Heliand: „Huat ist mi endi thi“, und Leander van Eß: „Was geht das mich und dich an; noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ Luther aber zog es vor, zu übersetzen: „Was habe ich mit dir zu schaffen, Weib?“ Zugleich eine grundfalsche Übertragung und eine Gefühlsroheit! Gewiß ist Luthers Bibelübersetzung für die deutsche Sprache ein großartiges Werk; aber dem Urtext und damit den Ansichten der Verfasser wurde er, wie dieses Beispiel und viele andere zeigen, oft genug nicht gerecht. Und ihm schrieben viele andere Bibeln gedankenlos nach. Die neuere Bibelkritik, die es überhaupt nur auf protestantischer Seite gibt, hat in den älteren Übersetzungen tausende von Irrtümern aufgedeckt, so daß sich ebenso viele Klüfte zwischen Original und Übersetzungen ergaben. Und auf diese Irrtümer stützen sich hundert Kirchen und Sekten, und jede von ihnen will den allein richtigen Glauben besitzen. So ergab sich eine hundertfache Starrheit im religiösen Bekenntnis, die sich noch vielfach unter der weniger gebildeten Bevölkerung und ihren Führern erhalten hat, aber mehr und

mehr der Kritik weichen muß. Denn der Protestantismus als solcher, abgesehen von hartnäckig bei veralteten Auffassungen bleibenden Kreisen, der Protestantismus im echten Sinne ist nicht wie die römische Kirche; er sagt nicht: „so steht es geschrieben, und so muß es bleiben, sondern er anerkennt einen Fortschritt in der Erkenntnis, und wenn sich dieser als wahr ergibt, so anerkennt er ihn auch auf Kosten eingewurzelter, irriger Weise für wahr gehaltener Ansichten oder nichtiger Vorurteile. Wäre der Protestantismus gleich als eine ganz freie Erscheinung ins Leben getreten, statt daß seine Führer die freieren Gedanken unterdrückten, so wäre er der römischen Kirche ein viel stärkerer Gegner geworden, als er wirklich wurde, da er statt einer Orthodoxie deren eine ganze Menge aufstellte. Daß er im Glaubenszwange die alte Kirche nachahmte, das hat verhindert, daß er wurde, was er hätte werden sollen.

Heute noch geht ihm dieses verfehlte Wesen nach. Heute noch weist er eine Menge kleiner Päpste auf, die dem großen ablauschen, wie er „sich räuspert und wie er spuckt". Ja, kaum ist die Modernistenbulle erschienen, so ahmt sie das königliche Konsistorium von Hannover (einer besonders starrgläubigen Provinz, siehe VII S. 276 ff.) nach, indem es den Pfarrer Dr. Pfannkuch maßregelt, weil er im Osnabrücker Lehrerverein einen Vortrag über die neuesten Forschungen bezüglich der geschichtlichen Begebenheiten des Alten Testaments hielt, und zwar ohne ihn anzuhören. Dies wurde damit begründet, daß der Vortrag die Lehrer verwirre und Eltern von Kindern kirchlich beunruhigt habe! Damit ist also den „Modernisten" ein zweifacher Weg gewiesen. Wahrlich, wenn solche Zielstrebungen (Tendenzen) staatlichen Schutz genießen, ist es kein Wunder, wenn, wie (B. A. Z. 1902 Nr. 39) geklagt wird, die Hochschüler der „Gottesgelahrtheit" stetig an Zahl abnehmen.

Dem, was wir im VII. Bande (S. 274 ff.) von den orthodoxen Kirchen, die aus der Zeit der Reformation stammen, sagten, ist nichts von Bedeutung beizufügen. Ihre Theologie wird wenig beachtet. Wir führen ein Wort von Harnack an: „Früher waren die Theologen die Schiedsrichter in allen kirchlichen Fragen; heute sitzt man nur noch über sie zu Gericht. Einst herrschte die Theologie unbedingt in der Kirche; heute wird sie als unfruchtbar und unpraktisch für den kirchlichen Dienst bezeichnet. An ihre Stelle will man undogmatisches Christentum und Liebestätigkeit setzen."

Die theologischen Fakultäten setzen wohl ihren Gang unermüdlich fort. Was aber aus ihren Kreisen die vom modernen Geiste berührten Menschen interessiert, ist einzig und allein der Kampf gegen das Dogma und dessen Auflösung. Im Jahre 1897 wurde noch von einem freidenkenden Blatte (B. A. Z. Nr. 188) die „Lutherische

Dogmatik des greisen Theologen Prof. A. von Öttingen beifällig besprochen. (Eine Seltenheit.)

Viel mehr als alles theologische Hin und Wider wurde 1898 die Reise des Kaisers Wilhelm II. nach Jerusalem zur Einweihung der von ihm im alten Johanniterkloster begründeten Erlöserkirche, gleichsam ein friedlicher Kreuzzug begrüßt und mit allerlei phantasiereichen Vermutungen bedacht.

Was glänzt, das gefällt. Unter den protestantischen Sekten glänzt die Heilsarmee durch ihre aufregenden Andachtsübungen, durch ihre Uniformen und durch ihre Wohltätigkeit. Die letztere ist die einzige, die unsere Teilnahme erweckt und auch verdient. Sie übt sie nun seit mehr als einem Vierteljahrhundert (seit 30 Jahren). Zu ihren guten Werken gehören Trinkerheilanstalten, Obdachlosenheime mit Wasch- und Baderäumen und Speiseausgaben, alles zu fabelhaft billigen Preisen. In Großbritannien wurden 1904 $3^1/_2$ Million Mahlzeiten verabreicht und in die Rettungshäuser, deren im Lande selbst 25 und auf der ganzen Erde 116 bestehen, 2165 Frauen aufgenommen. Weiter gibt es Entbindungsanstalten mit Lehrkursen für Hebammen, Fürsorgen für entlassene Sträflinge, arme Familien werden besucht, Kranke gepflegt, in Schankwirtschaften wird gegen den Alkohol gewirkt. Große Fürsorge wird den Kindern gewidmet, in Kinderheimen Frühstücke gegeben. Für die Arbeitslosen sind Stellenvermittlungs-Anstalten, Werkstätten und Fabriken errichtet (1902 in England 64). Für die Landstreicher gibt es Arbeiterkolonien (die in Hadleigh umfaßt 3000 Acres).

Die Heilsarmee ist jetzt in allen Erdteilen und Kulturländern (seit Anfang 1882 in der Schweiz) verbreitet, und überall hat sie ihre genannten Anstalten, der Größe der Länder und Städte entsprechend. Die neueste Statistik weist auf: 54 Länder und Kolonien, 20 105 Offiziere, Kadetten und Angestellte, 66 Zeitungen in 21 Sprachen, 437 Schulen in Indien, 762 verschiedene Anstalten, darin 6622 gefallene Frauen und 1619 entlassene Sträflinge.

Ein Aufsehen erregender Riesenrechtsstreit zwischen zwei Kirchenparteien eines Landes ist wohl nicht häufig vorgekommen. Schottland besitzt zwei große Kirchenparteien, die alte und begüterte „Freie Kirche“ und die jüngere nicht sehr reiche „Unierte presbyterische Kirche“. In dem Bewußtsein, daß die Grundsätze beider Kirchen nicht mehr bedeutend voneinander abweichen, schlossen sich im Jahre 1900 die Abgeordneten beider zur „Unierten freien Kirche“ von Schottland zusammen, wofür sich von der alten freien Kirche 643 Abgeordnete, dagegen aber nur 27 erklärten. Nun gehörte zu den Grundsätzen der alten „Freien Kirche,“ daß eine statutarisch festgesetzte

äußere Organisation der Kirche unstatthaft sei. So wurde denn von der Minderheit der Rechtsweg beschritten; es handelte sich dabei um ein Riesenvermögen, das 1100 Kirchengebäude mit Pfarrhäusern, ein Hauptversammlungshaus in Edinburg, die sämtlichen theologischen Fakultäten von drei schottischen Hochschulen, Missionsanstalten in Indien und anderswo und 20 Millionen Mark in Kirchenstiftungen umfaßte. Nun ist zu beachten, daß die neue Vereinigung in Glaubenssachen freier ist als die alte „Freie Kirche“. Zweimal sprachen sich die Gerichte für die Mehrheit aus; am 1. August 1904 aber entschied der Gerichtshof des konservativen Oberhauses für die Minderheit, der nun das gesamte Vermögen allein zufallen sollte. Nun wandte aber die britische Regierung dieser Ungeheuerlichkeit ihre Aufmerksamkeit zu; sie untersuchte die Sache und kam zum Schlusse, daß die Minderheit nicht imstande sei, jene Stiftungen und Anstalten zu besetzen und zu verwalten. Der Rechtsstreit wurde wieder aufgenommen und vorläufig 1905 das Vermögen ungefähr nach der Anzahl der Stimmen an der Unionsversammlung verteilt. Aber um die wichtigsten Teile der Streitgegenstände steht die Entscheidung noch aus!

Ein Zeichen unserer Zeit ist die sich mehrende Zahl von Übertritten römischer Katholiken zum Protestantismus. Man hat vor einigen Jahrzehnten auf römischer Seite viel Kapital daraus geschlagen, daß jährlich viele hochgestellte Engländer sich dem Papsttum zugewandt haben. Schon Ende 1895 aber klagt die englische Catholic Times, daß nach Versicherung von Sachkundigen die römisch-katholische Kirche in England mindestens ebenso viele Seelen verliert als sie gewinnt. Während im Jahre 1841 die Römischen 26 % der Bevölkerung Großbritanniens ausmachten, waren sie 1891 auf 16 % herabgesunken. Kardinal Manning gestand 1890, daß von den englischen Katholiken nur noch 200 000 der englischen Rasse angehören (d. h. die Übrigen waren wohl durchweg Irländer oder festländische Katholiken). Die ultramontanen „Historisch-politischen Blätter“ bekannten, daß seit 1870 (Unfehlbarkeitsdogma) in Deutschland die Katholiken sich um eine Million, im ganzen 19. Jahrhundert aber um elf Millionen vermindert haben. Das „Bonifaziusblatt“ schrieb: „Wir gehen einer langsamen, aber sichern Verprotestantisierung Deutschlands entgegen. Bischof Korum von Trier gab in einem Hirtenbriefe zu, daß durch die gemischten Ehen jährlich 47 000 deutsche Kinder mehr evangelisch als katholisch werden. In Preußen traten im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts 18 237 Katholiken zum protestantischen Glauben über, und nur 1887 gingen den umgekehrten Weg. Besonders aber in Österreich wurde die „Los von Rom-Bewegung“ um die Jahrhundertwende zu einer Reihe starker Abfälle

von der römischen Kirche, von der bestimmte Zahlen uns fehlen. (Bräunlich, Pf., Die neueste kathol. Bewegung zur Befreiung vom Papsttum. München 1899.) Ähnliches wird aus Frankreich und sogar aus Spanien berichtet, wo 83 evangel. Kapellen bestehen (Hegemann, Los von Rom-Bewegung in Spanien, München 1902). Auch in Amerika soll ähnliches vor sich gehen.

Diese Bewegung begrüßen wir in einem Sinn, weil sie die Macht des despotischen Papsttums vermindert; dagegen ist leider wahrscheinlich, daß fast alle diese Übertritte der orthodoxen Starrheit und nicht der Gedankenfreiheit zugute kommen. Diese hat allerdings auch eine Masse Proselyten, die aber nicht statistisch nachweisbar ist, weil ihre Glieder es nicht der Mühe wert erachten, ihren Austritt aus der römischen Geistessklaverei oder protestant. Beschränktheit öffentlich zu machen, sondern denken wie sie wollen.

Wenn auch Pfarrer Ernst Kalb in seinem Buche „Kirchen und Sekten der Gegenwart“ (Stuttgart 1905) den Mormonen und einigen andern Sekten den „spezifisch-christlichen“ Charakter abspricht, so sind die „Heiligen der letzten Tage“ am Salzsee ursprünglich doch aus dem Protestantismus hervorgegangen, wenn sie auch ein religiöser Mischmasch von Fanatismus und Humbug geworden sind (VI S. 243 ff. u. VII S. 281 f.).

Das jetzige Oberhaupt dieser sonderbaren Heiligen ist Josef Smith, ein Neffe ihres gleichnamigen Gründers. Sie betreiben eine rege Belehrungstätigkeit auf der ganzen Erde; dagegen ist ihre Vielweiberei seit 1890 unterdrückt. Man berechnet die Zahl der Mormonen im ganzen auf eine halbe Million. Ihre heilige Schrift, „Das dritte Testament“, das Buch Mormon, eine um 1830 entstandene lügenhafte und langweilige Indianergeschichte im Bibelstil, ist, von J. Taylor Parker Dykes übersetzt, 1902 in Berlin deutsch erschienen.

b) Die freie Forschung.

Diejenige Richtung des Protestantismus, die seinem geschichtlichen Ursprung entspricht, nämlich die freie Kritik religiöser Dinge, ist über ein halbes Jahrhundert älter als der Beginn der hier behandelten Zeit. Strauß, der Begründer und Baur, der Beförderer dieser Richtung, sind im VI., Bernhard Stade und Oskar Holtzmann, die ernsten Forscher, Harnack und Egidy, die rüstigen Kämpfer im VII. Bande dieses Werkes erwähnt und gewürdigt, Julius Wellhausen, Adolf Jülicher und Adolf Harnack stehen an der Spitze der kritisch-theologischen Abteilung des großen Werkes „Die Kultur der Gegenwart“. Bevor wir auf ihre Nachfolger und Mitkämpfer in der Gegenwart

übergehen, müssen wir auf die merkwürdige Erscheinung hinweisen, daß ein „apologetisches Handbuch“ bereits entschieden auf dem Wege von der Strenggläubigkeit zur freien Forschung begriffen ist. Es ist dies das Buch mit dem Titel „Was ist Wahrheit?“ von Prof. Dr. O. Bertling (Hamburg, Verlag des Rauhen Hauses). Bertling verwirft die anthropomorphische und anthropopathische Vorstellung von Gott, die das Alte Testament und die starre Orthodoxie beherrscht; er sagt „Gott ist Geist“, wogegen die freisinnigste Theologie nichts einwenden wird. Er gibt die Möglichkeit einer anfangslosen Körperwelt zu und verwirft die naturgeschichtliche Geltung der mosaischen Schöpfungssage, auf die sonst alle Strenggläubigen schwuren. Die Wunder sind für ihn teils poetisch, teils symbolisch zu verstehen. Aber von ganz besonderer Bedeutung ist die Auffassung der Dreieinigkeit bei Bertling. Nicht aus drei Personen besteht sie, sondern aus drei Offenbarungen Gottes, nämlich der Schöpfung, der Menschwerdung Jesu und dem in den menschlichen Geistern lebenden Geiste. Wir schließen damit, daß Bertling auch die Himmelfahrt nicht als ein Ereignis betrachtet. Kurz, sein Standpunkt ist keineswegs der altorthodoxe, sondern eine Vermittelung zwischen Wissenschaft und Glauben.

Die Ergebnisse der alttestamentlichen kritischen Forschungen faßt D. A. H. Braasch, Superintendent in Jena („Die religiösen Strömungen der Gegenwart“, Leipzig 1906) in drei Gesichtspunkte zusammen:

1. Die nach Mose benannten fünf Bücher sind nicht von diesem Gesetzgeber verfaßt; sie tragen auch kein einheitliches Gepräge. Schon die beiden ersten Kapitel unterscheiden sich wesentlich, wie die in ihnen vorkommenden Gottesnamen zeigen. Nach diesen „Elohim“ und „Jahve-Elohim“ nennt man die Verfasser den Elohisten und den Jahvisten. Beide stellen die Schöpfung verschieden dar, jener in Kap. 1, dieser in Kap. 2, V. 4 fg., und dieser ist der ältere. Dieser Unterschied zieht sich durch den ganzen Pentateuch und das Buch Josua hin.

2. Die Bücher des A. T. verdanken ihre kritische Untersuchung den Forschern Graf, Wellhausen, Vatke, Reuß, Hermann und Gunkel („Schöpfung und Chaos“ 1895 und „Die Sagen der Genesis“ 1901). Neue kritische Übersetzungen haben Kautzsch und Reuß, dieser mit dichterischem Schwunge geschaffen. Aus diesen Forschungen erhellt, daß die Altersfolge dieser Bücher nichts mit ihrer Stellung in der Sammlung zu tun hat. Die ältesten Stücke sind Lieder und Sagen, wie z. B. das Lied von Debora und die Fabel Jothams im Buche der Richter, Davids Trauerlied auf Saul und Jonathan und die Parabel Nathans im 2. Buche Samuel. Erst

unter Salomo fängt die Entstehung des Pentateuchs an, und ihre Hauptteile entstanden erst 800 Jahre nach Mose (im 6. Jahrh. vor Chr.). Neben ihnen her gehen die Propheten, und erst in der babylonischen Verbannung kam der Priesterkodex (Chronik) ans Tageslicht. Näheres müssen wir hier übergehen.

3. Weiter hat auf die Bibelkritik die Erforschung des Altertums von Assyrien und Babylon gewirkt, dessen Werke dieselbe geozentrische Weltanschauung verraten wie die Bibel. Die hebräischen Sagen von Schöpfung und Sintflut haben ihr Vorbild in Babylon, übertreffen es aber durch höheren Schwung und edlere Auffassung. Die Zusammenfassung dieser Forschungen durch die volkstümlichen Vorträge Prof. Dr. Friedrich Delitzschs über „Babel und Bibel" haben 1902, 1903 und 1904 einen neuen Streit zwischen Strenggläubigkeit und freier Forschung entfesselt, der allgemein bekannt ist. Durch den englischen Gelehrten Dr. Pinches ist bekannt geworden, daß der Sabbath babylonischen Ursprungs ist. Savatta war ein Ruhetag, der am 7., 14., 21. und 28. jeden Monats gehalten wurde (B. A. Z. 1904 Nr. 45). Der Sabbath wurde also nicht eingeführt, weil Gott am 7. Tage geruht habe, sondern dies wurde angenommen, weil der 7. Tag von den Hebräern (jetzt Juden genannt) gefeiert wurde. Erst in der babylonischen Verbannung wurde das Judentum, wie es sich später darstellte, vollendet. In dieser Zeit entstanden das Buch Hiob und die Psalmen, die man nach dem König David benannte, ebenso wurde damals die jüdische Eingottlehre (Monotheismus) das, was sie jetzt ist; der Name Jahve dürfte nicht mehr ausgesprochen werden. Der alte Volksgott war tot; ein neuer Weltgott mit neuen Namen war seitdem anerkannt (Wellhausen, die israelitisch-jüdische Religion, in der „Kultur der Gegenwart").

Die Sammlung hebräischer heiligen Bücher, das A. T., ist von den Christen zwar angenommen worden; ihr eigentliches, ihnen allein angemessenes heiliges Buch aber ist das N. T., insbesondere die Evangelien. Auch sie sind der Kritik nicht entgangen. Wie der Held dieser Dichtungen mit geschichtlichem Kern, ursprünglich schon reiner Mensch, aus der mit der Zeit um ihn gewobenen Vergöttlichung wieder zum wahren Menschen, zum Vorbilde des Menschen wurde, haben wir schon früher (VII S. 288 ff. und oben S. 32 ff.) besprochen.

Als Ergebnisse der Quellenforschung über das N. T. nennt Braasch: Die Beiseitesetzung des Evangeliums nach Johannes, als eines spät entstandenen, als Geschichtsquelle nicht inbetracht kommenden (wir möchten sagen symbolischen) Buches, die alleinige Inbetrachtziehung der drei ersten Berichte (der Synoptiker), deren gegenseitiges Verhältnis bezüglich ihrer Abhängigkeit voneinander wohl nicht

genau festzustellen ist, ihre Entstehung aus einer anekdotenhaften Sammlung von Erzählungen und einer Sammlung von Reden, wovon die letztere die (durch Augen- und Ohrenzeugen) glaubhaftere ist. Unter den Darstellern der evangelischen Geschichte stehen in unserer Zeit voran Theodor Keim, Karl Hase, Bernhard Weiß und Willibald Beischlag, als Urheber eines umfassenden Charakterbildes sind zu nennen: Julius Wellhausen und Adolf Harnack, dieser in seinem „Wesen des Christentums“ (1900), als zusammenfassender Beurteiler Adolf Jülicher in der „Kultur der Gegenwart“. Dieser und andere finden, wir wissen nicht genug von Jesus, um eine Lebensgeschichte von ihm zu schreiben, aber genug, um ihn zu würdigen.

Viel Poesie, das ist wahr, viel Kinderfreude, viel Grundlage zu künstlerischer Darstellung geht durch die Kritik der heiligen Bücher zugrunde, aber auch viel Aberglaube, Wahn und Stoff zur Zwietracht und Feindschaft, dies nämlich so lange die Anhängerschaft der alten Schule, für die das Mythische historisch erscheint, die Mehrheit der Zahl hat. Die Mehrheit des Wertes muß von der Vernunft der Kritik zugesprochen werden. Die Glaubwürdigkeit dessen, was die Kritik bestreitet, geht schon mit der geozentrischen Weltanschauung unter. Denn es gibt keine Antwort auf die Frage: wie kann ein Mann, der blos die Erde angeht, an die Spitze des gesamten Weltalls gestellt werden? Diese Frage ist bisher viel zu wenig beachtet worden; aber sie ist entscheidend. Trotzdem aber verliert das Christentum, von Dogmen entlastet, durch die Kritik seinen Wert nicht. Vielmehr wird die Kritik allein die Rettung des Christentums als irdischer Hauptreligion sein. C. Schaarschmidt („Die Religion“, Leipzig 1907) sagt: „Also sind die religiös Liberalen die wahren Gottesfreunde, während die orthodoxe Partei vielfach störend, ja auflösend wirkt, indem sie manchen Wohlgesinnten, der ihren Dogmen aus gesundem Menschenverstand nicht zu folgen vermag, aus der christlichen Kirche vertreibt.“ Denn die Mehrheit der Menschen bedarf noch auf unabsehbare Zeit der Religion, und wir Freidenker tun gut daran, die freigesinnten Christen nicht gering zu achten, sondern als Bundesgenossen im Kampfe gegen das Heer der Finsterlinge und Wahnbetörten anzuerkennen.

Dies sind die wirklichen Parteien im Geisterkampfe der Zukunft. Nicht Katholiken und Protestanten, wie viele meinen. Die Kluft zwischen diesen beiden zu überbrücken ist zwar ein altes Beginnen, aber auch ein veraltetes.

Es gibt heute fast gar keine Spannung mehr zwischen Katholiken und Protestanten als solchen, sondern nur zwischen Ultramontanen und Liberalen (seien sie evangelisch oder katholisch getauft; diese

leben im Frieden miteinander) und zwischen Orthodoxen und Liberalen. Sollte es gegen die Freidenkenden losgehen, so sind Ultramontane und Orthodoxe (auch „Positive“ genannt) von selbst einig; das kann man täglich in ihren Zeitungen lesen. Sie stehen sich viel näher, als beide den Liberalen. So fühlen wir uns unwillkürlich zwei oder drei Jahrhunderte zurückversetzt, wenn wir in die beiden Bücher blicken: „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland“ von Adolf Harnack (Berlin 1907) und Modus vivendi, „Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reiche“, von Dr. Paul Tschackert, Prof. in Göttingen (München 1908). Beide Schriften sind herzlich gut gemeint, aber nicht zeitgemäß. Harnacks Schrift hat mehr einen offiziellen Charakter, weil sie an Kaisers Geburtstag den Inhalt eines Vortrags bildete. Friede ist ja ganz in der Ordnung; aber Annäherung der Protestanten an Rom kann es nicht geben. Der Papst kann sich nur auf Unterwerfung einlassen; das zeigte die Modernistenbulle sattsam, die Harnack ja entschieden verurteilt. Seine Schrift ist lediglich eine rednerische Glanzleistung. Und Tschackerts Buch ist eine milde, irenische Ansprache, deren praktische Wirkung schon dadurch zweifelhaft wird, daß sie eben nur für Orthodoxe beider Bekenntnisse berechnet ist. Es gibt aber noch andere Leute, die auch Grundsätze haben und Friede wollen, sofern man ihnen solchen gönnt und sie nicht angreift.

Wir schließen unser Kapitel über den Protestantismus mit zwei Charakterköpfen, deren Bilder man überschreiben könnte: „Der Pfarrer als Freidenker“ und „Der Pfarrer als Sozialdemokrat“, jener ein Nord-, dieser ein Süddeutscher.

Albert Kalthoff in Bremen, den wir schon wiederholt zu nennen hatten, begann seine Berühmtheit mit dem Buche, das eine Kirche ohne Christus träumte (Das Christus-Problem 1900), das wir bereits oben (S. 33) und in dem Buche „Aus Loge und Welt“ erwähnt haben.

Als ein Erbauungsbuch der Urkirche sollten die Evangelien gedient haben und ohne irgend einen geschichtlichen Grund und Boden erfunden worden sein. Als Ergänzung diente: „Die Entstehung des Christentums“, neue Beiträge zum Christus-Problem (Leipzig 1904). Einen neuen Weg betrat Kalthoff mit seinen „Zarathustra-Predigten“ (Leipzig 1904), worin er die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches darzustellen suchte. Es sind Strafreden gegen die Asketen nach Art Tolstois und die kirchlich Liberalen, die noch einen Jesus suchen, über den unsere Zeit hinausgewachsen ist. Eine neue Kultur soll entstehen, und der Führer zu ihr soll Nietzsche sein. Damit ist sie deutlich umschrieben. Ein ähnliches Buch ist: „Die Religion der Modernen“ (Leipzig 1905). Das Moderne ist nach

Kalthoff ein Erfülltsein der Seele mit allen den Kräften, die dem Heute angehören, ohne Rücksicht auf das Gestern, das diese Kräfte aus seinem Schoße geboren. Der heutige Mensch ist mit Bewußtsein modern und will es auch bleiben. Alle Modernen, von Lessing bis Nietzsche erhalten in dem Buche ihre Wertschätzung. Das letzte Buch des leider zur früh Hingeschiedenen, „Zukunftsideale“ (Jena 1907) enthält nachgelassene Predigten und bildet mit den zwei vorhergehenden eine Trilogie des „Modernismus“ den Inhalt mögen einige Titel ahnen lassen: „Das Recht der Frau“, „Das Recht des Kindes“, „Das Recht des Verbrechers“, „Der Rassenkampf“, „Der Klassenkampf“, „Freie Religion“, „Die Kirche der Zukunft“. Den Schluß macht: „Das Papsttum“. Auch hier ist Zarathustra das Vorbild.

Nun das Gegenbild: Pfarrer Hermann Kutter in Zürich bekennt sich in den Büchern „Sie müssen“ (Berlin 1904) und „Wir Pfarrer“ (Leipzig 1907) förmlich zur Sozialdemokratie als der wahren Erfüllung des Christentums. Es wäre überflüssig, mit dem feurigen Prediger zu rechten; man muß ihn lesen, aber auch seinen Gegner Ad. Teutenberg (Herrn Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Laiengedanken eines Apostaten. Zürich). Mit Kutter zusammengestellt worden ist Hans Faber („Das Christentum der Zukunft“, Zürich 1904). Beide sind bestgehaßt von den Orthodoxen; beide enthüllen die Gründe der Abwendung des Volkes von der Kirche. Weiteres zu sagen verbietet uns der Raum.

3. Die östlichen christlichen Kirchen.

Weit erstarrter als die römische Kirche, in der doch noch Leben, wenn auch kein fortschrittliches, sich regt, erstarrter auch als die beschränkteste Orthodoxie des Westens, sind die osteuropäischen und westasiatischen christlichen Kirchen, deren Reich die ungeheure Ausdehnung vom Weißen Meere bis nach Kreta und Cypern und von den Karpathen bis zum Ural durchmißt und überdies im russischen Asien herrscht. Ihre Gruppen sind Rußland, Rumänien, Teile von Südungarn und Siebenbürgen, Serbien, Bulgarien, die Christen des türkischen Reiches und Griechenland.

Rußland, dessen geistliches Oberhaupt dem Namen nach der Zar ist, segelte in kirchlicher Beziehung in der hier behandelten Zeit unter dem Namen und Befehl seines tatsächlichen Papstes, des Oberprokurators der heiligen Synode, Konstantin Petrowitsch Pobjedonostscheff (s. oben S. 62 und 63); dessen fünfzigjährige Amtsbekleidung 1898 der Zar Nikolaus II mit dem St. Andreas-Orden und einem begeisterten Dankschreiben auszeichnete. Der Ober-

prokurator könnte sich als Geistesdespot und Glaubensfanatiker mit den bekanntesten Päpsten dieser Richtung messen. Der Zar feierte ihn als Meister des Wortes, als ausgezeichneten Juristen und als Wohltäter des notleidenden Volkes. Der gebildeten Welt aber war er als brutaler Unterdrücker aller Gewissensfreiheit und als barbarischer Verfolger der Katholiken, Protestanten und Juden verhaßt. In seinen „religiösen, sozialen und politischen Fragen" (erschienen 1897, B. A. Z. 1899 Nr. 75 und 99) verteidigte er sein System der starren Staatskirche mit den schönsten Worten und schleuderte seinen Bannstrahl gegen Schule, Presse, Wissenschaft und jeden Fortschritt, namentlich aber gegen die westeuropäische Kultur und die aus ihr hervorgehende freie Forschung.

Der Aufschwung Rußlands nach seinen Niederlagen und nach den japanischen Siegen 1905, der leider bei bloßen Versuchen, wenn auch blutigen und brandigen stehen geblieben ist, führte, wie oben gesagt, zum Rücktritte Pobjedonoßtscheffs. Die heilige Synode hatte schon vorher beschlossen, an die Stelle seines Amtes wieder einen Patriarchen zu setzen und ein Konzil einzuberufen, was jedoch infolge Widerspruchs des Zaren nicht zu stande kam. Das Patriarchat war schon von Peter dem Großen aufgehoben und die Oberprokuratur eingeführt worden. Am 10. August 1906 wurde dieses Amt durch Iswolski neu besetzt.

Eine erschütternde Geschichte von der Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche und ihren Klosterkerkern erzählt O. S. Prugawin (Berlin 1905). Sie hat auch der berühmte Schriftsteller Graf Leo Tolstoi zu kosten bekommen, freilich in abgeschwächtem Maße. Im Jahre 1901 nämlich hat die heilige Synode „besorgt um die Kinder der orthodoxen Kirche, um ihren Schutz vor der verderblichen Verführung und um das Heil der Verirrten" über den Grafen Leo Tolstoi und seine antichristliche und antikirchliche Irrlehre Rat gehalten und ihn von der Kirche ausgeschlossen. Unterzeichnet waren sieben sich selbst als demütig bezeichnende Bischöfe. Tolstoi beantwortete diese mehr lächerliche als ernst zu nehmende Verfügung durch einen kräftigen Protest, in dem er der „heiligen" Behörde verschiedene Unwahrheiten nachwies, sie als ungerecht, schlecht und überflüssig bezeichnete, indem er sich von der rechtgläubigen Kirche längst selbst losgesagt habe. Sie war also gegenstandslos und hat ihm auch nichts geschadet. (Graf Leo Tolstoi und der heilige Synod. Deutsch von R. Syrkin. Berlin 1891.)

Doch, die russische Kirche ist nur eines der jüngsten Kinder des christlichen Ostens, — ein später Ableger derjenigen von Byzanz. Hier tront noch heute der „ökumenische Patriarch", einst das geistliche Oberhaupt aller Christen im Osten der Adria, heute nur

noch eines Teiles derjenigen, die unter dem Szepter des türkischen Sultans schmachten und auf Befreiung hoffen. Der Patriarch haust in der Vorstadt Phanarion von Stambul, wohin ihn der türkische Eroberer 1456 verwiesen hat. Der Patriarch ist daher völlig abhängig vom Sultan, der ihn hinwieder gegen alle Versuche des Abfalls von seiner Oberhirtenschaft so viel wie möglich schützt. Der Druck aber, den dieses „Kompagniegeschäft“, wie es Heinrich Gelzer (Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Leipzig 1900) nennt, auf die christliche Bevölkerung der Türken ausübte, bewog die Mehrheit der Slawen in der Türkei (seit 1868) sich vom Patriarchen ab- und dem Exarchen von Bulgarien zuzuwenden. Auch an sich ist der Patriarch nicht so mächtig wie der Papst und wechselt auch viel öfter (früher durch die Laune des Sultans). Er ist abhängig von der „heiligen Synode“, die 12 Metropoliten bilden. Der seit 1897 regierende Patriarch Konstantin V., der in Deutschland studierte, hat es indessen verstanden, das Ansehen seines Stuhles zu heben und zeitgemäße Verbesserungen vorzunehmen. Schwülstige Titulaturen wurden abgeschafft, bettelhafte Popen abgefaßt und politischer Weise mit den Serben, die mit den abgefallenen Bulgaren nichts gemein haben wollen, eine enge Verbindung geknüpft.

In Konstantinopel thront aber auch ein armenischer Patriarch, gegenwärtig Malakhia Armenian, ein bedeutender Gelehrter, der sich mit einer Partei seiner Glaubensgenossen von Rom, mit dem sie vorher „uniert“ waren, infolge einer ihre Selbständigkeit antastenden Bulle Pius IX. trennte und daher 1870 dem römischen Bann verfiel. Er lebt aber in Freundschaft mit dem griechischen Patriarchen und auch — mit dem Sultan.

Ganz in ihrer Nähe in Ortaköi wohnt auch der bulgarische Exarch Jossif (nicht in Bulgarien wie man glauben sollte; seine Würde besteht seit 1872). Die früher aus Haß gegen das griechische Patriarchat beabsichtigte „Unierung“ mit Rom wurde von Rußland vereitelt. Der Streit zwischen Exarchat und Patriarchat steht in innigster Verbindung mit den Wirren in Makedonien und führte auch die Unterdrückung der Griechen in Bulgarien herbei, hat also für die Kultur der Balkanländer große Bedeutung.

Griechenland ist unabhängig vom Patriarchen und hat seine eigene Synode wie Rußland und Rumänien. Seine Kirche betrachtet es als einen Teil seines Volkstums und hält daher fest an ihr. Seine Kirchensprache ist das mittelalterliche (byzantische) Hellenisch. Daher verursachte es im November 1901 einen blutigen Aufstand in Athen, als eine Übersetzung des Evangeliums nach Matthäus in die heutige neugriechische Volkssprache erschien. Drei Jahre später empörte sich die gebildete Welt gegen eine Übersetzung der Oresteia des Äschylos

ins Neugriechische als gegen eine Entheiligung der Überlieferungen des Altertums. Wir erwähnen dies als ein interessantes Zeichen, daß nicht nur die Kirchensprache, sondern auch die der alten Klassiker hochgehalten wird.

4. Das Judentum.

Wie ein unbefangener Jude selbst, Dr. Arthur Ruppin in Magdeburg („Die Juden der Gegenwart." Berlin 1906), sagt, war es nicht das Verdienst der Juden, daß sie seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aus ihrer vorherigen, vier Jahrhunderte lang dauernden Verkommenheit wieder zu besseren Zuständen emporstiegen, sondern die Ideenwelt der Christen in jener Zeit und zwar, fügen wir bei, der aufgeklärten Christen, nicht der Strenggläubigen. Es war nicht die christliche, sondern die moderne Ideenwelt, die sie emporhob. Dies zeigt der in der Reaktionszeit des 19. Jahrhunderts auftauchende Antisemitismus, eine Giftpflanze gleich dem Anarchismus, seinem Gegenbild. Man erfand eine Judenfrage aus politischen Gründen, um an der Spitze einer neuen Partei eine Rolle zu spielen. Über die Bibel dieser Partei, den „Antisemiten-Katechismus" haben wir uns schon früher (VII S. 81 ff.) ausgesprochen.

Diesem Hetzbüchlein und anderen trat der starkleibige „Antisemiten-Hammer" (herausg. von Jos. Schrattenholz. Düsseldorf 1894) mit ebensovielen gleichgesinnten Schriften gegenüber; in einer Blütenlese aus der Weltliteratur entkräftete er den Antisemitismus. In der hier behandelten Zeit hat dieser jämmerliches Fiasko gemacht und wird kaum mehr genannt; nur Dr. Eugen Dühring, der bekannte Volkswirtschafter, dessen Unglück wir nicht einem Tadel preisgeben möchten, sucht ihn noch zu halten („Dühringwahrheiten", Leipzig 1908). Tot ist er aber noch nicht; zahlreiche, doch nicht hervorragende Leute huldigen ihm noch im Stillen, das barbarische Rußland (zu unterscheiden vom gesitteten) aber steht noch im mittelalterlichen Judenhaß. Von hier aus gingen denn auch die Klagen, die um 1870 den Gedanken der Wiederaufrichtung eines jüdischen Staatswesens in die Welt setzten, um den damals noch frech sich breit machenden Verfolgungsgelüsten die Spitze abzubrechen.

Der Antisemitismus verstärkte dieses Sehnen und verbreitete es auch im Westen Europas unter den Juden. Hier war es Theodor Herzl in Wien, der an die Spitze der Bewegung trat und ihr den Namen des Zionismus gab, Dr. Max Nordau in Paris trat ihm an die Seite. Herzl gab ihr im „Judenstaat" (Wien 1896, 5. Aufl. 1903) Ausdruck und bildete sie in dem Roman „Altneuland" vor. Seit 1897 hielten die Zionisten in Basel Zusammenkünfte. Sie

nahmen in erster Linie Palästina, ihre alte Heimat, als Wohnsitz in Aussicht, das von jüdischen Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden besiedelt, werden sollte. Ein bleibender Ausschuß aus Vertretern aller Länder wurde in Wien unter Herzl eingesetzt und knüpfte Verbindungen mit der Türkei an. In London wurde 1899 ein Kolonialbankinstitut gegründet. Der Sultan zögerte jedoch mit dem von ihm erbetenen Freibriefe, und nun warfen die Zionisten ihre Blicke auf andere Länder, zuerst auf Britisch-Afrika. So ist die Sache noch in der Schwebe. Indessen ist zu bemerken, daß der Mangel an Betonung des religiösen Standpunktes auf Seite der Zionisten die orthodoxen Juden dem Gedanken gegenüber etwas zweifelhaft und selbst ablehnend gemacht hat. Und doch wäre, da die große Masse der orthodoxen und zugleich armen Juden in Rußland lebt, wo die heilige Synode gegen sie hetzt und die kaiserliche Polizei sie in Pogromen durch den Pöbel ausplündern und morden läßt, — gerade für diese Unglücklichen ein neues Vaterland wünschbar. Ihre Leidensgeschichte lassen wir Leo Errera („Die russischen Juden, Vernichtung oder Befreiung?“ Leipzig 1903) erzählen.

Man hat viel gefragt, was für die Juden das beste wäre, um aller Abneigung zu entgehen. Wir meinen: das einfachste Mittel wäre weitgehende Vermischung mit den Europäern, — natürlich mit Freistellung des Glaubens, dessen Einseitigkeiten sich dann von selbst abschleifen würden. Eine Zukunft haben die strenggläubigen Richtungen doch nicht.

Die Zahl der Juden, wahrscheinlich als Religionsgemeinschaft, ist 1900 berechnet auf (rund): 5 Millionen in Rußland, 2 Millionen in Österreich-Ungarn, gegen 600 000 in Deutschland, 270 000 in Rumänien, 188 000 in Großbritannien, 104 000 in Holland, 86 885 in Frankreich, 75 000 in der Türkei, weniger als 50 000 bis auf 214 (in Norwegen) herab in den übrigen europäischen Ländern, 1 150 000 in Nordamerika, 12 000 in Südamerika, 342 000 in Asien, 317 000 in Afrika, 17 000 in Australien, zusammen rund zehn und eine halbe Million. Bemerkenswert ist ihre starke Einwanderung in Nordamerika, wo ihre Zahl 1818 bloß auf 3000 geschätzt wurde. Die Zahl der ihrer Religion entfremdeten Juden wird auf $^1/_4$ bis $^1/_3$ Million genannt. Näheres ist bei Ruppin nachzusehen.

5. Der Islam.

Ebenso erstarrt wie die östlichen christlichen Kirchen und wie das Judentum ist auch der Islam. Die letzte Bewegung im Kreise dieser Religion, der Mahdismus, war eine reaktionäre, ist auch

nichts neues, sondern seit tausend Jahren wiederholt aufgetreten; sie besteht in der Verehrung eines angeblich übermenschlichen Nachkommen Alis, der den wahren Islam wieder herstellen werde. Diese Bewegung, die 1882 begann, wurde 1897 von den britisch-ägyptischen Truppen niedergeworfen und ist spurlos verschwunden. Eine ähnliche aber friedliche Schwärmerei wie die Mahdisten, verbunden mit einer dem Islam ursprünglich fremden Askese, findet man bei den Orden der Derwische in Turkestan, besonders bei Buchara. Auf Wallfahrten suchen sie Gott (B. A. Z. 1904 Nr. 286, 1905 Nr. 95 und 107) und beten auf den Gräbern ihrer Heiligen. Die Hüter dieser Gräber, die Ischane, werden vom Volke demütig verehrt, so sehr die russische Regierung und aufgeklärte Moslime dagegen arbeiten. Die russische Polizei schreitet gegen diese Schwärmereien mit gewohnter Brutalität ein. Pilger aus Ost-Turkestan, Persien, Indien, China, Arabien strömen in Buchara zusammen, um an der dortigen Koran-Hochschule moslimische Weisheit zu hören. Diese Weisheit fragt nichts nach den Forschungen und Entdeckungen der Europäer; sie forscht nur nach dem Wesen und Willen Allahs.

Und diese Starrheit, diese Rückständigkeit wollen nun gewisse Leute nach den Ländern der westlichen Kultur, nach Europa und Amerika verpflanzen. Sie erkühnen sich, das Christentum durch den Islam zu ersetzen; denn unter Christentum verstehen sie die von Christen früher verübten Greuel und noch jetzt gepflogenen Unsitten, unter Islam aber nicht die ebenbürtigen Grausamkeiten und Laster der Mohammedaner. Es gibt in der Tat Europäer und aus Europa stammende Amerikaner, die sich als Moslime bekennen, arabische Namen annehmen und in Städten wie London und New-York Moscheen errichten. Als ihr Hauptapostel bekennt sich Mohammed Adil Schmitz: Du Moulin aus Zülpich in seinem Buche („Der Islam", d. h. die Ergebung in Gottes heiligen Willen. Leipzig 1904). Er lebte längere Zeit auf Sumatra und hat sich dort seine Marotte angeeignet, die eigentlich eine Vermengung von Islam und orthodoxem (wohl katholischem) Christentum sind. Er hat aber vielfach falsche Begriffe von beiden Religionen. Was soll denn damit gewonnen werden? Jede Religion hat ihre Sphäre (oben S. 31). China und Indien werden niemals christlich, Europa und Amerika niemals moslimisch. In diesen Ländern der modernen Kultur sind die Schwächen und Wahnideen des Christentums durch die Wissenschaft so gründlich beseitigt, daß wir wahrlich den unwissenden Islam nicht als Reformator, weder in Sitten noch Ansichten, brauchen.

6. Die ostasiatischen Religionen.

In den ostasiatischen Ländern erhebt sich, noch weniger bis jetzt in China, als in Indien und Japan, aus dem Sumpfe des Aberglaubens der unwissenden Menge ein reges geistiges Leben und Streben nach erhabeneren religiösen Überzeugungen, allerdings mit der Hilfe europäischer Kultur, von der es teils befruchtet wird und die es teils selbst wieder mit bei uns nach wenig bekannten Gedanken und Forschungen bereichert.

In Indien ist bekanntlich vor Jahrhunderten der dort herrschende Buddhismus durch den Hinduismus verdrängt worden, der dem phantasievollen, farben- und gestaltenfreudigen Volke statt einer nüchternen Weltverneinung eine neue glänzende Götterwelt darbot, die sich unter den Bannern des sonnenhellen Wischnu (in der Gestalt des mächtigen Reinigers Krischna) und des wild orgiastischen und daher auch verderbendrohenden Schiwa in zwei Scharen reihte, die aber wieder in zahllose Sekten zerfielen (Hermann Oldenberg in der „Kultur der Gegenwart“). Rauschende Feste nahmen die Menge gefangen, vermochten aber nicht zu verhindern, daß geistig bevorzugte Menschen sich von diesem Trubel widerwillig abwandten und in philosophischer Spekulation nach höheren Zielen strebten. Wir haben bereits (VII S. 299 f.) des Brahmo-Samadsch gedacht, der sich in manchem an das Christentum anlehnte. Neben und nach ihm traten andere Reformer auf, die sich auf die indische Religion selbst von ihren Anfängen an stützten. Die Verkünder dieser Bewegung, Swâmi Abhedânanda, Swâmi Vivekâmanda und andere betonen die Bluts- (sicherer bloß Sprach-)verwandtschaft der Europäer und der Hindus, wollen aber nicht so, sondern Arier genannt sein und weder Brahmanismus, noch Hinduismus, sondern die alte arische Religion, Sanatana Dharma bekennen, auch Vedanta-Philosophie, die sie in zwanglosen Heften herausgeben und für die sie in England, Nordamerika und Australien als Sendboten ihrer Überzeugung auftraten. Sie setzen diese über das Christentum, wogegen der deutsche Missionar W. Dilger in einer beide Religionen gerecht abwägenden Schrift (Die Erlösung der Menschen. 1900) den gegenteiligen Standpunkt einnahm. Die Vedanta-Philosophie der Swâmis und ihrer Genossen ist wesentlich Monismus, was hier genügen mag (s. oben S. 6 f.).

Wir kommen nun zum Buddhismus. Dieser hat in Europa seit Schopenhauers Philosophie und Oldenbergs und anderer Forschungen viel von sich reden und schreiben gemacht. Darüber ist aber die Mehrheit unserer Zeitgenossen im Unklaren, was der Buddhismus ist und was er war. Beides ist weit voneinander verschieden,

ebenso ist verschieden, was er hier und was er dort ist. Unter den Bevölkerungen, die ihm huldigen, wirklich oder dem Namen nach, ist er „ein Zerrbild seines ursprünglichen Gehaltes“ (B. A. Z. 1904 Nr. 87), ein verkommener mechanischer Götzen- oder Formendienst ohne geistigen Inhalt; seine Priester sind müßige Bettelmönche. Sein früherer, doch tatsächlich auf Tibet beschränktes Oberhaupt, der Dalai-Lama, ist 1906 ein Gefangener der Engländer geworden und nach der Mongolei übergesiedelt.

Anders sieht es in der gebildeten Welt Ostasiens aus, die als erstrebenswert nur eine Rückkehr zum ursprünglichen Buddhismus findet. Der König von Siam (s. oben S. 82 f.) als einziger Beherrscher eines rein buddhistischen Landes, hat durch dessen Gelehrte eine neue Ausgabe der heiligen Schriften besorgen lassen, die 1893 in 39 Bänden im Drucke vollendet und der Öffentlichkeit übergeben wurde, der durch Erlaß von 1905 auch der Zutritt zur königlichen Bibliothek geöffnet ist. Es liegt im Plane, die gesamte Literatur des Buddhismus dieser Bücherei einzuverleiben.

In Japan war es nicht anders denkbar, als daß seine große Revolution von 1868 auch dem Buddhismus, der neben dem Schintoismus Landesreligion war, eine neue Stellung erwies. Zuerst verlor er seine Vorrechte, seine Priesterschaft verarmte, seine Tempel verfielen (Hans Haas in der „Kultur der Gegenwart“). Nun wurden die Priester von der Ehelosigkeit und den Fasten entbunden. Der Schintoismus wurde alleinige Staatskirche. Als aber neuerdings christliche Glaubensboten begannen, in Japan das Kreuz zu predigen, ermannten sich die Buddhisten wieder, und ihre Sekten wetteiferten, Schulen zur Ausbildung der Priester, zu gründen. Um auch das Christentum kennen zu lernen, wurden ihrer manche nach Europa gesandt. Es bildeten sich zwei Parteien, Altgesinnte, die den echten Buddhismus pflegen, und Aufgeklärte, die ihn mit Hilfe europäischer Philosophie weiter ausbilden und zeitgemäß gestalten wollen. Eine reiche Literatur des Buddhismus tauchte auf, und seine Priester betätigen sich als Gefängnis-, Feldgeistliche usw. Missionare gingen nach Formosa und Korea, sogar nach Amerika und Europa. Der Buddhismus wurde wieder anerkannt, 1889 aber allgemeine Religionsfreiheit eingeführt. Der Schinto war jetzt auch nicht mehr Staats-, blieb aber Hofreligion.

Über die Propaganda des Buddhismus in Europa, die übrigens vorzüglich von der theosophischen Gesellschaft ausgeht und in Leipzig einen Missionsverlag hält, deren Bemühungen aber, die besonders Dr. Arthur Pfungst befördert, ebenso aussichtslos sind, wie diejenigen des Islam, haben wir in unserem Buche „Aus Loge und Welt“ S. 152 ff. ausführlich berichtet.

Sechster Abschnitt.

Die Kunstleistungen.

---

1. Die Künste im allgemeinen.

Abgesehen von der Tatsache, daß die Künste im engern Sinne (d. h. mit Ausnahme der Dichtkunst) in der hier behandelten Zeit nicht so reich an Hervorbringungen waren, um einen besonderen Abschnitt dieses Buches in Anspruch nehmen zu können, ist es unsere Überzeugung, daß die Kunst in allen ihren Formen nur eine ist. Mögen die einen (Realisten) ihr Ziel in der Wahrheit oder die anderen (Idealisten) in der Schönheit erblicken, — sie hat in Wirklichkeit beide Ziele; denn sie soll, wenn sie auf die Menschen günstig wirken will, weder unwahr (d. h. unwahrscheinlich), noch unschön (d. h. abstoßend) sein. Wie die Dichtkunst im besondern, so ist die Kunst im allgemeinen Dichtung, d. h. sie hat das Recht, frei zu erfinden, soweit sie sich nicht in das Erlogene verirrt. Ein Tempel oder Palast, ein Bildhauerwerk, ein Gemälde, eine mimische Darstellung, eine Tonschöpfung, all dieses kann ein Gedicht genannt werden, und ein wirklich bedeutendes Dichterwerk darf auch ein Gemälde, eine Symphonie, eine Gestaltengruppe, ein schönes Bauwerk heißen. Vermählen sich ja auf der Bühne, die die Welt bedeutet, alle Künste zu einer einzigen Schöpfung. Dies war auch der Traum Richard Wagners („Das Kunstwerk der Zukunft"), der sich zwar tatsächlich auf Dichtung, Tonkunst und Schauspiel beschränkte, dessen Urheber aber noch heute als der größte Name des 19. Jahrhunderts gefeiert wird, dem alle gebildeteren Völker des Erdballs huldigten (Spiro, Geschichte der Musik). Wahrlich, so wenig wir dieser Verherrlichung beistimmen können, wir suchen umsonst in der Geschichte der Tonkunst einen Namen auch nur annähernd gleichen Weltruhms, dessen wir nicht schon in unseren beiden vorangehenden Bänden gedacht hätten. Es ist, als ob sich das musikalische Genie aus Mitteleuropa nach den Norden und Osten

geflüchtet hätte, wo wir in unserer Zeit den Norweger Eduard Grieg (1843—1907) und den Russen Peter Tschaikowski (1840—1893) finden, dessen Leben ein Roman war, der von höchster Begeisterung wie von leichtfertigem Arbeiten erzählt. In Deutschland und Österreich sieht Spiro nur vereinzelte Sterne, dort Paul Geisler, hier Hugo Wolf, talentvolle Liederdichter, die aber, weil nicht Virtuosen, bei der Verrohung des künstlerischen Empfindens nicht emporkommen konnten. Allgemeiner Verfall, Verzweiflung an der Zukunft ist der Schlußsatz unseres Geschichtschreibers der Tonkunst. Wie in dieser überhaupt, so bildet, wie Georg Witkowski (Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts) sagt, auch in der Oper Richard Wagner den Schlußstein der Originalität, und seine Nachfolger zehren von der Erbschaft der vergangenen Zeit. Vom gesprochenen Drama ist mehr zu sagen; aber es ist Aufgabe der Literaturgeschichte, was die Dichter, und wäre, was die Spieler betrifft, eine solche, der wir zu ferne stehen.

Mit der Tonkunst ist unlösbar der Tanz verbunden, die erste und einfachste mimische Kunst. Eine solche ist indessen nicht der Balltanz, diese oberflächliche Vergnügung in Ermangelung einer geistvollen, diese oft gefährliche und daher willkommene Gelegenheit zum Flint (oben S. 137). Er ist zugleich aber eine Abschwächung der Volkstänze ohne deren Anmut und Poesie. Im 18. Jahrhundert kamen sie aus Polen, Italien und Frankreich unter verschiedenen Namen, um mit dem deutschen Walzer abzuwechseln, den Musiker wie Schubert und Weber ihrer Tonsetzung würdigten, wie Chopin die polnischen Tänze. Höher als jene Gesellschafts-Raserei steht das künstlerische Ballett, ein Gedicht ohne Worte, ein Gemälde in Bewegung. In unserer Zeit hat es verschiedene Abzweigungen hervorgerufen, wie die in wundervollen Lichtwirkungen strahlenden Serpentinentänze. Eine weitere, teils bewunderte, teils bestrittene Erscheinung sind die an Indien und Alt-Hellas erinnernden Barfuß-Tänzerinnen Isadora Duncan, Maud Allan und andere.

Da wir uns auch in der Dichtkunst in einem Niedergange befinden, wie sich bei Anlaß ihrer Geschichte zeigen wird, so sucht die Schauspielkunst und mit ihr die Baukunst und Maschinentechnik diesen Mangel durch Glanz und Prunk der Bühne und der Trachten und durch großartige Theatergebäude wettzumachen. Die Malerei trägt dazu durch künstlerisch gemalte Dekorationen von täuschender Wahrheit bei. Geschichtliche Genauigkeit inbezug auf ferne Zeiten und fremde Länder wird bis ins kleinste angestrebt. Die Ausstattung ist die Hauptsache, die Dichtung ist Gegenstand der Mode; es kommt besonders darauf an, daß sie neu ist. Doch wechselt man, wie statistische Übersichten zeigen, auch mit älteren Stücken von Ruf ab.

Die Bühnenräume und die Zahl der Auftretenden wachsen ins Riesenhafte, und das elektrische Licht trägt zur Verstärkung des Effektes bei. Als Muster einer Bühne mit künstlerischer Wirkung und von Weltruf wird die Münchener Shakespaere-Bühne anerkannt. Die oft vorkommenden Theaterbrände nötigen zu Vorsichts- und Schutzmaßregeln, die immer mehr berücksichtigt werden.

Diesem Luxus gegenüber stehen die Schauspielaufführungen im Freien, wie sie die Schweiz übt, so in unserer Zeit die Feier der Schlacht an der Calven (1499 im Schwabenkriege), 1899 in Chur, die der Appenzeller Freiheitskämpfe (1403 u. 1405) in Vögelinsegg und am Stoß, 1903 u. 1905, die großartige Aufführnng der „Braut von Messina“ in den Resten des römischen Amphitheaters zu Widonissa 1907 usw. Auch Schillers Tell und Otts „Karl der Kühne“ werden an verschiedenen Orten oft im Freien oder in einfachen Festhütten aufgeführt. Die Bühne der Musen hat ihre vulgäre Karikatur im Tingeltangel, den, in Nachahmung der Pariser Cabarets Ernst von Wolzogen am Ende des vorigen Jahrhunderts als „Überbrettl“ künstlerisch zu gestalten versucht hat.

Eine Reform des Bühnenwesens regte der Franzose Adolf Appia um die Jahrhundertwende mit den nicht ganz klaren Worten an: „Musik und Inszenesetzung müssen mit dem Darsteller (und wenn es mehrere sind?) ein Ganzes bilden, wobei der Darsteller den Grundton dieses Akkordes angibt.“ (B. A. Z. 1903 Nr. 77.)

Daß die Dichtkunst wie oben gesagt, sich heute in einem Niedergange befindet, ohne deshalb hervorragender Talente zu entbehren, verschuldete die Giftpflanze des Naturalismus. Es ist keine unnatürliche Sache, daß Erscheinungen, die an sich voll berechtigt und sogar höchst notwendig sind, unberechtigte und unnötige Nebenerscheinungen hervorrufen oder wenigstens dazu helfen, sie zu erzeugen. So haben die im 19. Jahrhundert zu hoher Blüte gediehene Naturforschung und die durch geniale Erfindungen unterstützte Industrie vermöge der in ihnen selbstverständlich enthaltenen Poesielosigkeit und Trockenheit die Menschen unserer Zeit unbewußt verleitet, alle Pflege des Schönen und Guten zum Vorteile des angeblich Wahren bei Seite zu werfen. In der Philosophie und in der Wissenschaft überhaupt erzeugte dieses Streben den Pessimismus und Materialismus, in der Poesie und anderen Künsten den Naturalismus. Es sollte auf diesem göttlichen Felde alles in das gemein Irdische herabgezogen werden. Es sollte nur dargestellt werden, was sich wirklich begibt. Eine oberflächliche Beobachtung glaubte zu bemerken (oder wollte dies, weil im Zuge der Zeit liegend), daß tatsächlich das Rohe und Häßliche in der Welt vorherrsche, daß Sittlichkeit und Ehrlichkeit, Begeisterung und edles Streben nur Träume unpraktischer

Seelen seien und, wo sie vorkommen sollten, nur gering geschätzt zu werden verdienten. Nicht, daß die neuen Dichter gemein oder unsittlich schreiben wollten; sie waren vielfach nur einseitige Realisten, daher dem Idealismus entfremdet und überzeugt, daß die grobe Wirklichkeit die herrschende Erscheinung und ihre Bekämpfung Kennzeichen beschränkter Köpfe sei. Diese Richtung ging teils willig, teils widerwillig, einig mit der Sozialdemokratie, die kein anderes Ideal kennt als weniger arbeiten, gut essen und trinken, und der hochgebildete Nietzsche drückte ihr den Stempel auf mit der „Umwertung aller Werte" und mit dem Wahlspruch: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt".

So traten denn in den Werken der Dichter, die sich einbildeten, alles genau so darzustellen wie es sei, was aber nicht der Fall war, Verbrecher und Dirnen als Helden auf; anzügliche Gebärden und Szenen wurden der Bühne vorgeschrieben, das Laster siegte, die Tugend unterlag, das Häßliche triumphierte.

Die eigentliche Heimat dieser Richtung war Frankreich, von wo sie sich nach Rußland und Skandinavien verzog und von diesen rings um Deutschland liegenden Ländern aus das Land der Dichter und Denker eroberte und beherrschte, freilich nur bis auf einen gewissen Grad. Doch erfordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß diejenigen Männer, die als die Hauptvertreter des Naturalismus gelten, keineswegs die oben skizzierte äußerste Verrohung der Literatur beabsichtigten. Ein Zola wollte nur die Gesellschaft so schildern wie er sie kennen lernte und stellte sie daher als eine Familie dar, die den verkommenen Wüstling, wie den geistig hochstehenden Gelehrten umfaßte. Ein Ibsen verfolgte das Ziel, Schäden der Gesellschaft zu geißeln. Ein Tolstoi wollte auf das Unglück seiner geknechteten und hierdurch entsittlichten Landsleute hinweisen.

Aber der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Und er brach. Die minder Begabten wie die wenig um edle Ziele bekümmerten Nachtreter erschöpften sich in ihrem Tollhäuslertum und ihrer leichtfertigen Klexerei, und das Publikum gähnte und gab ihnen den Abschied. Vor Ende des alten Jahrhunderts war der Naturalismus tot und begraben, und, wie stets ein Extrem das andere jagt, so hatte sein Gegenpart, der Idealismus, doch meist nur in der ungesunden Gestalt des unklare Gestalten vortäuschenden Symbolismus die Bühne betreten. Man gefiel sich darin, dunkel zu sein, mystische, geheimnisvolle Gedanken in Worte und Taten umzusetzen, allerdings auf sehr verschiedene Art. Der Altmeister Ibsen ging von den satirischen „Stützen der Gesellschaft" usw. durch die Geheimnisse der Vererbung in den „Gespenstern" usw. zu dem Walten rätselhafter Geistesmächte in der „Frau vom Meer" usw. über. Zola verließ die Dirne

Nana und den Verbrecher Jacques Lantier, um im „Traum“ die Unschuld und im „Doktor Pascal“ die Liebe und Treue zu feiern. Tolstoi trat aus der Macht der Finsternis in das Licht des Urchristentums (wie er es auffaßte) hinüber (die genaue Zeitfolge spielt hier keine Rolle). Hauptmann setzte an die Stelle des schaurigen „Friedensfestes“ das zarte Hannele und die mystische „versunkene Glocke“. Sudermann an die von „Sodoms Ende“ den Johannes usw. Björnson, der dem Naturalismus fern gestanden, lieferte dem Symbolismus das mächtige Doppelstück „Über unsere Kraft“, während Strindberg zwischen Naturalismus und Phantastik hin und her schwankte, ohne einen Ausweg zu finden. Wie auch der Symbolismus zerbrach, ist bei Anlaß der Deutschen Dichtung zu erwähnen.

Die Dichtung steht mit ihrem Übermaß von Worten in der Mitte zwischen den Tönen ohne Worte der Musik und den Farben ohne Worte der Malerei. Aber wie die Töne Klangfarben, so haben die Gemälde Stimmungstöne. Wir folgen im Nachstehenden Adolf Rosenbergs Handbuch der Kunstgeschichte (Bielefeld und Leipzig 1902) und beschränken uns auf das Notwendigste. An der Spitze der deutschen Maler unserer Zeit, d. h. derjenigen, die wir noch nicht oder nur kurz (in VI u. VII) genannt haben, steht der große Bildnisschöpfer Franz Lenbach (geb. 1836), der Psycholog mit Farbe und Pinsel, wie seine sprechenden, die Geschichte der Zeit veranschaulichenden Bilder der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Bismarcks (des eisernen Kanzlers wie er lebte) und Moltkes, Leos XIII. und vieler anderen zeigen. Die Sitten- und Volksmalerei (Genre) Münchens aus Pilotys Schule hervorgegangen, fand ihre Meister in Franz Defregger (geb. 1835), der die Tiroler in Geschichte und Volkstum in Farben unsterblich machte. In der Bildnisschule Münchens wurde der große Name Kaulbach wieder lebendig.

Erst späte Anerkennung fand Anselm Feuerbach (1829 bis 80) als Historienmaler in großem Stil (Amazonenschlacht, Titanensturz). Aus der Berliner Schule gingen Max Liebermann (geb. 1849), den Rosenberg zu den schwankendsten Gestalten der Kunstgeschichte zählt, sowie Max Klinger (geb. 1857) und Hermann Prell (geb. 1854), vielseitige Künstler hervor, aus der Düsseldorfer Schule Eduard Bendemann (1811—89, — die trauernden Juden in Babylon), Ludwig Knaus (geb. 1829), der Schweizer Benjamin Vautier (1829—98) und die Brüder Achenbach. Ungarns Malerei ist durch den großen Namen Michael Munkacsy (1846—1900) vertreten. Einzig in seiner Art steht der Illustrator Fidus aus Lübeck da, ein Autodidakt mit Kraft und Leben (B. A. Z. 1901 Nr. 144). Viel genannt ist die

1895 gegründete Landschafterschule von Worpswede bei Bremen (B. A. Z. 1901 Nr. 217). Die Landschafter Ludwig Dill und Franz Stuck (geb. 1863) führten mit Fr. von Uhde (VII S. 534) eine Bewegung an, die in München unter dem Namen „Sezession“ alte Überlieferung bekämpfte und in genial sein sollender Manier Werke schuf, die oft schwer zu verstehen sind. Den Baier Hubert Herkomer (geb. 1849) hat Deutschland an England verloren, wo sein Freilicht-Bildnis der Miß Grant Weltruf erlangte.

Unter den englischen Malern haben wir die sonderbaren Präraffaeliten bereits (VII S. 236 f.) erwähnt (vergl. B. A. Z. 1902 Nr. 206). Ihr bester war Burne-Jones (1833—98), dessen formenschöne Schöpfungen auch in Deutschland bewundert wurden, ihr letzer Walter Crane (geb. 1845), zugleich Buchillustrator und sozialistischer Agitator (B. A. Z. 1901 Nr. 49). Bemerkenswert ist, daß England auch eine Schlachtenmalerin in Lady Elisabeth Butler besitzt (B. A. Z. 1902 Nr. 164).

Zahlreiche belgische, holländische, italienische und spanische Maler, die die großen Erinnerungen ihrer Länder aufrecht erhalten, müssen wir des Raumes wegen übergehen. In Frankreich stehen Puvis de Chavannes (1824—99) an der Spitze der Impressionisten (VII S. 555), an jener der dekorativen Malerei Paul Baudry (1828—86), der Militär- und Genremalerei Ernst Meissonier (1813—91).

Die Bildhauerkunst, die Bilder aus der Fläche heraustreten läßt, hat sich hauptsächlich in Denkmälern betätigt, deren Deutschland zahllose der Helden von 1870, Frankreich solche der Jeanne d'Arc, Belgien das Gottfrieds v. Bouillon (von Simonis) besitzt; andere hervorragende Werke unserer Zeit würden uns zu weit führen. Die Baukunst, die noch weiter in die Öffentlichkeit heraustritt, muß, der Zusammenhänge wegen, in den Abschnitt über Technik verwiesen werden.

2. Die deutsche Dichtung.

a) Allgemeines.

Die hier behandelte Zeit beginnt im deutschen Dichtergarten ungeachtet voller Hingabe an das Moderne mit neu erwachender Liebe zur mittelhochdeutschen Form unserer Sprache. Dies zeigt besonders die Ende 1897 (mit Jahrzahl 1898) erschienene Übertragung von Wolframs von Eschenbach Parzival ins heutige Deutsch durch Wil-

helm Hertz. Der Übersetzer hat sich zur Aufgabe gemacht, das großartige Dichtwerk dem Verständnis seines Volkes näher zu bringen, und war deshalb zu manchen Kürzungen genötigt, da die hieroglyphische Bildersprache des vielseitigen Gedichtes uns fremd geworden ist (Proben dieser und früherer Übertragungen s. B. A. Z. 1897 Nr. 284).

Zu derselben Zeit erwachte (wie im vorhergehenden Zeitraum für Goethe) (VII S. 496) ein vermehrtes Interesse für Schiller. Es erschienen eine Menge Schriften über ihn, so daß schon 1897 eine Schiller-Renaissance in Aussicht stand, die dann auch ihren Fortgang nahm und ihren Höhepunkt 1905 bei Anlaß von Schillers hundertstem Todestage erreichte. Seine Mutter, seine Gattin, seine Frauengestalten wurden Gegenstand besonderer Arbeiten, was nicht ohne Zusammenhang mit der gleichzeitigen Frauenbewegung gewesen ist. Es folgten dann namentlich am genannten Jahrhundertfeste zahlreiche Ausgaben seiner Werke und Lebensgeschichten Schillers, auch Alben mit huldigenden Aussprüchen unserer Zeitgenossen über ihn, unter die auch eine Schimpfrede von Karl Bleibtreu aufgenommen wurde. Dem naturalistischen Heere ist Schiller natürlich ein Greuel geblieben.

Des Zusammenhanges wegen müssen wir in diesen allgemeinen Erörterungen weiter zurückgehen, als der diesem Buche vorgezeichnete Zeitraum reicht.

Die Zeit um das Jahr 1880 und ihre Erscheinungen im deutschen Reiche: der traurige Rückgang des Freisinns, das Anwachsen der Sozialdemokratie, der Sieg des Schutzzolls und die zunehmende Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen nährten die materialistische Weltanschauung und mit ihr eine ähnliche Stimmung in der dichterschen Tätigkeit. Neben dem Sozialismus, sowohl dem demokratischen als dem christlichen und nationalen wirkte deren fantasiereicher Gegner, der Dichter-Philosoph Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900) verwirrend auf die jüngere Schriftstellerschaft und stachelte durch sein Ideal des aristokratischen „Übermenschen" das Selbstbewußtsein, noch mehr aber die Eitelkeit der sich bekanntlich sämtlich für groß haltenden jungen Dichter auf. Herren-, nicht Sklavenmoral wurde das Losungswort aller dichtenden Jugend. Nietzsches zahllose Widersprüche wurden auch das Kennzeichen seiner Anbeter und Anbeterinnen (s. über ihn VII S. 452 ff. und unser Buch „Anti-Zarathustra". Altenburg 1899). Sein Aphorismenstil wurde vorbildlich für die Zerfahrenheit der jüngeren Dichtergruppe, nicht weniger auch trug sein Haß gegen sein Vaterland zur größern Wertschätzung fremder als heimischer Dichtergrößen bei. Tiefer in seine Werke einzudringen war ja nicht notwendig; die Aneignung der hervorstechendsten Schlagwörter genügte vollkommen, auch um sich alles mögliche dar-

unter zu denken. Dazu gehörte besonders die Verachtung der „Allzuvielen“, zu denen ja keiner nach seiner Ansicht gehörte.

Auf andere Kreise wirkten daneben Heinrich von Treitschke, der geistvolle nationalliberale Historiker (1834—96), und der Orientalist Paul Bötticher, genannt de Lagarde (1827—91). Jener durch seine „Deutsche Geschichte“, dieser, wie Nietzsche aristokratisch und eigenartig (individualistisch), aber auch germanisch gesinnt, durch seine „Deutschen Schriften (1886). „Von Nietzsche und Lagarde beeinflußt,“ schrieb Jul. Langbehn 1890 seinen damals massenhaft gelesenen, jetzt vergessenen „Rembrandt als Erzieher“ (VII S. 3 f.). Seine Paradoxien wurden vielfach vorbildlich. Diese Schriftsteller boten ein gut deutsches Gegengewicht gegenüber dem grassierenden Kosmopolitismus und hatten auch die große Mehrheit des deutschen Volkes für sich.

Kosmopolitisch gerichtet war dagegen die Moderne, wie Hermann Bahr die neue Dichterschule (Schule eigentlich nur im verneinenden Sinne) nannte. Man bezeichnete im Gegensatze dazu die damals noch herrschende literarische Richtung als Dekadence (Verfall), was übrigens auf alle europäischen Länder zutraf. Aber gerade in den Nachbarländern, nicht in Deutschland, erhob sich ein berechtigter Realismus (Wirklichkeitskunst) mit seinem faulen Auswuchs, dem Naturalismus, und so kam es, daß, um den Verfall zu überwinden, eine übertriebene Verehrung des fremdländischen Realismus in der jüngern deutschen Dichtung herrschend wurde, zuerst in gemäßigter Form; aber ihr auf dem Fuße folgte eine entschiedenere, soziale, moderne, zum Teil naturalistische Richtung (auf Daudet Zola, auf Björnson Ibsen, auf Turgenjew Tolstoi und Dostejewski usw.); eine dritte, nun wirklich dekadente, kranke Richtung machte sich später geltend mit Maupassant, Garborg, Tschechow und anderen, z. B. dem Belgier Maeterlingk, dem Italiener d'Annunzio, dem Schweden Strindberg usw. Alle aber überwog an Einfluß der echt realistische irrig für naturalistisch gehaltene) Ibsen, nach ihm Zola und Tolstoi. Alle diese realistischen Richtungen waren schon früher (in Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Anzengruber, Fontane usw.) vertreten; aber man hatte sie vergessen oder nicht beachtet oder besann sich erst später auf sie, als sie nicht mehr zu umgehen waren. Die jüngere Schule eröffnete, noch ohne Sturm und Drang, Hermann Heiberg 1881. Zola ahmte zuerst Max Kretzer 1882 nach. „Kritisch vorbereitet“ wurde der neue Sturm und Drang durch die Brüder Heinrich und Julius Hart. Eine förmliche Verehrung Zolas brachte 1883 der Franke Michael Georg Conrad aus Paris mit und schrieb zuerst wirklich naturalistische Romane. Die „Revolution der Literatur“ verkündete 1886 Karl Bleibtreu, und nannte als ihren Typus

den „Größenwahn“. Bartels bezeichnet als ersten Eindruck des jüngsten Deutschlands den eines Tohu Wabohu und Litzmann als seinen Nährboden Nervosität und Hysterie. Er zählte zu sich aristokratische Individualisten, Sozialdemokraten, Anarchisten, Materialisten und Spiritisten und bot Stimmungen von Liebeswahnsinn bis zu mönchischer Askese, und — alles dieses war nicht neu, nur wurde es mit größerer Offenheit als sonst gezeigt. Einen weiterreichenden Ruhm erlangte der Sturm und Drang nur durch den allein bedeutenden Lyriker dieser Gruppe, Detlev von Liliencron, und die Bewegung wurde überhaupt wenig bekannt, bis 1889 Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann auf der Schaubühne erschienen und das naturalistische Drama begründeten. Das waren die Anfänge, und wie schnell, ach, nahte das Ende! Schon zwei Jahre nach diesem Auftreten schrieb Hermann Bahr „Die Überwindung des Naturalismus“, und schon meldete sich der Symbolismus als sein Nachfolger. Seine Vorbilder waren die Präraffaeliten, Maeterlingk, Verlaine, der spätere Ibsen und Nietzsches Zarathustra. Was die Seele im Naturalismus eingebüßt hatte, gab ihr der Symbolismus mit Zinsen zurück. Außer Sudermann und Hauptmann, die später dem Symbolismus huldigten, nicht zum Vorteil ihres Könnens, sind Hauptvertreter der neuen Richtung Otto Jul. Bierbaum, Gustav Falke, Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal und andere, doch nicht immer in folgerichtiger Weise. Im ganzen bilden die Symbolisten eine neue Dekadence, zu der aber auch andere Dichter gehören, deren Schaffen etwas krankes, leidendes hat, das sich als so unfähig erwies, daß eine Zukunft ihr nicht blüht, wohl aber der später auftretenden kräftigen Heimatkunst, die indessen noch in den Anfängen steht.

b) Einzelnes.

1. Die ältere Schule.

Unter den deutschen Dichtern, deren Anfangs- und Blütezeit in die Jahre vor dem Anfange des neuen Sturms und Drangs fällt, haben manche, die wir schon früher nannten, in der hier behandelten Zeit noch reife Werke geschaffen, die klar zeigen, daß sie, wie von Seite der Jungen geschah, ihr Zusammenwerfen mit geringwertiger Zeitschriften-Novellistik und Feuilletonplauderei nicht verdienen.

Der Restor der in unserer Zeit noch wirkenden deutschen Dichter ist Wilhelm Raabe (geb. 1831), von dem 1898 die Erzählung „Hastenbeck“ erschien, die im siebenjährigen Kriege spielt und den düsteren, aber gemütvollen Charakter seiner früheren Werke nicht verleugnet.

Ein Gegenbild zu dem ernsten Raabe bildet der stets lustige und drollige Wilhelm Busch (geb. 1832 im Lande Hannover, gest. 1908). Seine Knittelverse vom „Unglücksraben Hans Huckebein“ bis zur „frommen Helene“ sind die Lieblinge aller, denen Lachen über alles geht.

Der Altmeister der germanischen Sage und Geschichte, Felix Dahn (geb. 1834), ließ 1897 den zehnten seiner „kleinen Romane aus der Völkerwanderung“, Ebroin, erscheinen, eine Geschichte aus der blutigen und greuelvollen Merowingerzeit.

Verwandtschaft im Stoffe mit den Erzählungen Dahns haben diejenigen von Adolf Hausrath (geb. 1837), der seinen früheren antiken und mittelalterlichen Romanen (der Trilogie Antinous, Jetta und Klytia) und dem Luthervorgänger „Pater Materaus“ 1902 „Die Albigenserin“ folgen ließ, deren Schilderungskunst und Handlungsführung (B. A. Z. 1902 Nr. 280) gerühmt werden.

Adolf Wilbrandt (geb. 1837) gab 1902 in dem Drama „Der Meister von Palmyra“ dem menschlichen Inhalte der Ahasversage Ausdruck, die er „vereinheitlichte, vertiefte und reinigte“ (B. A. Z. 1902 Nr. 127). Der Held Apelles stirbt unter der Frieden gebenden Hand der Königin Zenobia.

Von Wilhelm Jensen (geb. 1837) erschien 1899 der Roman „Um die Wende des Jahrhunderts“ (nämlich des 18. und 19.), der den Einbruch der Revolutions- und Napoleonstruppen in einen verrotteten deutschen Kleinstaat lebendig schildert, in dem sich aber edle Gestalten finden (B. A. Z. 1899 Nr. 281). In unserem Jahrhundert folgte „Der Schleier der Maja“, eine Strandgeschichte von der Ostsee, reich an bestrickenden Gestalten, und mehrere ähnliche schlossen sich an.

Der vielgelesene steirische Alpensänger und Alpenfabulierer Peter Rosegger (geb. 1843) ist durch Heimat und Erziehung so fest an die katholische Kirche gekettet, daß sein Verstand, der nach Reformen ruft, sich nicht bis zum „Los von Rom“ aufschwingen kann („Mein Himmelreich“ B. A. Z. 1902 Nr. 13). In „Frohe Botschaft eines armen Sünders“ behandelt er die Eindrücke der Person Jesu auf das Volk (B. A. Z. 1904 Nr. 278). Andere Pfade schlägt er ein in seinen beliebten steirischen Bauernromanen, von denen „Der Gottsucher“, „Jakob der Letzte“ und „Das ewige Licht“, die alle den Niedergang eines Alpendorfes ergreifend schildern, wohl die besten sind. Einen abweichenden Schauplatz betreten wir in „Weltgift“, einem Roman, der erschütternd schildert, wie ein verdorbener Großstädter vergeblich Heilung im Landleben sucht und in Wahnsinn endet, während sein unverdorbener treuer Diener auf den Bergen der Schmied seines Glückes wird.

Merkwürdige Wandlungen hat Ernst von Wildenbruch (geb. 1845) durchgemacht. Nach seinen Hohenzollerndramen (VII S. 487) nnd der feinen antiken Künstlergeschichte „Der Meister von Tanagra“ trat er mit den Stücken „Die Haubenlerche“ und „Meister Balzer“ und einigen Romanen dem Naturalismus nahe, kehrte aber mit „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ zur deutschen Geschichte zurück, stellte in der „Tochter des Erasmus“ „nationalen Geisteskampf und geistiges Epikuräertum“ (Bartels) einander gegenüber und widmete sich dann einer Reihe von Novellen und Romanen mit meist außerordentlichen und ergreifenden Schicksalen voll von Problemen, unter denen „Das schwarze Holz“ (1905) hervorzuheben ist, die Geschichte der Abkömmlingin eines Raubrittergeschlechts, die als arme und unwissende Magd dient, aber eine majestätische Gestalt geerbt hat. Sie verliebt sich in einen Unteroffizier, der hübsch aber ohne Seelenadel ist und kauft, da sie sich mit der Zeit viel Geld erspart hat, ihrer Nebenbuhlerin den Geliebten ab, der sie natürlich ausbeutet und mit der Nebenbuhlerin verrät. Der kunstsinnige Sohn des Gutsherrn entdeckt ihren der Umgebung verborgenen Renaissancetypus, gewinnt Interesse für sie, zieht sie mit nicht ganz reinen Absichten in sein Haus und versieht sie mit künstlerisch ausgedachten Gewändern. Sie bemerkt aber den Verrat, läßt die Feindin zu sich locken, ersticht sie und dann sich selbst. — Das neueste Werk des Dichters ist der psychologische Roman „Lukrezia“ (B. A. Z. 1907 Nr. 206).

Hans Hoffmann aus Stettin (geb. 1848) nennt Bartels den bedeutendsten Dichter seiner Art (der norddeutschen Kleinkunst), einen berufenen Nachfolger der großen Talente des poetischen Realismus und den ersten deutschen Dichter, der die deutsche Prosa vollbewußt poetisch zu behandeln gewußt hat. Außer seinem Hauptwerk, dem Roman „Der eiserne Rittmeister“ (1890) und dem zweiten „Wider den Kurfürsten“ (1894) sind wohl seine Novellen aus Italien und Korfu das reizendste, was er geschrieben hat (näheres B. A. Z. 1899 Nr. 108).

2. Der neue Sturm und Drang.

Der Lyriker und Epiker Detlev von Liliencron (geb. 1844) ist wohl der geistig unabhängigste und edelste Dichter dieser neuen Schule. Er hat das Verdienst, das Epos aus einem langen Schlafe wieder aufgeweckt zu haben durch seinen Poggfred (1896), ein durchaus launenhaft aus einzelnen Bildern zusammengefügtes Werk ohne Zusammenhang, wie er selbst sagte, charakterlos, aber schön, prachtvoll und anmutig. Es berücksichtigt weder Zeit noch Ort, überhaupt keine Wirklichkeit, nicht einmal die Möglichkeit, sondern gehorcht

nur zügelloser Fantasie. Poggfred ist nicht etwa ein Held, sondern des Dichters Schloß, wo, abwechselnd mit Himmel und Hölle, das Gedicht ohne Handlung spielt. Gott und Engel, Tod und Teufel treten auf, Helden aller Zeiten von Hannibal bis Napoleon, ja von Moses bis Moltke, daneben Personen verschiedenster Art. Kurz, ein Wirrwarr ohne Gleichen, aber mit Geist (B. A. Z. 1897 Nr. 191). Über Liliencrons Lyrik, die ebenso regellos wie kraftvoll und anziehend ist, können wir weggehen. Ein Kritiker (B. A. Z. 1900 Nr. 82) sagt: „Er öffnete der Jugend die Augen. Sie wird noch geraume Zeit von den Bäumen ernten, die er pflanzte."

Als ersten naturalistischen Dichter nannten wir bereits Michael Georg Conrad (geb. 1846). Von ihm erschienen zuerst Sachen nach Art der älteren Schule, bis er in Paris Zola „entdeckte" und in München „Die Gesellschaft" gründete und darin ein burschikoses Wesen annahm. Seine naturalistischen Romane sind weniger bedeutend als für die Zeit und Schule bezeichnend. Davon sehr abstechend ist der phantastische Zukunftsroman „Aus purpurner Finsternis" (1900). Im Jahre 1903 erschien von Conrad das Königsdrama „Majestät". Eine warme, erschütternde Erinnerung an das tragische Ende Ludwigs II. Eine wohltuende Rettung des unglücklichen Monarchen. Conrad ist 1905 zur Heimatkunst übergegangen in dem Dorfroman: „Der Herrgott am Grenzstein". Das Buch ist aber nicht rein ländlich gehalten, sondern von städtischer Kultur durchsäuert (B. A. Z. 1905 Nr. 24).

Der Revolutionär der Literatur, Karl Bleibtreu (geb. 1859) ist als Dichter höchst unbedeutend; seine Arbeiten dieser Art sind vergessen; er betätigt sich in neuester Zeit als Schlachtenmaler mit der Feder und mit einer neuen „Entdeckung", daß Shakespeares Werke weder von diesem noch von Lord Bacon, sondern von Roger Manners, Earl von Rutland verfaßt seien, eine Hypothese ebenso wertlos wie die Bacomanie. Sein Roman „Geist, Geschichte einer Mannheit" wird als Kulturbild voll funkelnder Ironie und beißender Satire bezeichnet und soll auf persönlich Erlebtem beruhen, strotzt aber von Größenwahn.

Die Brüder Hart waren oder sind mehr Kritiker als Dichter. Doch machten sie als solche große Anläufe. Heinrich (1855—1907) arbeitete seit 1887 an einem Epos „Lied der Menschheit". Man rühmte ihm große Schönheiten und zuweilen hinreißende Sprache nach. Julius (geb. 1859) schrieb 1886 das naturalistische Schauspiel „Sumpf" und 1893 die Erzählung „Sehnsucht". Er ist mehr Lyriker als sein Bruder, wie sein Werk „Der neue Gott" zeigt.

Der vielseitigste und bestgehaßte Dichter dieser Schule, im Roman geradezu der bedeutendste, ist Hermann Sudermann (geb. 1857). Er gehört sogar nicht einmal ganz zum „Sturm und Drang", sondern

klingt nur in seinen ersten Schauspielen an den Naturalismus an. Bartels nennt als seine Vorbilder im Roman Spielhagen und Maupassant. Ganz vortreffliche Werke sind, außer einzelnen Schwächen, die gewaltigen Sittengemälde: „Frau Sorge“, „Der Katzensteg“ und „Es war“. Das erste ist wohl das beste geblieben; das letzte ist in manchen Teilen roh und das wenigst befriedigende.

Im Drama ging Sudermann in die Schule Dumas des Jüngern. In seine erste naturalistische Periode gehören die sattsam bekannten Familienstücke und Unsittengemälde „Ehre“, „Sodoms Ende“ und „Heimat“. Nach diesen verfiel er in eine bedauerliche Zwischenzeit „gemein-sentimentaler“ und „brutaler“ Bühnenstücke, die zu nennen Raumverschwendung wäre. Eine dritte, leider auch absteigende Stufe beginnt mit dem schwächlichen „Verfalls-Trauerspiel“ „Johannes“. Nicht glücklicher ist er in seinen neuesten Stücken „Es lebe das Leben“ (ein wahres Folterwerkzeug) und „Stein unter Steinen“, in denen er eigentlich schon zu den Dekadenten gehört. Er kann trotzdem auf eine tüchtige Lebensarbeit zurücksehen.

Man ist gewohnt, wie Goethe und Schiller, dann Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, so Sudermann und Hauptmann, zusammenzustellen. Allerdings eine absteigende Dreizahl von Paaren (man könnte mit Bartels sagen: goldenes und silbernes und dazu setzen: ehernes Zeitalter). Gerhart Hauptmann (geb. 1862) ist ausschließlich Bühnenschriftsteller (anderes von ihm ist vergessen). Er wurde (sogar von Fontane) als Nachfolger Ibsens gepriesen, reicht jedoch, trotz schönem Talent, das er aber oft mißbrauchte, dem Norweger nicht das Wasser. Seine ersten Stücke „Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“ sind in vielem abstoßend und scheinen nur zerrüttete Familienzustände darstellen zu wollen. Etwas aufsteigend, aber schwächlich, ist „Einsame Menschen“. Kräftiger, eigentlich urwüchsig sind „Die Weber“ (1892). Mit dem historischen „Florian Geyer“ fiel er durch. Ganz neue Wege beschritt Hauptmann in dem „pathologischen Märchenstück“ „Hanneles Himmelfahrt“ und in der nun völlig symbolistischen „Versunkenen Glocke“. Diese ist himmelweit von den anderen Stücken verschieden; sie ist in Versen und (mit Ausnahme der „alten Wittichen“) gut deutsch verfaßt (man atmet auf, vom entsetzlichen schlesischen Dialekt erlöst), ein Märchen- und Zauberstück, in dem mythische Wasser- und Waldgeister neben dem Helden, dem Glockengießer Heinrich, die Hauptrolle spielen, der sich ihnen hingebend, daran scheitert, ein übermenschliches Werk, einen Sonnentempel zu errichten. Aus dieser Traumwelt kehrte Hauptmann zu seiner alten Liebe zurück in seinen tieftragischen, die früheren überragenden realistischen Dramen: „Fuhrmann Henschel“ und „Rose Bernd“. Doch war auch dieses nur eine neue Episode im Schaffen Hauptmanns.

Wie zur alten Liebe in jenen beiden Familientragödien kehrte er zur neueren Liebe, der Symbolik, zurück in dem Ende 1906 erschienenen Stücke „Und Pippa tanzt“. Die Personen sind Sinnbilder. Nach Richard Meister stellt Pippa, ein Wunderwesen wie das verführerische Rautendelein in der versunkenen Glocke, das Leben dar. Wie die dämonischen Gestalten der „Glocke“ der Fantasie, so sind die in „Pippa“ der Natur entnommen. Es ist wie in der „Glocke“ eine Traumwelt, in der sich vier verschiedene Menschentypen um Pippa bewegen und um sie kämpfen, ohne daß einer dauernd siegt (B. A. Z. 1906 Nr. 302).

Weitere naturalistische Dramatiker sind Gerharts Bruder Karl Hauptmann (geb. 1858), sein Mitbewerber Max Halbe (geb. 1865), der Wiener (Jude) Arthur Schnitzler (geb. 1862) und der Berliner (Jude) Georg Hirschfeld (geb. 1873), über die nach Gerhart nicht mehr viel zu sagen ist. Übrigens sind die Erfolge dieser Dichter nicht von Bedeutung. Dies gilt auch von den beiden „allein konsequenten“ Naturalisten, den geistigen Zwillingsbrüdern Arno Holz (geb. 1863) und Johannes Schlaf (geb. 1862). Holz suchte eine Reform der Lyrik zu begründen, indem er Reim und Versmaß abzuschaffen empfahl (Gedichte in Prosa, die auch anderswo Schule machten). Schlafs Drama „Meister Oelze“ (1892) allein erfreute sich eines gewissen Rufes. Beide suchte Arthur Moeller-Bruck („Die moderne Literatur“. Berlin und Leipzig 1899—1902, Band 4, 7 und 8) zu verewigen.

Dem „Sturm und Drang“ sind noch verschiedene Schriftsteller anzufügen, die zwar nicht alle dieser Schule angehören, aber doch alle irgend einen „Sturm und Drang“ in ihren Werken behandeln oder einen solchen gegen irgend welche bestehende Einrichtung in Bewegung zu setzen suchen. Dahin können gerechnet werden:

a) Schilderer des Proletariates:

Max Kretzer (geb. 1854), der selbst Fabrikarbeiter war, ahmte zuerst Freytag und Spielhagen, später aber Zola nach. Sein erster Roman von Erfolg war „Meister Timpe“. Hier wie weiterhin sind die Fabrikherren Bösewichte und die Arbeiter Märtyrer. Wir übergehen daher die weiteren ähnlichen Erzeugnisse und erwähnen nur das merkwürdigste, worin Kretzer die Gemälde Uhdes in Schrift umsetzen zu wollen schien. Im „Gesicht Christi“ (1897) nämlich läßt er in den Straßen und Häusern Berlins bei jeder Gelegenheit Christum erscheinen, um die bösen Herren zu schrecken und die braven Proletarier zu trösten wozu sehr abstoßende Szenen kommen (B. A. Z. Nr. 205). Solche Anachronismen sind allzu gesucht und herbeigeschleppt, um als Dichtung im wahren Sinne gelten zu können.

Dramatisch behandelte das Proletariat Philipp Langmann in Brünn 1897 in seinem Stücke „Bartel Turaser“, das, wie ein Kritiker (B. A. Z. 1897 Nr. 120) sagt, den „Webern“ Hauptmanns an die Seite gesetzt werden darf. Die Moral des Stückes heißt: „Es ist schwer, ehrlich zu sein, wenn man Hunger hat.“

b) Sozialdemokraten und Anarchisten.

Jenes sind die lyrischen Dichter Maurice Reinhold von Stern, ein Balte (geb. 1859) und Karl Henkell aus Hannover (geb. 1864), Anarchist, natürlich theoretischer, der deutsch schreibende Schotte John Henry Mackay (geb. 1864), dessen Roman „Die Anarchisten (1891) in Nordamerika spielt. Mackay ist auch mit Erfolg Lyriker mit philosophischen Ideen.

c) Kritiker der Militärzustände.

Leutnant Fritz Oswald Bilse (geb. 1878), jetzt in der Schweiz lebend, schrieb 1903: „Aus einer kleinen Garnison“, worin er empörende Mißverhältnisse in einer elsässischen Garnison geißelte. Das Buch ist allbekannt.

Ihm folgte Franz Adam Beyerlein (geb. 1871) in Leipzig mit dem Roman „Jena oder Sedan?“ (auch 1903). Er urteilt wie Bilse mit warmer Vaterlandsliebe, aber weniger scharf und doch gerecht über Licht- und Schattenseiten des deutschen Heeres, vorab in Sachsen (B. A. Z. 1903 Nr. 101). Ein weiterer Roman „Ein Winterlager“ spielt zur Zeit Friedrichs des Großen und schildert die traurigen Folgen damaliger russischer Einquartierung in Preußen. Ähnliche Tendenz wie der erstgenannte Roman hat Beyerleins tragisches Schauspiel „Zapfenstreich“, dessen Schluß aber zu brutal ist.

3. Die Symbolisten und Dekadenten.

Unter diesem Titel fassen wir eine Gruppe von Dichtern zusammen, die meist mit den Stürmern und Drängern gleichen Alters, aber nicht Draufgänger wie diese, sondern Leidende und Duldende sind, die ihre Schöpfungen nicht beherrschen, sondern sich von ihnen beherrschen lassen, gewissermaßen von ihrem Pegasos, einem wilden oder auch blos ungezügelter Durchgänger, ins alte (oder neue) romantische Land getragen werden. Die Fantasie ist ihre Tyrannin, der sie gehorchen müssen, ob sie wollen oder nicht. Hätte Hauptmann nichts als Hannele, die Glocke und die tanzende Pippa geschrieben, so müßte er ihnen ebenfalls eingereiht werden. Der Naturalismus hat ihn nebst dem schlesischen Dialekt davor bewahrt. Wir möchten sagen: die Stürmer und Dränger sitzen in einer verräucherten Kneipe, die

Symbolisten und Dekadenten aber in einem eleganten kleinen Salon. Jene trinken Bier, Wein oder auch Schnaps und rauchen Knaster; diese aber betäuben sich mit Opium und Haschisch.

Der Senior und Führer dieser wie gesagt sich selbst betäubenden Gesellschaft ist Richard Voß, ein Pommer (geb. 1851), Bibliothekar der Wartburg dem Titel nach, aber Sommers in Berchtesgaden, Winters in Frescati, in der von ihm (auch von Paul Heyse) vielfach geschilderten Villa Falcanieri. Niemand kann leugnen, daß seine Werke, wenn auch krankhaft angelegt, zum Lesen fesselnd und spannend und niemals langweilig sind, wie es gewissen Anderen zum Bedürfnis geworden ist. Leixner nennt ihn frühzeitig überreizt, nervös, nicht maßhaltend, in seiner Weltanschauung schwankend, einen Zweifler und Grübler, pessimistisch vom Gefühl heraus. Von seinen Bühnenstücken, die aber nicht mehr zeitgemäß sind, werden hervorgehoben: Der Mohr des Zaren (1884), und Eva (1889). Seine lyrischen Gedichte erschienen 1875—78 unter dem Titel: „Scherben, gesammelt vom müden Manne." Müde mit 24 bis 27 Jahren! Vortrefflich und sein bestes sind die aus dem Leben gegriffenen „Römischen Dorfgeschichten und Novellen" (seit 1884). So natürlich diese, so romantisch und fantastisch angekränkelt sind seine Romane. Wir nennen als dies besonders beweisend: „Dahiel der Konvertit" (1889), Geschichte eines Juden aus dem römischen Ghetto, der, ein Schwächling an Geist, von blöden Einfällen hingerissen Christ, Mönch, Abt und Judenpeiniger wird, — Rella (1883) ein Gewebe der tollsten Art, „der Mönch von Berchtesgaden" (1891), „Römisches Fieber" (1902); ein deutsches Mädchen scheitert in Rom als Malerin und geht elend zugrunde, „Der König" (oder „Ein Königsdrama" 1895), das mit Anspielungen auf Ludwig II. von Baiern, einen Prinzen schildert, der ein bürgerliches Mädchen liebt und, wider seine Neigung zum Trone berufen, im Wahnsinn endet. Überragt an sicherer Zeichnung sind diese Werke von „Samum" (1903), ein Roman, der in Rom zur Zeit des abessinischen Krieges, der unsinnigen Bauwut, des hierdurch herbeigeführten Finanzkrachs und der damit zusammenhängenden Zerstörung des Ghetto spielt und die keusche Liebe zwischen einer frommen Fürstin und einem freigeistigen Revolutionär schildert, daneben auch nach Monte Carlo abschweift, wo der ungeliebte Gatte der Fürstin mit einer Dirne sich ruiniert. Zugrunde geht auch der Jude, der als Verwalter des Fürsten aus Rache seinen Ruin befördert und von den Trümmern des Ghetto verschüttet wird.

Merkwürdiger Weise hat Voß auch Humoristisches geschrieben, das recht gesund gegen Obiges absticht, so: die neue Circa und die Reise nach Mentone (beide 1904). In seine alte Liebe, aber in großartiger Weise, verfiel er wieder mit dem zur Zeit des Kaisers

Tiberius spielenden und diesen treffend schildernden Roman „Wenn Götter lieben“ (1906).

Prinz Emil von Schönaich-Carolath (geb. 1852 in Breslau, gest. 1908) wird von Bartels der bedeutendste der pessimistischen und Dekadenz-Lyriker genannt; er weist auf Byron und Heine zurück; seine Poesie hat ein aristokratisches Parfüm an sich, so sehr er das Volkslied liebt. Als Epiker folgte er Hamerling nach. Mit den Modernen hat er wenig Fühlung (B. A. Z. 1899 Nr. 210).

Gustav Falke (geb. 1853 in Lübeck) gab mehrere Sammlungen Gedichte und zwei Romane „Aus dem Durchschnitt“ (1892) und „Der Mann im Nebel“ (1899) heraus; eine moderne Dekadenznatur.

Konrad Telman (Zitelmann aus Stettin, geb. 1854, gest. in Rom 1899) weist auf Spielhagen zurück. Unter seinen zahlreichen besonders an der Riviera spielenden Romanen heißt der letzte „Vaterrechte“ (Kämpfe zwischen dem natürlichen Vater und dem Gatten der Mutter um den Sohn; B. A. Z. 1899 Nr. 163).

Ernst von Wolzogen (geb. 1855), der überfruchtbare Novellist, gehört nicht durchaus dieser Grnppe an, hat aber mehrere Züge von ihr (z. B. in der „armen Sünderin“, einem lannenhaften Weibchen, das trotz ihren Verirrungen schließlich ihr Glück als Hausdame eines alten Professors macht).

Wilhelm Walloth ans Darmstadt (geb. 1856) ist nach Bartels ein Vertreter feinerer Dekadenz und gibt raffinierte Seelenzergliederungen aus dem Leben der Gegenwart sowohl als aus dem Altertnm.

Ludwig Fulda (geb. 1862) ist besonders bekannt durch sein allbekanntes tolles Märchen- und Zauberstück „Der Talisman“ (1892), ist aber sonst ein schwacher Dichter.

Georg von Ompteda aus Hannover (geb. 1863), einer der beliebtesten und fruchtbarsten Erzähler, schrieb: Monte Carlo (wo sich ein dort ruinierter deutscher Gutsherr auf dem Spieltische erschießt), die Radlerin (ein Liebesepisode zu Rad in Dresden, ohne Folgen), Philister über Dir (ein redlicher Maler wird durch seine unverständige Frau gequält, bis sie sich trennen), die Trilogie, „Deutscher Adel um 1900“ (Sylvester von Geyer, ein an seiner schwachen Natur früh endender Offizier), Eysen, Geschichte einer Familie mit sehr mannigfachen Schicksalen, und Cäcilie von Sarryn, die sich ihrer Familie opfernde edle Jungfrau, zuletzt die übersentimentale Herzeloide (die warten muß, bis der Geliebte, der eine andere freit, diese verliert und dann erst an das ersehnte Ziel kommt).

Richard Dehmel (geb. 1863 in wendischer Gegend), überorigineller Lyriker, bei dem Symbolismus und Dekadenz in so raffi-

nierter Weise sich verbinden wie bei keinem andern, nach Bartels ein „geistiger Wollüstling mit fieberischer Überschwänglichkeit“. Auch er stand unter dem Banne Nietzsches, wie alle Dekadenten und nennt sich selbst seinen Herrn und Gott (Näheres B. A. Z. 1897 Nr. 155 und Moeller: Bruck Bd. 6).

Ein beliebter Lyriker übermoderner Kreise Berlins war einst der Hannoverer Heinz Tovote (geb. 1864), dessen Roman „Im Liebesrausch“ und weitere im „höheren Dirnenleben und Ehebruch“ schwelgten, aber zum Glücke vergessen sind.

Otto Erich Hartleben aus Klaustal (geb. 1864) ist lange ein beliebter Lorbeerträger der Modernen gewesen. Seine Dekadenz ging bis zur Bekämpfung aller Sittlichkeit in Romanen, Lustspielen und Schwänken. Sein bekanntestes Stück ist das brutale und innerlich unwahre Offiziers-Trauerspiel „Rosenmontag“ (1901). Über sein 1906 erschienenes „Tagebuch“ s. B. A. Z. Nr. 52.

Otto Julius Bierbaum aus Grünberg (geb. 1865), ein Nachfahre Liliencrons, liebt altertümliche Wendungen (Gedichtsammlung „Nehmt Frouwe diesen Kranz), bringt es aber nur zum Klingklang. Seine Romane „Pankratius Graunzer“ und „Stilpe“ („aus der Froschperspektive“) gefallen sich in einer gesuchten, verkünstelten Sprache. Sein neuestes ist „Prinz Kuckuck, Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollustlings“, — ein „Sumpfrausch“ in 3 starken Bänden (B. A. Z. 1907 Nr. 198).

Joh. Richard zur Megede aus Sagan (geb. 1864) schrieb anziehende aber „sensationelle und dekadente“ Romane und Novellen, wie „Das Leuchtfeuer von Brußernert“ „Modeste“ (ein Gutsherrn-Roman von der polnischen Grenze), „Trianon“ und andere Novellen.

Felix Holländers aus Leobschütz (geb. 1867) Hauptwerk ist „Der Weg des Thomas Truck“, der sich in sozialdemokratischen, niedrig-literarischen und erotischen Kreisen bewegt und eine verfehlte Existenz zum Helden hat. „Traum und Tag“ schildert ebenfalls gescheiterte Hoffnungen.

Wilhelm Hegeler (geb. 1870) zeichnet besonders verunglückte Existenzen, wie den „Pastor Klinghammer“ (der seinen, seiner Frau nachstellenden Bruder ermordet B. A. Z. 1903 Nr. 231. Anderes s. 1905 Nr. 15 und 1906 Nr. 143).

Jakob Wassermann aus Fürth (geb. 1873, wandelt ähnliche Wege in der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“ 1901) und der ungeheuer weitschweifigen Kaspar Hausers, des unglücklichen Findlings (1908).

Hugo von Hofmannsthal aus Wien (geb. 1874) ist weniger durch seine dekadenten Dramen, als durch seine Nachdichtung der

Elektra des Sophokles bekannt geworden. Die übrigen Dichter gleichen Schlages vermögen wir nicht zu bewältigen.

4. Die Heimatsdichter.

Unter diesem Titel haben wir die Freude, wieder zu einer gesundern, wenn schon noch in der Entwickelung befindlichen Dichtergruppe zu gelangen, ohne damit sagen zu wollen, daß ihre Glieder durchweg ohne solche Fehler seien, wie sie an den neuen Stürmern und Drängern, den Symbolisten und Dekadenten gerügt werden müssen. Wir überblicken sie nach den von ihnen mit Vorliebe geschilderten Landschaften, indem wir vom Nordosten des deutschen Sprachgebietes nach dem Südwesten wandern.

Ostpreußen hat seinen Volksschilderer, namentlich der Masuren an der russischen Grenze, in dem von ihnen stammenden aber gut deutschen Richard Skowronnek (geb. 1862), in den Romanen: Der Bruchhof, Das rote Haus und anderen.

In Posen wurzelt Karl Bässe (geb. 1872), der die Kämpfe zwischen Deutschen und Polen vom hohen Gebiete der Politik bis herab zur Straße, namentlich aber in der Schule, mit lebendigen Farben schildert.

Die Meere und Küsten Norddeutschlands haben den emsigen Schilderer ihrer Natur und kundigen Wortführer ihrer Kultur in Max Geißler, besonders in dem echten Volksroman „Die goldenen Türme“. Weiteres s. Nord und Süd, Oktoberheft 1907.

Schleswig-Holstein insbesondere ist der Schauplatz der erst vor wenigen Jahren zu weiter Berühmtheit gelangten Volksromane des früheren Pfarrers Gustav Frenssen (geb. 1863). Wir halten für den besten „Die Sandgräfin“, wirklich ein vortreffliches Buch. Die zu viel weiterem Rufe gelangten Werke „Jörn Uhl“ und „Hilligenlei“ scheinen uns eine absteigende Linie einzuhalten, wenn wir auch die gegen sie geschleuderten Parodien als eine Gemeinheit brandmarken müssen. Es ist namentlich in „Hilligenlei“ manches dunkel geblieben, und das eingeflochtene moderne Evangelium dürfte als verfehlt betrachtet werden. Eine aufgeklärte Bibel müßte ganz andere Wege einschlagen. — Dieselbe Landschaft fand neuerdings einen begabten Schilderer in Albert Johannsen („Fata Morgana“).

In der Mark Brandenburg spielen die zahlreichen Novellen und Romane der Brüder (oder Vettern?) Fedor und Hans von Zobeltitz, wenn sie auch hier und da etwas zu sehr Mache verraten. „Aus tiefem Schacht“, „Kreuz wende dich“ und „Die arme Prinzessin“ von Fedor, „Krach“ und „Talmi“ von Hans dürften hervorgehoben werden.

In Schlesien (Oberlausitz) ist Wilhelm von Polenz (1861 bis 1907) zu Hause. Dort spielen: „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), „Der Büttnerbauer" (1895) „Der Grabenhäger" (1897) und andere naturtreue Volksgemälde.

In den Städten der Hansa wurzelt Thomas Mann (geb. 1875). Einen weiten und hohen Ruf hat sein Familienroman „Buddenbrooks" (1901) erlangt. Ein Kritiker (B. A. Z. 1904 Nr. 67) sagt: „Das Ganze ist ein echtes und rechtes Epos, das ruhig und bedächtig, ohne Spannung, ohne alle dramatische Erregtheit und Zuspitzung seinen Gang geht". Die Personen sind gewöhnliche Alltagsmenschen, Schwung und Begeisterung fehlen, manche Beschreibungen sind ungebührlich (bogenweise) in die Länge gezogen und wirken daher auf nicht lammsgeduldige Leser einfach langweilig (dies gilt auch besonders vom Anfang). Geduldige Menschen mögen das Buch wohl anziehend finden, was aber nicht allen gegeben ist.

Das Rheinland behandeln novellistisch: Josef Lauff (geb. 1855) und Rudolf Herzog (geb. 1869). Von Lauff rührt die in der Landsknechtezeit spielende „Hauptmannsfrau" her, in der es bei aller Schärfe der Zeichnung abstoßend wirkt, daß eine Notzucht, die zugleich Ehebruch ist, den Mittelpunkt der Handlung bildet. Über „Pittje Pittjeritt" (1903) s. B. A. Z. 1904 Nr. 222. Von Herzog sind „Die vom Niederrhein" und „Das Lebenslied" durch die „Gartenlaube" bekannt und „Die Wiskotters" sind B. A. Z. 1905 Nr. 288 besprochen.

Oberbaiern hat beliebte Erzähler in Karl und Anton von Perfall (1850 und 1853), und Berchtesgaden insbesondere einen solchen in Ludwig Ganghofer (1853), der das dortige Kloster durch fünf Jahrhunderte hindurch in seinen Ereignissen verfolgte, wie durch die „Gartenlaube" und auch in Buchform allgemein bekannt ist.

Tirol hat in Karl Schönherr (geb. 1869) einen Dichter von Volksschauspielen gefunden, der Anzengruber würdig zu ersetzen verspricht.

Schwaben ist vertreten durch Hermann Hesse (geb. 1877) mit dem Roman „Unterm Rad" (1905) und Max Eyth („Der Schneider von Ulm", 1906). Beide schildern schwäbisches Stadt- und Schulleben in sehr packender Weise.

Das badische Land besitzt einen sehr gewandten und anziehenden Schilderer und Volksdichter in dem Pfarrer Heinrich Hansjakob in Freiburg (geb. 1837), dessen Schriften aber leider von Ultramontanismus und Preußenhaß erfüllt sind.

Elsaß spricht in seiner Landschaft und seinem Volkstum zu uns durch Fritz Lienhard (geb. 1865), der zwar seine Muse auch außerhalb der Heimat spielen läßt, aber durch seine „Wasgaufahrten“ (1896) das wieder deutsch gewordene Land in das deutsche Schrifttum eingeführt hat, indem er die Landschaft durch ihr Gebirge in höhere Beleuchtung bringt (B. A. Z. 1906 Nr. 297 bespricht sein „Wartburg-Drama“).

Wir schließen unsere Wanderung der Heimatkunst mit der Schweiz, unserem engeren Vaterlande. Durch ihre von aller Welt anerkannten, die erhabene Hochgebirgs- und liebliche Hügelwelt durch zahlreiche wundervoll blaue Seen schmückenden Naturschönheiten ist sie ganz besonders zu deren dichterischer Verherrlichung berufen; sie ist denn auch bemüht, die Schattenseiten der „Fremdenindustrie“, d. h. den Mißbrauch mehrerer ihrer herrlichsten Höhenpunkte und historischer Stadtgebäude durch schamloses Anbringen von Reklametafeln und aufdringlichen Plakaten zu dämmen und womöglich zu beseitigen, womit die Vereine für Heimatschutz nach Kräften beschäftigt sind.

Die deutschen Dichter der Schweiz in dem Zeitalter nach Gottfried Keller und Konrad Ferd. Meyer sind zwar nicht ausschließlich Heimatdichter. Einige haben sich sogar dem Symbolismus, nicht aber der Dekadenz angeschlossen; alle jedoch stellen das Vaterland und sein Volksleben in den Vordergrund ihres Schaffens.

Der Einfluß Kellers auf die jüngere Geschlechtsfolge ist nicht zu verkennen, während derjenige Meyers gering ist. Noch geringer ist derjenige der zeitgenössischen reichsdeutschen und österreichischen Dichter, während derjenige der klassischen Zeit, namentlich Schillers, dann auch Uhlands immer noch deutlich bemerkbar ist. Auf umgekehrtem Wege sind gleich Keller und Meyer auch die heutigen im Reiche sehr viel beachtet worden. —

Ihr ältester, Arnold Ott aus Schaffhausen (Arzt in Luzern, geb. 1840), ein in vielem glücklicher Nacheiferer der beiden genannten schwäbischen Klassiker, sowie Shakespeares, schuf 1897 die ohne Zweifel beste unter vielen sowohl deutsch, als französisch verfaßten dramatischen Bearbeitungen des tragischen Untergangs Karls des Kühnen von Burgund durch die Eidgenossen in einer Trilogie von Riesenschlachten: Grensen, Murten und Nancy (B. A. Z. 1897 Nr. 209). Das Werk ist zum schweizerischen Volksschauspiele geworden. Schwächer ist Otts späteres Stück „Grabesstreiter“, d. h. Kreuzfahrer.

Jos. Viktor Widmann (geb. 1844), ursprünglich aus Mähren, aber seit der Kindheit Schweizer, Schriftleiter in Bern, bekannt als unermüdlicher Italienreisender und Reiseschriftsteller, schrieb wohl Dramen und Novellen, diese in Gottfried Kellers Manier, ist aber im Grunde der Seele Symbolist vom reinsten Wasser. Dies zeigen seine

dunkeln, der Auslegung bedürftigen Dichtungen: „Maikäferkomödie“ (B. A. Z. 1897 Nr. 163), die Schöpfung Leben und Tod umfaßt, und „der Heilige und die Tiere“ (B. A. Z. 1905 Nr. 128), eine noch schwerer wiegende Sinnbilderfolge vom Weltleid und der Erlösung aus diesem.

Viel Ähnlichkeit mit Widmann, doch bloß äußerlich, hat Karl Spitteler aus Liestal (geb. 1845). Auch er bleibt zuweilen im Lande der Menschen, wie seine realistische Erzählung aus dem Schweizerleben „Konrad der Leutnant“ zeigt; seine eigentliche Liebe aber gehört der symbolischen, utopischen, ort- und zeitlosen Fantasie, die ihn in den schwer wiegenden Rätseldichtungen „Prometheus und Epimetheus“ (schon 1881 erschienen, aber erst kürzlich in weiteren Kreisen beachtet) und „Olympischer Frühling“ (B. A. Z. 1905 Nr. 65) durch einen Himmel und über eine Erde trägt, die nirgends existieren. Die erste Dichtung ist rein symbolisch. Prometheus ist der Mensch unabhängigen Geistes, der nicht nach anderer Meinung fragt und sich grollend von der Welt zurück zieht, nachher aber den Bruder Epimetheus, der durch die Gunst der Menschen König geworden, dessen Reich aber in Verfall begriffen ist, stürzt, um die Menschen zu retten (Karl Spitteler, von Felix Weingartner, München und Leipzig 1904). Der „Olympische Frühling“ aber ist ein kunterbundes, gleichsam zum Vergnügen geschaffenes, aber geistvolles Fantasiegemälde, dessen Personen ohne Legitimation die Namen der griechischen Götter und Göttinnen tragen, und das von Anachronismen wimmelt. Es ist wahrlich kein Wunder, daß sich zwischen Spitteler und Nietzsche Beziehungen bildeten, über die jener sich in einer Flugschrift (1908) ausspricht. Auf unsre Welt und zu deren Menschen ist Spitteler in dem trotzdem nicht recht verständlichen „Imago“ (B. A. Z. 1907 Nr. 15) zurückgekehrt, vollständig aber, und erfreulicher Weise in der Kindergeschichte: „Gerold und Hansli, die Mädchenfeinde“ (B. A. Z. 1907 Nr. 214). Ein „Magus des Südens“!

Walter Siegfried aus Zofingen (geb. 1858) ist allein durch den mit dem Werther und Grünen Heinrich verglichenen Künstlerroman „Tino Moralt“ (1890) weiter bekannt geworden. Später (1904) schrieb Siegfried den Roman eines Baumeisters, „Die Fremde“ (womit ein von dem Helden geliebtes Mädchen gemeint ist), der sehr tragisch endet.

Adolf Frey aus Aarau, in Zürich (geb. 1855) schrieb Lebensgeschichten schweiz. Dichter, Festspiele und Mundartdichtungen.

Ein äußerst fleißiger Schilderer schweizerischen Landes- und Volkslebens ist Jakob Christoph Heer aus Töß im Kanton Zürich (geb. 1859). Seine schön gefügten und farbensatten vaterländischen Romane sind (mit Beifügung der Kantone, in denen sie spielen): „An heiligen Wassern“ (Wallis), „Der König der Bernina“ (Graubünden,

B. A. Z. 1900 Nr. 245 und 1901, Nr. 42), „Felix Notvest“ (Zürich; Leidensgeschichte eines Pfarrers von freiem Geiste und eines vom Ackerbau zur Industrie übergehenden Dorfes, B. A. Z. 1901, Nr. 274), „Der Spruch der Fee“ (Neuenburg 1901), und „Der Wetterwart“ (1906, Geschichte eines Hochstrebenden, der vom Bauernjungen in dem vom Bergsturze verschütteten Dorfe Elm im Kanton Glarus sich bis zum mexikanischen Minenbesitzer emporschwingt, dann Luftschiffer und endlich in seiner Heimat Wetterwart auf einem Alpengipfel wird; eigenartig, ist sein anfängliches Schwanken zwischen zwei Mädchen, von denen das eine, aus der großen Welt kommende, das andere, vom Lande stammende durch Betrug aus Liebe zur Seite stellt und dafür schwer büßt). Heers Reiseschilderungen sind ebenfalls sehr anziehend.

Ernst Zahn, der jüngste uud doch vielleicht gelesenste Romandichter der Schweiz, aus Zürich (geb. 1867) dringt tiefer in das Volk als Heer und erfaßt dessen geheimste Fibern und Nerven. Seine Dorfgeschichten spielen teils im Kanton Uri, wo er wohnt (z. B. Albin Indergand, die Clari-Marie), teils in St. Felix (d. h. Zürich) und Umgebung (wie Verena Stadler, vorzüglich aber „Lukas Hochstraßers Haus“, worin neben vielen Schönheiten auch starke Unwahrscheinlichkeiten vorkommen, z. B. die unstatthafte Anmaßung militärischer Gerichtsbarkeit durch einen alten Bauer gegenüber seinem schuldbeladenen Sohne).

Ein Dichter, der in keine dieser Klassen gehört, ist Wilhelm Weigand (geb. 1862) in München. Von ihm erschienen: der Roman „Die Frankenthaler“, das Trauerspiel „Florian Geyer“, der Dramen-Cyklus „Renaissance“ (darin: Tessa, Savonarola, Cäsar Borgia und Lorenzino) sowie lyrische Gedichte. Man vergleicht ihn mit Konrad Ferdinand Meyer.

Ein eigenartiger Dichter ist ferner der 1865 von deutschen Eltern an der Grenze Asiens (am Ural) geborene Walter Neubert: Drobisch (Enkel des Philosophen Moritz Wilhelm Drobisch), Verfasser des Trauerspieles „Saul“, dessen Held, der König Israels als Gegner der Priesterherrschaft erscheint.

Eigenartig ist auch der bis dahin wenig bekannte, erst jüngst mit dem glutvollen Roman „Dämonen der Tiefe“ vor die große Öffentlichkeit getretene Paul Grabein (geb. 1869 in Posen, lebt in Berlin).

Eduard Stilgebauers (geb. 1868) vierbändiger Lebensroman „Götz Krafft“ nimmt ebenfalls eine besondere Stellung in Anspruch.

5. Die Dichterinnen.

Ungeachtet vieler Verschiedenheiten im Einzelnen hat doch das Ewig-Weibliche auch in der Dichtung einen unleugbaren gemeinsamen

Charakter, der es von dem anderen Geschlechte unterscheidet. Wir finden unter den deutschen Dichterinnen Symbolistinnen, Dekadentinnen, Heimatmalerinnen, ernste und heitere, züchtige und leider auch das Gegenteil zeigende Töchter der Musen. Daß wir sie zuletzt aufführen, dafür spricht schon der Gemeinplatz „Last not least", vielmehr aber historische Gründe; denn sie haben unleugbar später angefangen als die Männer!

Noch aus dem vorhergehenden Zeitraume spielt in unseren herüber die fleißige Schriftstellerin Ossip Schubin (Lola Kirschner), deren besonderes Feld das Leben des österreichischen Adels bildet. Uns sprach in unserer Zeit besonders an: Refugium peccatorum und darin der Charakter Marinjas, der Jungfrau, die den Seelenadel hat, mit Rücksicht auf den Ruf ihrer verkommenen Mutter auf das ihr blühende Liebesglück zu verzichten.

Eine hervorragende, nicht nur Heimat-, sondern in weitem Sinne Land- und Volksdichterin ist Clara Viebig, die im Westen wie im Osten des Reiches zu Hause ist. Ihr eigentliches Gebiet ist die Eifel mit ihren trübseligen Landschaften und ihrem leiblich und geistig armen Volke, dessen Mundart schon einen rückständigen Eindruck erregt. Auch die Moral der Eifelkinder zeigt kein ansprechendes Gesicht. „Das Weiberdorf" enthüllt bedauerliche Züge an den Töchtern der Eifel. Daß die Männer nicht besser sind, zeigen der Don Juan und Falschmünzer Pittchen im „Weiberdorf" und der rohe „Müller-Hannes". In bessere Kreise leitet uns die in Düsseldorf spielende „Wacht am Rhein". In die vielberufenen Ostmarken führt „Das schlafende Heer", d. h. das auf die „Befreiung" (?) wartende Heer der national-polnischen Hoffnungen, die aber ruhig weiter schlafen dürfen; das Leidensleben des deutschen Ansiedlers ist niederdrückend geschildert (B. A. Z. 1904 Nr. 34 und 268 f.).

Wenn Clara Viebig sich niemals scheut, die Sachen beim rechten Namen zu nennen, so sehen wir in Hermine Villinger, der trefflichen Zeichnerin oberrheinischen Volkslebens, eine Seele, die wohl die Wahrheit auch liebt, aber sich niemals gestattet, aus ihrem keuschen Grunde hervorzutreten, was ihren Bildern einen reizenden Hintergrund verleiht. So in den Romanen „Die Talkönigin", „Der neue Tag", „Mutter und Tochter" usw.

Wie C. Viebig von West nach Ost, so erstreckt Ilse Frapan (eigentlich Levien) das Reich ihrer Feder von Nord nach Süd und ist an der Niederelbe und Alster wie am Zürichersee heimisch. Dabei greift sie auch in die Frauenbewegung hinein („Wir Frauen haben kein Vaterland").

Die schon (VII S. 491) genannte Helene Böhlau ließ ihren früheren Werken 1899 das „Halbtier" folgen, worunter nicht etwa

„die Bestie im Manne,“ sondern die erniedrigende Stellung der Frau verstanden wird, wir also einen frauenrechtelnden Kampfroman vor uns haben. Natürlich liegt im Titel wie im Inhalt eine starke Übertreibung (B. A. Z. 1899 Nr. 163).

Diesen Kämpinnen für die Frauenrechte schließt sich Gabriele Reuter in dem Roman „Aus guter Familie“ (1895) ebenbürtig an.

Die ebenfalls (in VII) schon genannte Wilhelmine von Hillern hat ihrem neuen Katholizismus ein Denkmal gesetzt in dem flott geschriebenen, aber vielfach überaus grellen und schreienden Roman „Ein Sklave der Freiheit“, worin sie erzählt, wie ein Novize das Kloster verläßt, um Freiheit zu suchen, sie aber weder beim Adel, noch bei den Sozialdemokraten findet, sondern erst wieder — im Kloster (?), in das der edle, aber schwache Mann gebrochen zurückkehrt.

Frida Freiin von Bülow nennt ein Kritiker (B. A. Z. 1904 Nr. 158) eine Revolutionärin nach Art der Staël und der George Sand, wofür wir ihm die Verantwortung überlassen wollen. In dem Buche „Allein ich will“ finden wir ihre Kunst gemessen und maßvoll; sie zeigt, wie ein zelotischer Pfarrer seine glühenden Sinne bändigt und in seinem asketischen Zelotismus sich selber aufzehrt. Der Roman „Hüter der Schwelle“ zeichnet trefflich deutschen und „Im Zeichen der Ernte“ italienischen Adel.

Dieselbe vornehme Maßhaltung und eine ebensolche ruhige und doch spannende Handlung finden wir in den die Moore in der Gegend von Bremen und die Inseln der Nordsee bevölkernden Romanen Luise von Westkirchs, deren jüngstes Buch „Kains Entsühnung“ den verschlossenen, heimlich brennenden und dabei rechtlichen Charakter der Moorbauern zeichnet, sowie in den Büchern von Charlotte Niese, deren „Klabunkerstraße“ (in Hamburg) auch in ein Damenstift mit merkwürdigen Figuren führt.

Die Wienerin Emilie von Mataja, genannt Emil Marriot, zeichnet mit Vorliebe die Gewissensskrupel eines Geistlichen („Der geistliche Tod“), eines Arztes („Menschlichkeit“) oder eines Gutsherrn („Anständige Frauen“, welches Buch mehr hält als der Titel verspricht) und sie weiß in allen diesen Fällen ebenso die Teilnahme des Lesers zu fesseln, wie in dem früheren Buche „Seine Göttin“, das ein Verbrechen aus verschmähter Liebe zum Gegenstande hatte.

Die bedeutendste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart ist Ricarda Huch — wir möchten sie die deutsche Selma Lagerlöf nennen. Geboren in Braunschweig, durch historische Studien in Zürich Dr. phil. geworden, dann Lehrerin dort und in Bremen, jetzt Frau Ceconi in München, trat sie zuerst 1891 als Lyrikerin auf, schuf darauf kleinere dramatische und novellistische Arbeiten und 1897 ihr erstes größeres Werk, den Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu

dem Jüngern“. Der Genannte ist nicht etwa der Held des Buches, sondern gewissermaßen das, was der Chor in der antiken Tragödie war, und so sieht er auch alle in dem Werke auftretenden Personen leben, handeln und — moralisch oder physisch — untergehen. Den Hintergrund bildet eine Hansestadt und das lebende Element eine Patrizierfamilie darin. Die Hauptperson ist die wunderbare Galeide, des Erzählers Schwester, ein poetisches Wesen, dessen Seele von der Phantasie beherrscht wird und dieser Herrschaft sich nicht erwehren kann. Daß der Erzähler, von den tragischen Vorfällen in seinem Hause erschüttert, ohne Überzeugung, nur um Ruhe zu finden, in ein Kloster geht, finden wir schwach.

Der nächste Roman der Dichterin, „Aus der Triumphgasse“ (1901) führt uns in ein armes italienisches Städtchen am Meer, und zwar in dessen elendeste Bevölkerungsklasse, in der, wie es dort „Sitte“ ist, heißeste Andacht mit Mord und Totschlag abwechselt. Es gibt keinen klaffenderen Kontrast, als zwischen jenen vornehmen und feingebildeten Hanseaten und diesem hungernden und unwissenden Volke, und doch ist dessen Schilderung gleich vollendet und gleich plastisch wie die jener nordischen Kreise, nur daß auch hier die reiche Phantasie die Dichterin oft zu weit mit sich fortreißt (B. A. Z. 1902 Nr. 244 und 245).

Ricarda Huchs Roman „Vita somnium brace“ (Das Leben ein kurzer Traum, 1902) ist ein Gegenstück zu Ludolf Ursleu. Wie hier, handelt es sich um die Schicksale einer Patrizierfamilie in einer deutschen Handelsstadt. Der Roman ist — als echter Huch — ebenso reizend, geistvoll und spannend, wie unwahrscheinlich und teilweise unnatürlich. Haupt- wie Nebenpersonen haben das Gemeinsame, daß sie die Sittengesetze verachten und sich in ihren Handlungen von rein selbstsüchtiger Willkür leiten lassen; doch die Strafe bleibt nicht aus; keine einzige von ihnen wird glücklich; so sehr fühlt die Dichterin selbst die Forderungen der Gerechtigkeit.

Nach diesem noch künstlerisch gehaltenen Roman verfiel die Dichterin nacheinander in zwei verblüffende Extreme. Daß sie überromantisch angelegt ist, haben wir bereits gesehen. Aber in dem verworrenen Buch „Von den Königen und der Krone“ (1904) gab sie vollends alle künstlerische Gestaltung auf und lieferte ein Bild verwilderter Abkömmlinge eines angeblichen Königsgeschlechtes (Liburniens) der Urzeit (B. A. Z. 1903 Nr. 283). Und darauf (1906) verfiel sie in das andere Extrem und begann die als Roman bezeichnete nüchterne Geschichte Garibaldis (1. Teil: Die Verteidigung Roms), die dadurch nicht zu einem Kunstwerk wird, daß sie mit lyrischen Ergüssen durchsetzt ist. Leider scheint

Ricarda Huch am Ende ihrer wahrhaft dichterischen Laufbahn angekommen zu sein.

Mit diesem Bedauern müssen wir die Darstellung der deutschen Dichtung in unserer Zeit schließen.

3. Die Dichtung der Nordgermanen.

a) Die Niederländer.

Eine Literatur mit einem räumlich beschränkten Sprachgebiet hat immer den Nachteil, außerhalb dessen Grenzen wenig bekannt zu sein. So ergeht es den Niederländern; zwischen drei Weltsprachen eingeengt, haben sie es schwer, sich geltend zu machen, und ihre Literatur bleibt meist in ihrem Lande eingeschlossen. So ist es ganz natürlich, daß sie sich einen Ausweg nach der offenen See bahnt und mit Erfahrungen aus den reichen indischen Kolonien ebenso beladen zurückkehrt wie die Schiffe der Holländer mit ihren exotischen Schätzen. Daher kommt es, daß jene Dichtungen dieses Volkes, die sich mit Insulinde beschäftigen, den ersten Rang in der Kenntnis des Auslandes bezüglich der niederländischen Literatur einnehmen. Das erste Buch, das diese Wirkung erzielte, erschien 1860 und schlug sofort ein. Es hieß „Max Havelaar", und sein Verfasser nannte sich Multatuli. In Wahrheit hieß er Eduard Douwes Dekker, geb. 1820 in Amsterdam. Seit 1838 stand er im indischen Koloniedienst in Batavia. Nachdem er es bis zum Assistent-Residenten bei einem der kleinen javanischen Fürsten gebracht hatte, wurde er 1856 plötzlich entlassen, wenn auch mit ehrenvollem Abschiede. Seine Erlebnisse während dieser Zeit bilden den Inhalt des „Max Havelaar" (B. A. Z. 1900 Nr. 22), wie er einen gegen Ränke der Vorgesetzten kämpfenden Beamten in Java nennt. Der Grund seiner Entlassung war, daß er es gewagt hatte, seinem Amtseide gemäß seinen braunen Fürsten wegen Mißhandlung seiner Untertanen zu verklagen. Er fuhr aber fort, für die Rechte der Eingeborenen zu kämpfen und mußte auch im Vaterland um sein Werk kämpfen, dem alle möglichen Hindernisse bereitet wurden, so daß er viele Jahre im Elend schmachtete (daher: multa tuli, ich habe viel ertragen)! Trotzdem fuhr er fort, schriftstellerisch zu wirken, und seine „Ideen" wuchsen im Dienste der Wahrheit bändereich an und bewegen sich in den verschiedensten Formen der Dichtung. Anderes als Wahrheit wollte er damit nicht erzielen und durchaus nicht als Künstler oder Dichter gelten. Die letzten 20 Jahre seines Lebens brachte er in Deutschland zu, in dessen Sprache sein Hauptwerk 1875 übersetzt wurde, und starb 1887 in Ingelheim am Rhein in eigenem

Hause; aber einsam und verbittert; denn er hatte umsonst für die armen Braunen gestritten; ihr Schicksal und die Korruption in der holländisch-indischen Verwaltung blieb unverändert (B. A. Z. 1906 Nr. 17).

Gegen einen anderen Zweig dieser Korruption trat M. T. H. Perelaer, pensionierter Stabsoffizier im niederländisch-indischen Heere, auf; er ist vor einigen Jahren ebenfalls hingeschieden. Er stritt nämlich gegen die mit Mißbräuchen aller Art verbundene Opiumpacht, d. h. das Verpachten des Opiummonopols an gewissenlose reiche Chinesen, in gewissen Bezirken Javas, von denen das Volk systematisch durch Aufdrängen des Opiumgenusses an den Bettelstab gebracht und zugrunde gerichtet wurde, und die von ihrer polizeilichen Befugnis als Pächter den niederträchtigsten Gebrauch zur Unterdrückung und Vergewaltigung der harmlosen Bevölkerung machten. Die Pachtsummen, die sie bezahlen mußten, waren enorm, sie betrugen Millionen in großen Bezirken, und diejenigen niederländischen Beamten (Statthalter), welche bei der Versteigerung der Pacht den größten Erfolg hatten, d. h. die größte Summe herausschlugen, waren die bei der Regierung am besten angeschriebenen; denn man brauchte immer Geld. Dafür waren sie den reichen chinesischen Pächtern mit Haut und Haar verschrieben, ließen sich von ihnen bestechen und gaben den Javanen kein Recht. Perelaers bekanntestes Werk ist der Roman „Babu Dalima“, Schicksale eines javanischen Mädchens als Hausdienerin bei einem schuftigen Residenten (3. Aufl. 1898).

In der einheimischen Dichtung erwarben sich seit der Mitte des 19. Jahrh. als Erzähler hervorragenden Ruf Jong van Beek (Frauen die den Ruf vernommen), Ten Kate und Potgieter, als populären Novellist van Maurik, im Drama H. van den Bergh, Jakob van Lennep, Maurik de Vos und andere.

Eine neue Zeit brach auch hier mit 1880 an. Jacques Perk dichtete meisterhafte Sonnette, Winkler Pries schrieb vorzügliche Naturschilderungen. Mit dem Konventionellen wurde gebrochen. Die Zeitschrift De nieuwe Gids stand an der Spitze der Bewegung. Neue Gedanken, Bilder und Worte kamen auf. Unter den Mitarbeitern der Gids ragt hervor Louis Couperus (geb. im Haag 1863), unübertroffen als Maler der Seele und der Leidenschaften, wie durch reiche und innige Sprache in seinen Romanen: Noodslot (Schicksal 1890), Eline Vere, Haagsche Roman (1891), Majesteit (1893), Wereldefrede (Weltfrieden 1895), De stille Kracht (1893), worin das Leben in Niederländisch-Indien geschildert ist, der Märchendichtung „Psyche“ 1898) und anderen. Er ist ein Gläubiger an die Unvermeidlichkeit des Fatums. Als Dichter sind weiter zu nennen: Maurits Waagenvoort (pseud. Vosmeer de Spie), August Ver-

weylen, denen sich viele andere anschlossen, dann die Damen Henriette van den Schalk und Jeanne Reyneke van Stuwe. Zola wurde vielfach zum Muster genommen; Stimmungsbilder in malerischem Stil tauchten auf.

Das bis heute letzte bedeutende Werk der niederländischen Dichtung, ein „gewaltiges“, wie die Kritik (B. A. Z. 1897 Nr. 113) sagt, ist „Jeost Avelings Schuld“ von Maarten Maartens. Der Held war des Mordes, an seinem Oheim (vor 10 Jahren) angeklagt, aber freigesprochen worden, weil es an Beweisen fehlte. Er fühlt sich jedoch schuldig und bekennt es öffentlich. Das Werk bietet eine tiefe Seelenzergliederung nach Art Ibsens.

Der Belgier Maurice Maeterlinck schreibt zwar französisch, kann aber das tiefsinnige Wesen und Grübeln des germanischen Vlamen nicht verleugnen. Außer seinen moralisierenden Büchern haben in unserer Zeit zwei seiner Werke großes Aufsehen erregt. Seine früheren verworrenen Dichtungen (VII S. 238) sind einem bewußten künstlerischen Schaffen gewichen in dem Einakter L'Intruse (der Eindringling 1890), wo in schauerlicher Weise in einer Familie der Eintritt des Todes erwartet wird (B. A. Z. 1901 Nr. 155 f.). Der Symbolist und Mystiker entwickelte sich aber zum Manne der Renaissance in dem Drama „Monna Vanna“ (Madonna Giovonna). In diesem Stücke (B. A. Z. 1902 Nr. 236 f.) weht eine freie, ja zu freie Luft. Während der Belagerung von Pisa durch die Florentiner (um 1500) fordert deren Condottiere gegen die Lieferung von Schießbedarf und Lebensmitteln an die hungernde Stadt, daß Monna Vanna, die Gattin des Befehlshaber zu ihm herauskomme und seine langjährige Liebe befriedige. Sie will gegen den Willen des Gatten dieses Opfer bringen; sie kommt und bringt den des Verrats Schuldigen, den sie als Jugendfreund erkannt hat, in die Stadt, um ihn zu retten; da der Gatte nicht an ihre Unschuld glaubt, entflieht sie mit dem Geliebten. Ein Stück mit schöner Sprache, aber ohne große Idee und ohne alle Moral (weil voll von Lüsternheit, Lüge und Verrat ohne Sühne). Maeterlinck ist auch in der Tendenz Franzose geworden. (B. A. Z. 1907 Nr. 71.)

b) Die Angelsachsen.

1. Die Engländer.

Man könnte mit dem besten Willen nicht sagen, daß die englische Dichtung unserer Tage, ja überhaupt seit dem Tode Tennysons reich an großen Namen wäre. Es scheint im britischen Reiche ein

Zeitalter vorwiegend materialistischen Strebens eingetreten zu sein, das nur notdürftig durch Sensationsromane einen poetischen Anstrich erhält.

Bei Anlaß des Burenkrieges griffen eine Anzahl patriotischer Dichter gleich dem alten Tyrtaios zur Harfe, um den englischen Waffen gegen die Buren Erfolg zu wünschen. Voran ging Alfred Austin, der schon 1896 den völkerrechtswidrigen Einbruch Jamesons in Transvaal (Jameson's Ride) verherrlichte; das Gedicht ist so vergriffen, daß es nirgends mehr zu bekommen ist. Bei dem Ausbruche des Krieges 1899 ließ sich Algerman Charles Swinburne (geb. 1837), der Präraffaelit und Symbolist und frühere Freiheitsänger, in einem Sonnett vernehmen, das mit schwülstigen Worten, die Söhne Cromwells und Blakes, da Englands Geduld erschöpft sei, zum Losschlagen aufforderte. Ihm gesellte sich Rudyard Kipling (geb. 1865) bei, dessen Ruhm seit 1894 im Steigen begriffen war. Er machte sich zum „Dichter des Imperialismus". Bis dahin hatte er, der in Indien geboren und erzogen war, das er in allen Richtungen durchstreifte, in eigentümlichen rätselvollen Dichtungen die Dschungeln und ihre Tiere reden lassen, unter Soldaten gelebt, mit Brahmanen, Yogis und anderen Heiligen verkehrt, dann Kanada, Australien, die Südsee, Ostafrika, Aegypten bereist und studiert. Die Ergebnisse dieser Fahrten sind seine Romane: das Jungle Book (1894 und 95), the white man's burden (1895), the light that failed, Captains conrageons, the day's work, Kim, Stalky & Co., Just so slories, Traffies and discoveries und viele andere. Durch seine Reisen ist er keineswegs vielseitig geworden; Sympathien hat er einzig und allein für englische Bestrebungen und deren Helfer und haßt alles andere, namentlich ist er ein wilder Deutschenfresser. Die Eroberung der Welt durch England ist sein Ideal. Sein Standpunkt ist der rohe eines antiken Eroberers. Das Burenvolk will er einfach „mit einem Kreidestrich von der Tafel auslöschen", so daß er überall sonst, wo er früher begeistert empfangen wurde, verhaßt geworden ist (M. von Brandt, Fremde Früchte, Stuttgart 1904, S. 70 ff.). Solches bringt die Dichtung im Lande der Shakespeare, Milton, Byron und Tennyson heute hervor!

Es lebt aber noch, abgeschieden in seinem Heim Boxhill, Grafschaft Surrey, ein greiser Dichter, dessen Einfluß auf die Jugend besseres hoffen läßt, als das Lob des Imperialismus, — George Meredith (geb. 1829), dessen Dichterbuch „Modern love" noch immer als Vorbild gilt. In ihm lebt noch der Idealismus früherer Zeiten (B. A. Z. 1901 Nr. 264). Auch im Roman ist sein „Ordeal of Richard Feverel", wie Rob. L. Stevenson sagt, „das Werk moderner englischer Novellistik, in dem der romantische Geist seinen höchsten

künstlerischen Ausdruck gefunden hat". Allerdings ist er heute nicht volkstümlich und wenig mehr bekannt, so viel ihm auch das junge England zu verdanken hat; aber er hat gewirkt, was nicht mehr zu verderben ist.

An der Spitze der englischen Romandichtung steht Mrs. Humphry Ward (VII S. 180), deren Roman: „the marriage of William Ashe", obschon in die neueste Zeit verlegt, in Wahrheit sich auf Verhältnisse zur Zeit Lord Byrons bezieht und damals lebende Personen schildert (B. A. Z. 1905 Nr. 164 ff.). Der Kritiker findet in diesem Buche den steten Widerstreit einer leidenschaftlichen Natur mit einer mehr „landläufigen Umgebung", Liebe und Ehe zwischen verschiedenen Charakteren, einen gewissenlosen Frauenverführer und ruhmsüchtigen Gecken als Held, unverhoffte Versöhnung der Gatten nach unheilbar geglaubtem Zerwürfnis usw. Das Buch ist „ein Zeitbild, welches das Tun und Treiben einer gewissen Schicht des englischen Volkes vor etwa 30 Jahren getreulich schildert. Die Verfasserin ist vor allem Künstlerin, deren Sympathie das Spiel der Leidenschaften immer erweckt". In ihrem weitern Roman „Lady Rose's daughter" werden Erlebnisse der hochbegabten und feingebildeten Mlle. Eleonore de l'Espinasse dichterisch behandelt und in „Tenwick's Career" die ehelichen Mißstände und Mißhelligkeiten eines Künstlers geschildert.

Dem Holländer Maarten Maartens begegnen wir auch als englischen Schriftsteller in dem Roman „the Healers" (die Heiler), dessen Held, ein Anatom und Bakteriolog sein Leben mit Entdeckung von Bazillen und Zergliederung lebender Tiere hinbringt und bedauert, daß er sich beim Menschen auf Leichen beschränken muß, aber seine gesuchten Mikroben nicht findet, während der Doktor Eduard einem blödsinnigen Erben durch Operation das Gehirn verbessert und ihn allmählich vernünftig macht (?) und dessen Frau, eine Indierin, durch Magnetismus und Hypnose heilt, und dergleichen Satiren mehr spielen. Von demselben Verfasser sind „the Woman's victory" und andere Erzählungen. Es bleibt jedoch unklar, worin „der Sieg der Frau" besteht.

Marie Corelli geißelt in ihren Aufsätzen (Free Opinions) und Novellen Übelstände in der englischen Gesellschaft ohne Scheu und verrät scharfe Beobachtung und gründliche Kenntnis der betreffenden Verhältnisse.

Des Romandichters Stevenson, der auf Samoa starb, Stiefsohn Lloyd Osborne schildert das Leben der dortigen Eingeborenen, das jetzt auch in Deutschland Anteilnahme erregen muß, da der Verfasser erzählt, daß sich nur Engländer und Amerikaner an der Mißhandlung der Eingeborenen beteiligten, die Deutschen aber diese zu verhindern, bestrebt waren.

Beatrice Harraden wurde durch ihren ersten Roman „Ships that pass in the night" berühmt; die späteren fanden weniger Beifall. „A scholar's daughter" schildert einen Gelehrten, der außer dem Wörterbuche, das er verfaßte, für nichts in der Welt Sinn hat und darüber seine Frau verliert, die er aber durch die Tochter wieder findet, was ihn verändert.

E. F. Benson führt im „Angel of pain" aus, daß der Seelenschmerz auf die Entwickelung und Veredelung des Menschen einen günstigen Einfluß ausübe. — Edith Wharton zeigt in „the house of Mirth" an den amerikanischen Dollarkönigen, daß Geldadel nicht Geistesadel verleihe. — Die Feder, die die Romane „Elizabeth and her german Garden, the Adventures of Elizabeth in Rügen und the princess Priscilla's fortnight" schuf, ist unbekannt geblieben, was zu vielen Vermutungen führte, da sie sehr gefielen. — Frank Frankfort Moores Roman „the artful Miss Dill" spielt in Venezuela und schildert die verwirrten und verbrecherischen Zustände dieser „Republik" genannten „Räuberhöhle", in der die Tochter eines Engländers mit Not vor einem Anschlag auf ihre Ehre gerettet wird.

B. M. Croker ist ein sehr fruchtbarer Verfasser von Romanen und Novellen: „A nine day's wonder" handelt von einer Kindervertauschung, deren Heldin angeblich in neun Tagen in die Bildung ihres Standes eingeführt wird. Eine seiner übrigen zahlreichen Novellen heißt: „the cat's paw" (die Katzenpfote) und spielt in Indien, wo ein englisches Mädchen die mannigfachsten Abenteuer erlebt und schließlich ihr Glück findet. Spannend sind auch die verwickelten Familiengeschichten von Hugh Conway, die Detektivabenteuer (Fräulein Detektiv) von Donnell-Bodkin, die Einbrechergeschichten von E. W. Hornung (die schwarze Maske und andere) und der eine lange Reihe von politischen Intrigen in Spanien, die ein dorthin geflohener Irländer mitmacht, vorführende „Rosa-Brief" von Henry Merriman.

Die Romane von Florence Marryat, der Tochter des als Seeschriftsteller berühmten Kapitäns, sind sehr eigenartig. Sie ist eine eifrige Spiritistin und ist imstande, ganze Geschichten einer abgeschiedenen Seele zu Land und zur See zu erzählen (a soul on fire). Sie weiß ferner von einer dämonischen Dame, deren Küsse den Betroffenen töten (the blood of the vampyre), dann berichtet sie auch Ereignisse aus dem Leben, aber nie ohne eigenartige Lagen zu erfinden (so: the nobler sex, a passing madness, und andere).

Als lyrische Dichter haben einen Ruf erreicht: Israel Zangwill (geb. 1864), George Gissing (geb. 1857, gest. 1903), Richard L. Gallienne (geb. 1865) und Eric Mackay (1851—98); als Dramatiker A. Pinero (geb. 1855), Stephen Phillips (geb. 1868), von dem „Herod", „Paolo and Francesca" und „Ulysses" herrühren,

George Bernard Shaw, Verfasser von „the arms and the man“, und endlich der unglückliche Oskar Wilde (geb. 1854, nach Verbüßung seiner Haft [VII S. 201] arm gest. in Frankreich), Dichter von Lady Windermore's face (1892), der Salome (1893), und „a woman of no importance“ (1894).

Der englischen Dichtung unserer Zeit ist, weil in ihrer Sprache schreibend, ein Schriftsteller beizugesellen, der nicht eigentlicher Engländer ist. Thomas Henry Hall Caine, von väterlicher Seite aus der keltischen Insel Man, von mütterlicher aus Skandinavien stammend, geb. 1853, hat in neuester Zeit einen großen Ruhm errungen. Durch Reisen ist er in Island, Marokko, Italien, Rußland und Amerika heimisch geworden und hat diese Gegenden zu Schauplätzen seiner Romane gewählt, die er teilweise auch auf die Bühne brachte. Besonders hervorzuheben ist „the prodigal Son“ (der verlorene Sohn 1904), der auf der Eis- und Feuerinsel der Edda spielt und das isländische Leben naturgetreu und erschütternd schildert. Seine Heimatinsel, die er auch bewohnt, schildert „the Manxman“ und mehrere andere Dichtungen, Marokko „the Scapegoat“ (der Sündenbock), Rom „the Eternal City“, Amerika „the Christian“ und andere.

2. Die Nordamerikaner.

Unter diese rechnen wir die englischsprechenden Bewohner der Vereinigten Staaten und der Dominion von Kanada.

In dem kalten und nebeligen, von Wäldern, Steppen und Seen erfüllten äußersten Norden der neuen Welt ist in unserer Zeit die moderne Dichtung auch eingezogen. Gilbert Parker ist der erste Dichter Kanadas, der nördlichere Longfellow und Cooper. Er steigt in die Tiefen der Indianersagen hinab und „schält aus allem den Kern des rein Menschlichen heraus“ (B. A. Z. 1897 Nr. 243). In seinen Erzählungen gewinnen Rothäute, englische und französische Kanadier und Mischlinge reiches Leben.

In drei Teilen: Pierre and his People, an Adventure in the North und a Romany of the Snows bildet die Gestalt des Halbblut-Indianers Pretty Pierre, eine Art Lederstrumpf, den Mittelpunkt, und er erzählt sehr oft selbst. Er ist ein Dichter, ein Arzt und ein Held, hilft den Armen, rettet Verirrte, schützt Kinder und Frauen, vermittelt Liebe, sekundiert bei Zweikämpfen nnd verschmäht auch schlimme Streiche und Taten der Rache und Strafe nicht. So ist er das Schicksal seiner Umgebung, die beinahe das ganze britische Nordamerika umfaßt, umgeben von Gestalten, die zu ihm passen, Abenteurern, Trappern, Jägern, Pelzhändlern usw.

Parkers Beispiel fand Nachachtung. Prof. Charles Roberts entnahm den Kämpfen in Akadien im Anfang des 18. Jahrhundert den Stoff zu drei Romanen, deren Mittelpunkt „der revolutionäre und dämonische Abbé le Lautre bildet“. Der erste heißt the Forge in the Forest (eine wundervolle Liebesgeschichte). In „the Heart of the ancient Wood“ besingt Roberts in prächtigen Bildern die Waldnatur seiner Heimat (B. A. Z. 1905 Nr. 192). Es folgte in dichterischer Tätigkeit Bliß Carmen mit Gedichten wie „Songs of Vagabondsa“, voll von Übermut und Haß gegen das Alltägliche.

Der Kanadier, der noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte, fängt an, zu den Bleichgesichtern zu sprechen und schlägt sich nicht mehr seitwärts in die Büsche.

Unter den neueren Dichtern der Vereinsstaaten ist Walt Whitmann (1891—92 VII S. 500) schon genannt. Die bedeutendsten Dichtungen dieses Mannes tragen den Titel „Grashalme“. Von ihm ist gesagt worden (B. A. Z. 1906 Nr. 57): Seine Gestalt „wirkt wie ein Sinnbild Amerikas selbst, Schicksal und Schöpfung Whitmanns ist ja auch wie aus dem Urboden des Landes erwachsen, und schon sein Kopf zeigt das wild-erhabene, mächtig-gütige Mannwesen, das in diesen Hymnen einen Jubelgesang von Schöpfungslosigkeit, Güte und Kraft anstimmt“ usw. . . . „Seine Verse sind das Übermaß selber, der heilige Überschwang, die großartige Fülle“. . . . „Dieses Landes und dieser Menschen Dichter und mythische Gestalt ist Walt Whitmann. So mag ihn der Europäer eben anstaunen und bewundern, seine Größe ahnen, für die ihm allerdings das Maß fehlt.“ Wir schuldeten ihm diese Genugtuung.

Ebenso sind am angeführten Orte schon genannt Mark Twain, Bret Harte (1839—1902), William Howell und Lewis Wallace. Wir bedauern, ihnen für die hier behandelte Zeit keine gleich schwer wiegenden Namen folgen lassen zu können. Zu nennen sind etwa noch G. H. Lorimer, Verfasser von Briefen eines Dollarkönigs an seinen Sohn, und des gegenwärtigen Präsidenten Theodor Roosevelt Buch: „die rauhen Reiter“. Viel wichtiger aber als alle Dichtungen ist die fast märchenhafte Tatsache, die selbst wie ein Roman wirkt, daß ein junges Mädchen, Helen Keller durch eigenen Trieb und durch den aufopfernden Unterricht seiner Lehrerin Miß Sullivan, dazu gelangt ist, daß es, das schon als Kind Gesicht und Gehör verloren, durch das bloße Gefühl Kenntnisse, wie sie die dortigen Hochschulen bieten, erworben, seine Lebensgeschichte schreiben, ja sogar die alten Sprachen erlernen konnte.

3. Die Australier.

Seitdem die britischen Kolonien in Australien einen Bundesstaat geschlossen haben, d. h. seit 1898 sind auch die Anfänge einer englisch-australischen Literatur zutage getreten. Das verkündete in London der Melbourner Schriftleiter A. Patchett Martin. So weit haben es die von weggeführten Sträflingen gegründeten Kolonien schon gebracht! Markus Clarke ist der erste, der in dem fünften Erdteile den Musen opferte. Jenes Sträflingsleben schildert er in dem Roman „For the term of his natural life“ (auf Lebenszeit, nämlich deportiert). Eine Geschichte, die schaudern macht, aber künstlerisch abgefaßt ist.

Auf die Zeit der Sträflinge folgte die der wild lebenden Schafzüchter. Diese in Romanen zu schildern unternahm Henry Kingsley, Bruder Charles, des Verfassers der „Hypotia“; fünf Jahre brachte er in dem noch unkultivierten Erdteil zu. Ein dritter Bruder, George Kingsley, der Australiens Inselwelt mit dem Earl Pembroke bereiste, legte seine Erfahrungen in dem Buche South Sea Bubbles nieder.

Als die Goldfelder Australiens entdeckt wurden, erhob sich von der Darstellung ungeordneter Zustände zu derjenigen wirtschaftlicher und politischer Thomas Alexander Browne unter dem Namen Rolf Boldrewood in den Romanen „Robbery under Arms“ und „Nevermore“, die eine große Gabe der Naturschilderung verraten. In „a Miners Right“ eifert er Bret Harte nach. Unter seinem wahren Namen schrieb er in „Old Melbourne Memories“ eine Sittengeschichte Südaustraliens. Als Dichter ließ er „a Romance of Canvas Town and other stories“ folgen.

Indessen ist die Zahl australischer Schriftsteller riesenhaft gewachsen (B. A. Z. 1898 Nr. 281) und natürlich in den seitherigen 10 Jahren noch mehr, sie wird aber von derjenigen der Schriftstellerinnen noch übertroffen. Als erste unter ihnen wird Mrs. Campbell-Brand-Prior genannt. Ihre Romane: The Head Station, Affinities und Policy and Passion sind treffliche Abbilder der Gesellschaft in Queensland. Mit ihr weiteifert Mad. Couvreur; die übrigen erheben sich nicht über das Mittelmaß.

Als Dichter in gebundener Sprache tat sich Adam Lindsay Gordon hervor, der noch wenig bekannt ist und mit der Not kämpft trotz seiner vornehmen Abkunft, so daß er sich als Schafzüchter, Goldgräber, Jockey usw. durchbringen mußte, aber inzwischen auch im Parlament von Südaustralien saß. Schon 1870 fand man ihn erschossen bei Melbourne. Er schrieb lyrische Gedichte und Balladen. Auch der „Verseschmiede“ ist jetzt in Australien eine Unzahl, darunter Alfred Domett, ein Epiker, der es zum ersten Minister von Neu-

seeland brachte. Ein talentvoller Dichter scheint A. B. Patterson werden zu wollen.

Jedenfalls ein merkwürdiges Emporstreben!

c) Die Skandinavier.

1. Die Dänen.

Zwar ist, wie wir bereits (VII S. 501) sagten, der Führer des literarischen jungen Dänemark, Jens Pader Jacobsen (1847—1885) allzu früh dahingeschieden; aber sein Andenken wirkt immer noch nach (B. A. Z. 1899 Nr. 102 und 1904 Nr. 176 f.). „Das ganze literarische Jungdänentum steht stilistisch auf ihm. Und auch inhaltlich hat keiner der jüngeren Generation in Dänemark bis jetzt ein Thema angeschlagen und erschöpft, an das nicht schon Jacobsen gerührt hätte.“

Vor allem gilt dies von Hermann Bang, dem jetzt am meisten gefeierten Dichter des Landes (geb. 1858 auf Seeland). Seine schriftstellerische Tätigkeit begann schon 1879 mit einer Schrift über den Realismus, die dichterische 1880 mit „Hoffnungslose Geschlechter“ (1900 deutsch erschienen). Von Romanen folgten Faedre 1883, Stuk 1887, „Exzentrische Novellen“ 1885 (deutsch 1905), „Stille Existenzen“ 1886, Tine 1889, „Unter dem Joch“ 1890, „Die vier Teufel“ 1895, „Leben und Tod“ 1899, „Das weiße Haus“ 1898, „Das graue Haus“ 1901 usw. „Ellen Urne“ (deutsch: Gräfin Urne), das Leben eines höchst eigenartigen Frauencharakters, bearbeitete er als Roman und Drama. Die Schilderung von Eindrücken der Naturerscheinungen wie auch der Musik auf die Stimmungen der Menschen wird an Bang besonders lebhaft empfunden; er ist Impressionist. So in der Novelle „Ein schöner Tag“ (1898). Sehr realistisch aber schildert er den Verkehr unter den Personen seiner Erzählungen.

Ähnliches wie von Bang gilt von Berndt Lie's Novellen (Matje Kaisa und andere). Andere dänische Novellisten sind Karin und Sophus Michaelis (Das Kind und Giovanna), Erna Juel-Hanson (Ein Lehrer), Olivier Sandström (Anfechtungen), Knud Rasmussen (Neue Menschen, spielt in Grönland), Holger Rützebeck (Dänischer Sommer), Marie Ingeborg Sick (Der Hochlandspfarrer) Blicher-Clausen (Sonja) usw.

Neue Romantiker sind aufgetreten in Peter Nansen (geb. 1861), Gustav Esmann (1860—1904), als Humorist G. Wied (geb. 1858), auf allen Gebieten Karl Ewald (geb. 1856), Viggo Stuckenberg und Helge Rode wenden sich dem Heidentum zu, naturwissenschaftlicher Fantastik Niels Möller.

Die arktische und vulkanische Insel Island (oben S. 59), die politisch zu Dänemark, wenn auch historisch zu Norwegen gehört, hat in unserer Zeit ein dramatisches Schrifttum hervorgebracht. Es wird an allen größeren Orten, besonders in Reikjavik, Theater gespielt, und in der Hauptstadt hat sich eine Schauspielergesellschaft gebildet, die in den Sälen des Handwerkervereins und des Guttemplerhauses spielt. Auch die Lateinschule tut dies. Ja ein isländischer Bürger Breidfjurd hat ein eigenes Theater gebaut. Das Schauspiel „Schwert und Krummstab“, das beste des Landes und des Verfassers, vom Landtagsrevisor Indridi Einarsson (geb. 1851), erläutert von Holger Wiehe (1898) spielt im Jahre 1245 auf Island und hat zum Gegenstand einen damaligen Kampf gegen Norwegen, für das der Bischof Botolf eintrat. Matthias Jochunsson ließ 1896 das Stück „Die Friedlosen“ erscheinen; es spielt in der isländischen Seeräuberzeit und ist sehr volkstümlich. Der Verfasser und Stringrimmir Thorsteinsson haben mehrere Stücke von Shakespeare übersetzt. Allerdings sind die isländischen Dramen keine shakespearischen.

2. Die Norweger.

Wie sich gebührt, steht auch in diesem Zeitraum Henrik Ibsen (geb. 1828, gest. 23. Mai 1906 in Christiania) an der Spitze des norwegischen Schrifttums. Seine früheren Stücke haben wir VII S. 501 ff. erwähnt; es bleiben uns noch seine drei letzten zu betrachten übrig.

„Klein Eyolf“ (1894) behält den Charakter des Symbolischen, den Baumeister Solneß auf die Bühne brachte, bei. Es stellt eine Ehe dar (Alfred Allmers und Rita), die an innerer Spaltung leidet, aber schließlich zur Versöhnung gelangt. Der Mann ist ein Träumer, der es versäumt hat, seine Frau und Beider Kind, den durch ihre Schuld verkrüppelten Eyolf zu erziehen. Von einer dämonischen Macht (Rattenmamsell) bestrickt, ertrinkt der Kleine. Durch dieses Unglück kommen die Eltern zur Erkenntnis ihrer Pflichten (wie in der Frau vom Meer, — wie in Nora nicht).

John Gabriel Borkman (1896) ist ein trübes trostloses Winterbild und ein Bild der Hoffnungslosigkeit einsamer, alter und schuldbeladener Menschen; dies ist nämlich Borkman, der eine Haft verbüßt und seine frühere Geliebte, jetzt Schwägerin, verlassen hat. Er findet aber keine Schuld an sich, nur an anderen. Ihm gegenüber steht der Sohn, der nur sein Leben genießen, nicht arbeiten und vom Alter nichts wissen will. Die Handlung endet, indem Borkman seine Schuld im Sohne büßt. Ein Toter und zwei Schatten, das ist das Ergebnis der trübseligen Familienwirrnis.

„Wenn wir Toten erwachen“ (1899) heißt Ibsens Schwanengesang. Der Bildhauer Rubek büßt für die Schuld, seine Liebe zu seinem Modell über der Arbeit vergessen zu haben, durch ein leichtfertiges junges Weib. Er findet unverhofft die aus Schmerz über den Raub ihrer Seele tiefsinnig gewordene Irene. Sie sterben zusammen im Schneesturm des Gebirges, während die leichte Frau Maja sich durch den Bärenjäger Ulfheim entschädigt.

Die drei letzten Dramen Ibsens haben einen neuen Weg eingeschlagen; sie bewegen sich weder in der Idee der Vererbung noch in jener der Zwangsvorstellungen, sondern haben die Sühne für Taten oder Unterlassungen der Vergangenheit zum leitenden Gedanken.

„Vorbei sind meine Zaubereien“, hätte der neue Prospero sagen können, als ihn sein dankbares Volk zur letzten Ruhestätte geleitete.

Endlos sind die Nachrufe an diesen Magus des Nordens, Biographien, Kommentare, sein Lebenswerk, seine Frauengestalten, seine Religion, sogar die Pfarrer in seinen Stücken, Forschungen über ihn, eine ganze Ibsen-Bibliothek — wohlverdient (B. A. Z. 1906 Nr. 122, 1907 Nr. 106).

Von den beiden Dioskuren Skandinaviens tat der zweite, der bisher hinter Ibsen (bald seinem Gegner, bald seinem Freunde) zurückstehen mußte, Björnstjerne Björnson (geb. 1832) einen großen Wurf mit seinem gigantischen Doppeldrama „Über unsere Kraft“ (1883 und 1895, deutsch 1900), das im ersten Teil die religiöse und im zweiten die soziale Frage in großen Zügen auf die Bühne bringt. Im ersten Teil muß Pastor Sang erfahren, daß der Beter nicht allmächtig ist, was ihn niederwirft. Im zweiten Teile treffen die stets feindlichen Heere der Arbeitgeber und der Arbeiter in einem Riesenstreike zusammen, bis in der furchtbaren Katastrophe die Versammlung der Fabrikbesitzer in die Luft gesprengt wird. Elias, der Sohn des Pastors Sang, dessen Wunderglauben er schon entgegengetreten, dann durch Bratt, der wegen des Fehlschlags Sangs sein Pfarramt aufgegeben hatte, angeleitet, Sozialist geworden war, hat die Mine angezündet und ist vom Vorsitzenden Holger erschossen worden. Alles ging „über unsere Kraft“, das Leben Sangs im Wunderglauben, der fanatische Versuch des Elias, durch Gewalttat die Leiden der Arbeiter zu enden und derjenige Holgers, durch deren Unterdrückung die soziale Frage zu lösen. So kommt es, daß der als Krüppel gerettete Holger sich von Sangs vortrefflicher Tochter Rahel zur Versöhnung und Wohltätigkeit bekehren läßt, wozu seine Schwesterkinder mit den symbolischen Namen Credo und Spera beitragen.

In frühere Jahre fallen, gehören jedoch dem Geiste unserer Zeit an, die Dramen Björnsons „Der König“ (1877) und „Das

neue System“ (1879). Jenes hat einen König mit bürgerlichen Anschauungen zum Helden, der ein einfaches Mädchen heiraten will, das ihm aber entrissen wird, was seinen Selbstmord zur Folge hat. Das zweite Stück behandelt eine Bewegung der Ingenieure einer Bahn gegen den auf falschen Wegen wandelnden Generaldirektor, dessen Sturz darauf folgt. Beide Stücke waren beinahe vergessen, als unsere Zeit sie wieder auf die Bühne brachte. In diese Zeit (1898) fällt Björnsons Drama „Paul Lange und Tara Parsberg“. Der Held wird ein politischer Hamlet genannt, im übrigen werden die reiche Gefühlswelt und die feine Psychologie des Stückes gerühmt. Es folgten „Laboremus“ (1901), Daglannet (1904) und andere Stücke. Von Romanen Björnsons sind noch als eigenartige Familiengeschichten zu nennen: Das Haus Kurt und Ragni, als neueste „Auf Gottes Wegen“ (B. A. Z. 1903 Nr. 222), in welcher zweifelhaft bleibt, wer auf Gottes Wegen gewandelt ist und „Mary“ (1906), worin gezeigt wird, daß ein Weib „trotz allem“ rein bleiben kann.

Björnson ist überhaupt (besonders durch Brandes) vielfach überschätzt worden. Über sein Lebenswerk berichtet B. A. Z. 1902 Nr. 281.

Des früher (VII S. 508) kurz erwähnten Jonas Lie (geb. 1833) merkwürdigster Roman „Der Hellseher“ (1870) fällt zwar nicht mehr in unsere Zeit, ist aber für die Geistesrichtung eines Teils der norwegischen Dichter sehr bezeichnend. Diese Richtung hängt mit dem düstern Norden des Landes und dem Volkstum der Lappen zusammen, die einen ausgesprochen mystischen Zug besitzen. „Lie entdeckte das Nordland für die Dichtung“ und sein „Hellseher“ ist dessen sprechender Vertreter. Dessen Geist atmen fernere Romane von Lie, wie „Dreimaster Zukunft“ und „Vorwärts“, die besonders das Handelsleben im Norden schildern. Den ersten nordischen Seeroman schrieb er unter dem Titel „Der Lotse und seine Frau“ (1874), dem in ähnlicher Weise „Rutland“ (1880), aber in humoristischer Stimmung folgte. Mehreren anderen, in deren die Ehe die Hauptrolle spielt, folgte 1895: „Wenn die Sonne untergeht“, die Geschichte einer unglücklichen Ehe. Für die Bühne schrieb Lie das Märchenspiel „Lindelin“ (1897), das dem weiblichen Geschlecht („Sphinx und Schlange in einer Person“) nicht günstig ist.

Einer der norwegischen „Jüngsten“, Alexander Kjelland (geb. 1849, gest. 1905), Naturalist, Pessimist und Ironiker, kämpfte rastlos gegen religiöse Heuchelei und andere Schäden und schrieb 1899 den „Kampfroman“ „Jakob“, „vielleicht das bitterste Buch, das er geschrieben“ (B. A. Z. 1899 Nr. 127), dessen Vorbild Zola war. Ein junger Bauer will in der Stadt sein Glück machen. Als Angestellter unternimmt er es, an der Stelle der alten Einfachheit und Redlichkeit das System der Bazare und Reklamen einzuführen, und

damit das Volk auszubeuten, und die verhaßte Stadt zugrunde zu richten. Durch Frechheit und Gewissenlosigkeit, selbst Diebstahl, kommt er zum Ziele, der erste in der Stadt und ihr Vertreter in Storthing zu werden. Durch Betörung von Frauen spielt er eine Rolle in der Gesellschaft und vergiftet sie moralisch. Leider bleibt das Ende dieses Schuftes, der sich den biblischen Jakob zum Muster genommen, unausgesprochen; die Hauptsache ist, daß mit dem Buche die Gewissenlosigkeit eines unlautern Großbetriebes an den Pranger gestellt wird. Ein Seitenstück zu „Jakob“ bildet „Else“ (1900), ein Buch, das Pietismus und Missionsheuchelei befehdet und die Trunksucht abschreckend zeichnet.

Kjellands Altersgenosse Arne Garborg ist bereits (VII S. 508 f.) berücksichtigt. Von ihm sind weiter zu erwähnen: seine ergreifende Erzählung „der fortgekommene Vater“ (1898); gemeint ist Gott, der einem Manne verloren gegangen ist, der nun nach seiner Wiedergewinnung ringt. Sein letztes Buch ist „Jesus Christus“, das von den Orthodoxen hart angegriffen wurde. Seinen Naturalismus hatte er schon vorher überwunden.

Kjellands und Garborgs Zeitgenossin ist die berühmteste norwegische Schriftstellerin Amalie Skram. Arge Enttäuschungen in der Ehe beherrschen ihre literarische Tätigkeit. Ihr erster Roman „Constanze“ (1885) erregte viel Ärgernis. Noch mehr aber die Romane Hans Jaegers „Aus der Christiania-Bohéme“ und andere, welche die von Björnson geforderte Enthaltsamkeit vor der Ehe verwerfen; jener wurde sogar konfisziert.

Jünger in der Zeit ist der Roman- und Bühnenschriftsteller Knut Hamsun (geb. 1860). Er holte Eindrücke in Amerika und strebte danach, „die Persönlichkeit des einzelnen überragenden Menschen im Kampfe mit seiner Umgebung, der rücksichtlos zertritt, was sich ihm in den Weg stellt“ zu zeichnen. So der „Redakteur Lynge“ (1893) und der Roman „Neue Erde“, „An der Pforte des Reiches“ (1895), „Des Lebens Spiel“ (1896), und „Abendröte“ heißen seine Schauspiele, in denen er einen Lebenslauf zeichnet. Das Versdrama „Munken Berndt“ (1902) erinnert an Ibsens „Peer Gynt“. Die Novelle „Viktoria“ (1898) ist „eine Perle der Erzählungskunst“. Die Skizzen „Im Märchenland“ (1903) sind die Frucht einer Reise nach dem Kaukasus. Das gleichzeitige Schauspiel „Königin Tamara“ „überströmt von orientalischer Glut und fantastischem Prunk“, ist aber der Frauenbewegung geradezu entgegengesetzt. (B. Kahle, H. Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1908.)

Wahrscheinlich der bedeutendste der jüngsten Norweger im guten Sinne ist Johann Bojer, geb. 1872 in Drontheim. Aus den bescheidensten Verhältnissen, ja aus Armut schwang er sich zum be-

liebtesten Schriftsteller der Gegenwart empor. Sein prosaisches Hauptwerk ist der Roman „Die Macht des Glaubens“ (1903). Seine dramatischen Werke sind: Eine Mutter, Theodora und Brutus. Drei Märchensammlungen gab er heraus.

Von anderen Romanen nennen wir „Die Auswanderer“ von H. E. Kinck, und „Gunvor auf Harrö“ von Alvilde Prydz. Dieser Roman feiert (B. A. Z. 1898 Nr. 168) die Bedeutung des Meeres für die skandinavischen Strandleute: „das Buch hat einen pessimistischen Grundzug, die Heldin scheitert daran, daß sie an das Glück nicht mehr glauben kann“. „Sie sucht daher ihr Glück in der Beglückung Anderer“. Sie ist eine Walküre, die die Männer, die in ihren Kreis treten, auf deren Bitte auf den rechten Weg leitet. Aber ihre Bemühungen schlagen fehl, und sie geht schließlich bei einer Liebestat im Meer unter.

3. Die Schweden.

Mit dem vorhergehenden Zeitraume (VII S. 510 f.) verbindet uns der eigentümliche und unklare August Strindberg (geb. 1849). Wir haben damals von seinen Werken wenig angeführt und greifen daher hier in der Zeit etwas zurück. Zwischen 1880 und 1890 schrieb er die kulturhistorischen Novellen „Schwedische Schicksale und Abenteuer“, deren bester Teil im Mittelalter spielt, und die ein starkes, kühnes Streben nach Unabhängigkeit von Staat und Kirche und Mitgefühl gegenüber allen Verfolgten verraten. Es folgten weitere solche Novellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, deren eigenartigste (nach Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart) „Tschandala“ heißt und „den Kampf zwischen Arja und Paria“ behandelt, d. h. hier den des Magisters Andreas Türner gegen einen Schonen unsicher machenden Zigeuner, der durch List von seinen eigenen Hunden zerrissen wird! Danach zog sich Strindberg durch Novellen aus der Gegenwart eine Anklage wegen Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen zu, wurde aber freigesprochen.

Als seine beste Schöpfung wird die Erzählung „die Leute von Hemsö“ genannt, die das Volk in der Umgegend von Stockholm schildert, was auch von „Schärmannsleben“ gilt. Der Roman „An offner See“ zeugt von moderner Überreizung, Haß gegen die Landesreligion und Ekel am Leben. Seine Dramen: Der Vater, die Kameraden, Debet und Kredit und andere atmen dieselbe Härte, Kälte und Zerrissenheit, besonders Haß gegen die Frauen. Seinen Figuren fehlt sozusagen die Seele. Die als Roman bezeichnete „Beichte eines Toren“, wohl eine Selbstbiographie, treibt jene widerlichen Tendenzen

auf die Spitze. Im „Inferno“ wurde er Swedenborgianer, naturwissenschaftlicher Fantast und Mystiker und liebäugelte mit Aberglauben, Mittelalter und Katholizismus. Endlich wandte er sich zur schwedischen Geschichte und zur Vernunft zurück in den Dramen: Gustav Wasa, Erich XIV. und Gustav Adolf, die zum Teil Bewunderung verdienen und auch Bühnenerfolg hatten. Eine schlimme Rückkehr, die zu seinem Frauenhaß, verraten die „Ehestandsgeschichten“ (1898). Dieser Haß kennt keine Grenzen (wie bei Nietzsche) und behandelt den Gegenstand mit der abstoßendsten Roheit.

Ein Dichter ganz anderer Art, frei von allem Krankhaften, von wohltuender Gesundheit des Geistes ist Gustav af Grijerstam (geb. 1858). Das verhindert ihn aber nicht, pathologische Zustände anderer zum Gegenstande seiner Betrachtung zu wählen. Sein Buch „Ivar Lyth“ erinnert in der Darstellung abnormer Seelenzustände an Dostojewski's Raskolnikow; es ist mit Ernst und Mitgefühl geschrieben. Der Held ist von Jugendeindrücken her mit einer fixen Idee behaftet, daß er dem Elend preisgegeben und dies auch die Bestimmung seines Kindes sei, so daß er dazu gelangt, dem Leben und Leiden beider ein Ende zu machen. Eine ungesunde Ehe mit krankhafter Liebe zum Kinde schildert er im „Buch vom Brüderchen“. Tiefe Melancholie erfüllt die Novellensammlung „Alte Briefe“. In andere Verhältnisse führt „Nils Tufveson und seine Mutter“, die in verbrecherischer Beziehung zusammen stehen und, um ungestört zu sein, des Sohnes unschuldige junge Frau ermorden. „Kampf der Seelen“ behandelt den Tiefsinn und schließlichen Selbstmord eines Bankdirektors, der dem Krach nahe war. Sein eigenes Lieblingswerk und das vorzüglichste ist „Die Komödie der Ehe“, „ein Kunstwerk von hohem Gehalt“, das das ganze politische und soziale Leben Schwedens in ein lebensvolles Gemälde bringt (B. A. Z. 1907 Nr. 158).

Alfred af Hedenstjerna (geb. 1852) faßte in gedrängten Novellen aus dem Leben gegriffene Familienverhältnisse humoristisch zusammen. — Karl Tavastjerna schrieb das Idyll „Der kleine Karl, Roman eines Knaben“, das voll Wärme und Frische ist. — Gustav Janson erzählt im „Paradies“ die hübsche Geschichte zweier aus einem Schiffbruche allein geretteten Menschen, eines schwedischen Matrosen und einer englischen Lady, die, auf eine unbewohnte Insel verschlagen, nach anfänglichem Kampfe der Dame mit ihren Vorurteilen, die Stammeltern eines neuen Geschlechtes werden.

Als Lyriker taten sich in unserer Zeit hervor: König Oskar II. (geb. 1829, reg. 1872, gest. 1907), Zach. Topelius (1818—98), Viktor Rydberg, geb. 1829, Akademiker und Professor in Stockholm, Übersetzer des Faust, der schon genannte Strindberg, Werner von Heidenstam (geb. 1859), Gustav Fruding (geb. 1860), Axel

Karlfeldt (geb. 1861), Oskar Levertins (geb. 1861), vor allen aber Karl Graf v. Snoilsky (1841 bis 1903), der bedeutendste Balladendichter des Landes, der mit Tegnér und Runeberg zusammengestellt und der letzte Klassiker der schwedischen Dichtung genannt wird (B. A. Z. 1903 Nr. 162 und 265).

Alle schwedischen Dichter der neuesten Zeit werden aber von einer Dichterin überragt, von der früheren Lehrerin Selma Lagerlöf. Sie ist eine Vertreterin der jungen Romantik, die den Naturalismus überwunden hat. Dies zeigt schon ihr erstes Werk, der Roman „Gösta Berling", die Geschichte eines mit sich selbst ringenden Geistlichen neuerer Zeit, die mit Zügen alter Sagen durchwoben ist (1891). Sie kümmert sich wenig um Kunstregeln; denn ihre Kunst ist Natur, ihre Natur. Gösta Berling, ein Sagenheld im geistlichen Gewande, ist wegen Trunksucht und ihrer Folgen als Pfarrer abgesetzt und verurteilt sich selbst zum Tode durch Erfrieren. Da rettet ihn die Majorin von Ekeby, die reichste Dame in Wermland und ein starkes Weib. Sie führt ihn auf ihr Gut, wo eine seltsame Gesellschaft, die Kavaliere genannt, haust und die Zeit mit Zechen und tollen Streichen totschlägt. Gösta reißt sich wiederholt los und irrt von Liebe zu Liebe und von Schicksal zu Schicksal. Endlich heiratet er eine von ihrem rohen Manne verstoßene Gräfin. So kommt er zur Ruhe, und auch die „Kavaliere" werden arbeitsam.

Der zweite Roman der Dichterin, „Die Wunder des Antichrists" (1897), versetzt uns aus dem Norden nach dem Süden Europas; er spielt in Rom und Sizilien und verbindet in merkwürdiger Weise Altertum und Neuzeit. Ein Städtchen am Ätna ist der Hauptschauplatz und der Bau einer Eisenbahn um den Vulkan, verquickt mit Räubergeschichten, der Mittelpunkt der Handlung, ein Christuskind aus einer Kirche nebst einer Fälschung dieses Kunstwerks spielt eine Hauptrolle, eine symbolische. Das echte Bild ist das Christentum, das falsche der Sozialismus. Nach vielen Leiden endet die Liebe des von Fürsten stammenden Revolutionärs Gaetano und der Donna Micaela Palmieri glücklich. Der Zukunft überlassen bleibt die verschiedene Weltanschauung der beiden. Die übrigen Werke Selma Lagerlöfs bestehen in Legenden. In ihren beiden Romanen ist ihr bisheriges Lebenswerk vollständig enthalten (B. A. Z. 1900 Nr. 98 und 288, 1902 Nr. 53, 1904 Nr. 213).

4. Die Dichtung der Romanen und Griechen.

a) Die Franzosen und Provenzalen.

In Bezug auf die französische Dichtung verbindet den vorhergehenden Zeitraum (VII S. 180, 237 ff. und 512 ff.) mit dem gegenwärtigen der Name Emile Zolas (VII S. 516 ff.). Selbst den heftigsten Gegner des in seinen Romanen hervortretenden Naturalismus mußte, wenn es nicht ein unverbesserlicher Fanatiker ist, sowohl sein edles Auftreten in der Sache Dreyfus (oben S. 67 ff.) als der sittliche und rechtliche Charakter seiner letzten Bücher versöhnen. Seine Städte-Romantrilogie vervollständigte, nach den von uns zuletzt genannten Bildern Lourdes und Rom, das dritte, das von Paris. Dieser Roman wurde bearbeitet, während Zola im heftigsten Kampfe für die Unschuld des Hauptmanns Dreyfus begriffen war, und erschien am 1. März 1896. Es ist gewiß bezeichnend, daß darin der Abbé Pierre Frament, der Held von Lourdes und Rom, mit der Kirche endgültig bricht, weltlich wird und heiratet. Den starkgeistigen Mann (Zola) beugte weder der antisemitisch-klerikale Aufruhr in Frankreich, noch die gegen ihn verhängte Gefängnis- und hohe Geldstrafe. Dem Kerker entzog er sich durch die Flucht nach England, und in einer bescheidenen Wohnung bei London begann er unter fremden Namen lebend, ein neues Werk, das er „les quatre évangiles“ nannte, mit dem ersten Bande „Fécondité“ (Fruchtbarkeit). Dieser ist gegen die Abnahme der Geburtsziffern in Frankreich, gegen das sog. Zweikindersystem gerichtet, auf welchen Kampf er die Hoffnung auf die Wiedergeburt der Familie und des Landes stützte. Im zweiten Bande „Travail“ (Arbeit) setzte Zola seine Gedanken über eine friedliche Lösung der Arbeiterfrage auseinander; das Buch wurde 1901 geschrieben, als Zola längst gerechtfertigt nach Paris zurückgekehrt war; die Erzählung tritt darin in den Hintergrund. Nicht so im dritten Teile „Vérité“ (Wahrheit); da trat seine Kampfnatur wieder zutage. Sein Held, der Lehrer Marc, wohl der Sohn des gewesenen Abbé Pierre Froment, streitet mutvoll für die Schule gegen die Kirche und für die Unschuld seines Freundes, des Juden David, dessen Streitfall deutlich die Züge der Sache Dreyfus trägt, und ruht nicht, bis er seine Ziele erreicht hat und Frankreich vom Klerikalismus gesäubert ist.

Den letzten Teil der Reihe „Justice“ (Gerechtigkeit) erlebte Zola nicht mehr. Er starb infolge eines Fehlers in der Heißlufteinrichtung an Kohlendunst am 29. September 1902, ein Schicksal, dem seine treue Gattin mit Not entging (Emil Zola, Leben und Werke. Von Ernst Alfred Vizetelly. Aus dem Englischen von H. Möller-Bruck.

Berlin 1905. B. A. Z. 1898 Nr. 72, 1899 Nr. 240, 1902 Nr. 232 f.).

Zola vorangegangen ist im Abschiede von der Welt sein ebenfalls berühmter Alters- und Zeitgenosse Alphonso Daudet (am 16. September 1897). Er starb ganz plötzlich, mitten in der Arbeit und ohne an Ruhm verloren zu haben (B. A. Z. 1898 Nr. 2).

Erst nach Zola starb (12. Mai 1907) der 1848 in Paris geborene, mehr verdrehte als berühmte Schriftsteller Joris Karl Huysmans, Verfasser des wahnsinnigen Romans „A rebours", nachdem er seine „Schöpfungen" mit asketischen Schilderungen aus dem Leben von Heiligen und Mönchen (Sainte Lydwine, B. A. Z. 1902 Nr. 78, L'Oblat 1903 und les foules de Lourdes 1906) beschlossen hatte.

Von bisher von uns noch nicht genannten französischen Romandichtern unserer Zeit nennen wir: Ferdinand Fabre (1830—1898, l'Abbé Tigrane, Lucifer und anderes), A. Theurint (geb. 1835, ländliche Romane), Edmond Peuvillon (1840—1906); Anatole France (geb. 1844, politische Satire der histoire cuntemporaine), Mad. Henri Greville (gest. 1902, Familienromane), die geistreiche Dichterin Gyps, die die alte Zeit gegen die Demokratie verteidigte und endlich die „Ossit" genannte Baronin Madeleine Deslandes, deren Romane „A quoi bon?" und „Ilse" sich eines guten Klanges erfreuen (B. A. Z. 1897 Nr. 255). Sie alle überragte der romanische Schweizer Edouard Rod (geb. 1857); er zeichnet bald das Volksleben seiner waatländischen Heimat, bald bewegt er sich in der Weltstadt Paris. Dort spielen „Roches blanches, Mademoiselle Annette, Scènes de la vie Suisse" usw., hier „l'inutil effort" (B. A. Z. 1903 Nr. 146), „ein Buch des Zorns, des Mitleids und der Strafe". Einen Roman aus der Pariser „Bohème" schrieb Henri Lavedan, „le bon temps" (in deutscher Übersetzung „Aber die Jugend", B. A. Z. 1907 Nr. 166).

Als Lyriker traten auf: Sully-Prudhomme (geb. 1839), Fréd. Coppée (geb. 1842), J. M. de Heredia (1842—1905) mit vorzüglichen Sonetten, der Revanchedichter und Politiker Paul Déroulede (geb. 1846); religiöse Richtung verfolgte Aicard (geb. 1848). Als „Symbolisten" bezeichneten sich: der geborene Grieche J. Moréas (geb. 1856), Ed. Haraucourt (geb. 1856), Alb. Samain (1858—1900), besonders aber Henri de Regnier (geb. 1864, „les jeux rectiques et divins und les Médailles d'Aryile"); doch kehrten sie alle zur klassischen Form zurück.

Für die Bühne wirkten in unserer Zeit (nach Sardou): H. Meilhac (1830—1897) und L. Halévy (geb. 1834) als Lustspiel- und Operndichter (für Offenbach), E. Pailleron (1834 bis 1899), der Salondramatiker („le monde, ou l'on s'eunuie"), der Naturalist Henri Becque (1837—1899), der schon genannte Coppée

(le Passant, pour la Couronne); H. de Bornier (1825—1901) pflegte das patriotische Versdrama, Alex. Bisson (geb. 1848) die höhere Posse, F. de Curel (geb. 1854) strebte Ibsen nach, Paul Hervieu (geb. 1857) ragte als Gesellschaftsdramatiker mit feministischer Tendenz hervor, Eug. Brieux (geb. 1858) brachte soziale und sogar medizinische Probleme auf die Bühne, Alfr. Capus (geb. 1858) erwies sich als Optimist, Henri Lavedan (geb. 1860) als Gegner der Adelsvorurteile, M. Donnay (geb. 1860) und G. Feydeau (geb. 1862) zeigten sich reich an Erfindung. Ihnen allen zeigte sich überlegen Edmond Rostand (geb. 1868) in „Cyrano de Bergerac (1897) und l'Aiglon (den Herzog von Reichstadt als Helden vorführend). Jenes ist besprochen B. A. Z. 1899 Nr. 206 f. Die jüngsten bis jetzt sind: Em. Fabre (geb. 1874), Verfasser politischer Stücke, und Henri Bernstein (geb. 1877), in leidenschaftlichen Effekten sich bewegend.

Es ist gewiß selten ein Dichter von seinen Landsleuten so hoch gefeiert worden, wie Frederi Mistral, der Sänger der „Mirèio", der „König des Südens" (geb. 1830 in Maillane) von seinen Provenzalen (B. A. Z. 1899 Nr. 148. VII S. 522 f.). Es hat ihm nicht geschadet, daß er auf dramatischem Gebiete mit seiner Reine Jano (Königin Johanna) scheiterte, die nichts von einem Drama hat. Es erschien weiter (1874) von ihm die Gedichtesammlung Lis Isclo d'or (die Goldinseln), Balladen und Romanzen enthaltend, die wie von klassisch-griechischem Geiste beseelt sind. Dann folgten (1906) provenzalisch und französisch seine köstlichen „Mémoires et Récits" (Denkwürdigkeiten mit eingestreuten Erzählungen, B. A. Z. 1906 Nr. 237).

b) Die Spanier und Portugalen.

An Josè Echegaray (geb. 1832, VII S. 528 f.) schließt sich die spanische Dichtung der Gegenwart an. Nächst ihm werden als die bedeutendsten Dichter des Landes gefeiert: Ramon de Campoamor (1817—1901. B. A. Z. 1898 Nr. 46), der es wagte, der Familie entgegen, Freidenker zu sein, und Nuñez de Arce (geb. 1834). Ihre Bühnenwerke, z. B. Dies irae von Campoamor und Arces Don Carlos-Drama, hatten jedoch weniger Erfolg als ihre lyrischen Dichtungen. Auf diesem Gebiete folgte ihnen eine Menge anderer (s. B. A. Z. 1901 Nr. 266), worunter besonders hervorzuheben sind: Antonio Trueba y la Quintana (1821?—1889), ein Volksdichter, der spanische Beranger genannt, dabei auch Erzähler, — Gustavo Adolfo Becquèr, ursprünglich von deutscher Abkunft (1836—1870), der, obschon so früh geschieden, als einer der größten spanischen Lyriker

des Jahrhunderts anerkannt und als Schüler Heines betrachtet wird (B. A. Z. 1897 Nr. 222).

Von den Romandichtern, die wir schon (VII S. 530 f.) erwähnten, wird eine Wiedergeburt dieses Zweiges an den Namen der Frau Cecilia de Arrom (gest. 1877), genannt Fernan Caballero, geknüpft. Sie brachte an Stelle französischer Vorbilder die echt spanische Dichtung wieder zu Ehren, wies auf Calderon hin und begründete die spanische Dorfgeschichte. Unter ihren Nachfolgern (an deren Spitze der schon genannte Valera steht) ist neu zu nennen José Maria de Perada (geb. 1834), der vorzügliche Sittenbilder aus den Bergen seiner Heimat und aus der Hauptstadt mit Humor würzte, dann die schon kurz erwähnte Emilia Pardo Bazan (geb. 1851), die neben ihren Romanen auch philosophische, biographische und kritische Arbeiten lieferte und durch ihren strengen Glauben sich nicht verhindern ließ, naturalistischer Richtung nach Art Zolas zu folgen. Ihr bedeutendster Roman ist „Adam y Eva“, der das Problem der mannigfaltigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Liebe behandelt (B. A. Z. 1905 Nr. 129).

Den historischen Roman begründete im 19. Jahrhundert Patricio de la Escosura (1807—1878), der die revolutionären Ereignisse Spaniens in seinem Werke „El patriarca del Valle“ darstellte und anderen vorbildlich wurde, so dem auf den kanarischen Inseln (1845) geborenen Benito Perez Galdos (Romane Doña Perfecta und Gloria); seine „Familia de Leon Roch“ schildert die religiösen Zwiste der Gegenwart; sein Hauptwerk aber ist „Episodios nacionales“, 20 Bände, die allein die Zeit der Kriege gegen Frankreich und Ferdinands VII. Zeit umfassen und auf wissenschaftlichen Studien beruhen. Auch der Bühne widmete er sich durch dramatische Bearbeitung der Doña Perfecta und durch das Drama „Electra“, das ungeheures Aufsehen erregte, weil es die religiöse Engherzigkeit geißelt, auch im Auslande.

Die politischen Ereignisse der neuesten Zeit haben auf Kosten der spanischen Dichtung die Beredsamkeit in den Vordergrund gestellt, als deren Meister Emilio Castelar (1832—1899) gilt (Rud. Beer, Spanische Literaturgeschichte II. Leipzig 1903).

In Portugal steht am Beginn unserer Zeit die Schule von Coimbra, die in realistischer Weise der unwahren Romantik entgegentrat. Ihre Führer waren Anthero de Quental (geb. 1842 auf den Azoren, gest. 1891), ein Pessimist, der an der Zeit verzweifelte, João de Deus Ramos (1830—1897), Joaquim de Araujo (geb. 1858) und viele andere. Der Roman hat sich wenig entwickelt; ihn pflegten Arnaldo Gamas, Carlos Pieto d'Almeida, Henrique Perez Eschrich, Eca de Gueiros (geb. 1845), Guilhermo

Gomez (genannt Julio Diniz, 1839—1871) und viele andere (Karl v. Reinhardstöttner, Portug. Literaturgeschichte, Leipzig 1904).

In Brasilien hat die portugalische Literatur reiche Pflege gefunden. Dort ist Domingo Gonçalvez de Magalhaes der Schöpfer nationaler Dichtung; weiter wirkten für sie Araujo Porto Cillegre, zugleich Maler, Dichter und Prosaiker, Antonio Gonçalvez Dias, bedeutender Lyriker, José de Alencar, Romanschriftsteller. An die Stelle der älteren, mit Vorliebe die Indianer schildernden Schule trat eine moderne unter der Führung von Machado de Assis. Aluicio Azevedo brachte den Naturalismus in Aufnahme und schuf Bilder aus dem bürgerlichen Leben (a casa de pensao), aus dem der Mischlinge (Mulado), aus dem Proletariat (Cortico), sowie solche pathologischer Zustände (O Homom). Noch fruchtbarer und von unerschöpflicher Fantasie ist Coelho Neto; die dortige Literaturgeschichte bearbeitete Sylvio Romero (B. A. Z. 1898 Nr. 68 S. 7).

c) Die Italiener.

Neuere Beurteiler finden in der italischen Dichtung unserer Tage einen entschieden männlichen, kräftigen vaterländischen Zug (B. A. Z. 1906 Nr. 128). Es ist dies offenbar noch eine Nachwirkung der langjährigen Kämpfe um Freiheit und Einheit, wie sie Manzoni, Leopardi, Pellico, Foscolo, Mazzini und andere angestrebt, Viktor Emanuel II., Cavour und Garibaldi vollendet haben. Dieser Zug durchdringt die heutige italische Lyrik völlig. Man kann sie mit Giovanni Prati (1815—1884) beginnen, der besonders in größeren Gedichten Stoffe aus der Geschichte Italiens besang. Mit ihm wetteiferte Aleardo Aleardi (1812—1883), der den Preis des Vaterlandes und der Liebe zu verbinden verstand. Als ihr Nachfolger gilt Giacomo Zanella aus Vicenza (1820—1889), Übersetzer und Verehrer der großen englischen Dichter, Sänger der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte unserer Zeit und der großen Kämpfe, aus denen die Einheit Italiens hervorging. Diesen Dichtern, die noch dem „liberalen Katholizismus“ huldigten, gegenübertrat der schon (VII S. 524 f.) genannte Freidenker Giosuè Carducci (geb. 1836, gest. 1907, B. A. Z. 1899 Nr. 88 f., 1907 Nr. 53), ein entschiedener Gegner der Romantik, daher er antike Versmaße in seine Muttersprache einführte („Odi barbare“). Jüngere lyrische Dichter sind: der Lombarde Emilio Praga (1839—1874), der Sizilier Mario Rapisardi (geb. 1843), Carduccis erbitterter Gegner, und Aurelio Costanzo (geb. 1843), die alle außer dem eigenen Leben das der Nation in Gedichten behandelten. Eine realistische (in Italien

veristische) Dichterschule begründete Olindo Guerrini aus Forli (geb. 1845, s. VII S. 525), der außer schon genannten Guido Mazzoni und sein Schwiegervater Giuseppe Chiarini (geb. 1833), Übersetzer Heines und Anhänger Carduccis folgten. Von Dialektdichtern in römischer Mundart sind Luigi Ferretti (geb. 1836) und Cesare Pascarella, in toskanischer Renato Fucini (geb. 1843), in neapelscher Salvatore di Giacomo zu nennen.

Unter den Bühnendichtern ragt hervor Pietro Cossa aus Rom (1830—1881); seine Stücke haben zu Helden Dichter und Künstler (wie Puschkin und Beethoven), antike Personen [Nero, Messalina, Plautus, Julianus], mittelalterliche (Rienzi, die Borgias, Ariosto usw.). Leopoldo Marenco (geb. 1836) bearbeitete sehr mannigfaltige Stoffe, Felice Cavallotti aus Mailand (1842—1898) ebenso (z. B. das Hohe Lied, Alkibiades und anderes). Andere (Praga, Verga und Giacosa) sind schon genannt. Dagegen sind erst in neuester Zeit zwei jüngere Dramendichter hervorgetreten: Silvio Pagani und Enrico Corradini (leider sind in dem ausführlichen Berichte über beide, B. A. Z. 1903 Nr. 4, ihre Geburtsjahre und Heimatsorte zu erwähnen vergessen). Pagani ist Symbolist; Corradinis Drama „Giacomo Vettòri“ stellt einen Übermenschen dar, seine Leonessa (Löwin) ein Überweib im schlimmsten Sinne. Als Komödiendichter ragen hervor Tommaso Gherardi del Testa (1815—1881), Paolo Ferrari aus Modena (1823—1889), Nachahmer der Franzosen Dumas, Augier und Sardou, aber auch nicht ohne selbständige Arbeiten, Vittorio Bersezio (geb. 1830), aus der Schule Goldonis, wie auch Ferdinando Martini (geb. 1841) und Giacinto Gallina aus Venedig (1852—1897).

Der Romandichter von Bedeutung sind bereits mehrere genannt; sie stehen meist ebenfalls auf französischen Schultern. Der älteste noch nicht genannte ist Ippolite Nievo aus Padua (1832—1860), ein Garibaldiner und Lyriker, der in den „Bekenntnissen“ einen Greis seine Erinnerungen seit der französischen Revolution erzählen läßt. Antonio Giulio Barrili aus Genua (geb. 1836) schöpfte Stoffe aus dem Altertum und der Gegenwart und schuf eine Romanreihe, deren Mittelpunkt Columbus bildet. Antonio Caccianiga aus Treviso (geb. 1823) schrieb „Proscritto“. „Dolce far niente“ und anderes, und Vittorio Bersezio: l'odio, la plebe, la carità del prossimo usw. Die veristische Schule im Roman begann mit Giovanni Verga (geb. 1840) und Luigi Capuana (geb. 1839). Verga schrieb: Eva, Eros, Tigre reale und anderes, sowie Bauerngeschichten aus Sizilien. Seine Novelle „Cavalleria rusticana“ (bäurische Ritterlichkeit) wurde zum Drama und ging, durch Mascagni in Töne gesetzt, als Oper durch die Welt (näheres s. Stern, Adolf, Studien zur Lit. der Gegenwart

N. F. S. 332 ff.). Von Capuana ist: Nel regno delle fate (Im Reich der Feen), das auch in Sizilien spielt und Giacinta; beide verraten die Schule Zolas.

Die bedeutendsten Romanschriftsteller Italiens aber sind Fogazzaro und d'Annunzio. Antonio Fogazzaro aus Vicenza (geb. 1842), ein Schüler Zanellas (s. oben S. 165), schrieb zwar viel über Venedig; der eigentliche Sittenschilderer der wundervollen Lagunenstadt aber ist, was hier eingeschaltet werden darf, Enrico Castelnuovo, der in seinen Romanen den Markusplatz, die Kanäle und die engen Straßen lebendig zu machen gewußt hat (B. A. Z. 1898 Nr. 82). Fogazzaro hat eine Dreiheit von Romanen geschaffen, die ihresgleichen sucht. Der erste Teil: Piccolo mondo antico (1896) spielt in psychologischer Kleinmalerei tiefer Leidenschaften auf oberitalischem Boden an der Schweizergrenze (Luganersee) zur Zeit des Krieges von 1859. Die Fortsetzung: piccolo mondo moderno (1901) schildert das Jünglings- und Liebesleben des im ersten Teile geborenen Piero Maironi (auf demselben Schauplatz); der letzte Teil aber (Il Santo), die Abkehr des müden Mannes von der Welt, sein Büßer- und Predigerleben und sein Ende in und bei Rom (1906); als Zeugnis des Reformkatholizismus kam „der Heilige" durch die Hetzarbeit der Jesuiten auf den Index (B. A. Z. 1896 Nr. 98 f., 1901 Nr. 146, 1905 Nr. 268, 1906 Nr. 90).

Wie Fogazzaro, steht auch Gabriele d'Annunzio (eigentlich Rapagnetta, geb. 1864) unter dem Einfluß der Russen Dostojewski und Tolstoi, aber auch der Franzosen. Er hat sich in allen Dichtungsarten betätigt (VII S. 526). Seine Tragödien wurden von den größten Mimen (besonders von der Duse und Bernhardt) dargestellt. „La Gioconda" feiert den Sieg der Schönheit (B. A. Z. 1899 Nr. 40 und 62). Voran gingen: la citta morta (die tote Stadt), la Gloria; es folgten Francesca da Rimini und andere. Alle kranken an Symbolismus und Ziererei. In keinem seiner Romane „findet sich eine Spur von Humor, wie er den nordischen Schriftstellern eigen ist. Der Roman „il Fuoco", in dem die ganze Unwahrheit der Kunst Annunzios aufgehäuft ist, fand allgemeines Mißfallen." Doch ist der Dichter immerhin als bevorzugtes Genie anzuerkennen (B. A. Z. 1904 Nr. 58 und 59).

Emilio de Marchi (geb. 1851 in Mailand, gest. 1901), der Schule Manzonis angehörend, zeigte als Romandichter „eine scharfe und tiefe, aber leidenschaftslose, ja oft kalte Beobachtungsgabe. Er schilderte das Leben der lombardischen Hauptstadt, die er innigst liebte. Seine letzten Romane heißen: „Giacomo l'Idealista" und „Col fuoco non si scherza" (mit dem Feuer spielt man nicht!) Näheres siehe B. A. Z. 1901 Nr. 213.

Der beliebteste und am weitesten bekannte italische Romandichter Edmondo de Amicis (VII S. 526) ist, nachdem er seine Reisen bis England und Marokko lebendig und farbenreich beschrieben, zu Anfang von 1908 dahingeschieden.

Romanschriftstellerinnen besitzt die Lombardei zwei hervorragende: Maria Torelli Mioller (Marchesa Colombi), die das Leben der armen Bauern in den Reisfeldern schilderte, und Nene Zuccari Radius, genannt Neera, deren Werke einen pessimistischen Charakter tragen. Bedeutender ist eine Tochter Neapels (wenn auch in Griechenland geboren): Matilde Serao-Scarfoglio (VII S. 527). Sie ist von Zola beeinflußt. Ihre Sprache wird als die schönste einer Italienerin gerühmt, als ihre besten Romane gelten „Krankes Herz“ und „Die Eroberung Roms“; doch liebt sie es, krankhafte Naturen und Zustände (Lotterie) darzustellen. (Näheres B. A. Z. 1904 Nr. 220 f.)

d) Die Rumänen und Neugriechen.

Die rumänische Dichtung ist noch jung und überdies wenig in andere Sprachen übersetzt worden. Wir haben daher unseren früheren Mitteilungen (VII S. 546) nur wenig nachzutragen, diesmal sogar nur einen einzigen Dichter: Michail (Michael) Eminescu (geb. 1849, gest. 1889). Minckwitz vergleicht ihn mit Platen (B. A. Z. 1900 Nr. 128 und 129). Sein Leben war ein unglückliches und undankbares. Seine Lyrik verrät eine schwärmerische Naturbegeisterung und tiefes Gefühl, ist aber vorwiegend pessimistisch gefärbt (er endete in geistiger Umnachtung). Diese Stimmung ist es wohl auch, die ihn zum Satiriker gegenüber den menschlichen Mängeln machte. Jedenfalls ein außergewöhnlicher Charakter.

Auch die neugriechische Dichtung, wennschon in der byzantischen wurzelnd, ist als moderne noch jung. Man kann ihren Zug von den jonischen Inseln, wo italische Einflüsse maßgebend waren, nach dem Festlande in den sechziger und von da in den achtziger Jahren nach den Zykladen verfolgen. Hier auf Siphnos schuf ihr Ar. Provelengios (der den Faust übersetzte) eine Heimstätte. Seine 1896 erschienenen lyrischen Gedichte (*Ποιήματα παλαιὰ καὶ νέα*, alte und neue Gedichte) zerfallen in drei Teile: „Herbstharmonien“, „Seiten aus dem Leben“ und „Meer“. Der erste Teil enthält gemütvolle Stimmungsbilder aus der Natur, der dritte solche aus dem Schifferleben. Das Losungswort des Dichters, wie des Griechen überhaupt heißt: „Liebe und Freude der Welt auskosten bis zum letzten Atemzuge“. (Näheres mit Proben siehe B. A. Z. 1897 Nr. 228.)

Ein anderer um die neugriechische Literatur verdienter Mann war Dionysios Therianos (gest. 1897 in Triest, wo er die griechische Zeitung ἡμέρα leitete), gleich ausgezeichnet als Gelehrter, Patriot und Mensch. Als Dichter trat er allerdings nicht hervor, glänzte aber destomehr durch seine Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und durch seine Tätigkeit als Forscher in dieser Richtung. Sein nicht unbedeutendes Vermögen vermachte er der bairischen Akademie der Wissenschaften zu Preisen für wissenschaftliche Arbeiten und Unternehmungen (B. A. Z. 1897 Nr. 106).

5. Die Dichtung der Slawen.

a) Die Russen.

An der Scheide zweier Zeitalter steht der noch immer, ungeachtet seiner Versenkung in mystische, also eigentlich lebensmüde Gedanken, arbeitlustige Graf Leo N. Tolstoi, der Senior der russischen Literatur. Von ihm, dem Ruhe kein Bedürfnis, trat gegen das Ende des 19. Jahrhunderts (1900) der moralisch-religiöse Roman „Auferstehung" an das Tageslicht. Ein Fürst mit dem in Tolstois Novellen viel vorkommenden Namen Nechljudow hat als Geschworener ein vor Jahren von ihm verführtes Mädchen wegen Anklage auf Giftmord zu beurteilen. Da sie gegen seine Überzeugung nach Sibirien verbannt wird, beschließt er, zur Sühne seines Vergehens, ihr zu folgen und schenkt seine Güter seinen Bauern. Da sie in der Verbannung einen Leidensgenossen heiratet, kehrt der Fürst heim und ergibt sich einem gottseligen Leben. Das Buch ist reich an feiner psychologischer Seelenmalerei. (B. A. Z. 1900 Nr. 147.)

Über den Streit um Tolstois Weltanschauung, über sein schiefes Urteil gegenüber dem ihm unverständlichen Shakespeare, über den „Anti-Tolstoi" des schwedischen Schriftstellers H. v. Samson-Himmelstjerna (B. A. Z. 1902 Nr. 282) können wir ruhig hinweggehen. Der greise religiös befangene russische Altmeister ist hinter seiner Zeit weit zurückgeblieben (über seine Exkommunikation siehe oben S. 177).

Heute steht in Rußland, entsprechend der Volksbewegung zur Herbeiführung menschenwürdiger Zustände (oben S. 63 ff.), die Volksliteratur an der Spitze der schriftstellerischen Tätigkeit. Hoch gestellt wird in dieser Richtung Grigorowitsch (1822—99), der, vornehm erzogen, erst sehr spät das russische Volk kennen lernte. Dann aber gehörte er zu den Kämpfern für die Bauernbefreiung und schilderte in seinen Novellen die Leiden des Volkes in hinreißender Weise, so daß ihre Wirkung mit derjenigen von „Onkel Toms Hütte" verglichen

werden konnte. Der gleichen Richtung folgten Marie Markowitsch (genannt Marko Wowtschok) und Danilewskij (1829—90).

Einen weitern Kreis beschrieben Pissemskij (1820—81) und Potjechin (1829—1902), die auch für die Bühne schrieben, aber auch die Volksnovelle weiter pflegten. Als aber die nihilistische Bewegung begann, nahm Pissemskij gegen sie Partei, Rjeschotnikoff (1841—71) führte in die Volksnovellistik die naturalistische Richtung ein; er wollte durchaus nichts gelten lassen als die schlichte Wahrheit. Unter seinen Arbeiten werden „Unter Menschen“ und „Wo ist es besser?“ hervorgehoben. Levitoff (1842—77) schilderte die Trunksucht und ihre Opfer in „Skizzen aus den Steppen“ und „Moskauer Lasterhöhlen und Spelunken“. Gleb Uspenskij (1840—1902) schlug andere Wege ein, indem er statt eigentlicher Novellen ethnographische Skizzen schrieb, in denen er die durch die Bauernbefreiung hervorgerufenen Schattenseiten schilderte. Diese Darstellungen beantwortete Slatowratskij (geb. 1845) mit Novellen im entgegengesetzten Sinne.

Die Volksschilderung erreichte ihren höchsten Gipfel in dem jüngsten russischen Schriftsteller Maxim Gorkij, wie sich Alexei Pieschkow (geb. 1869 in Nischnei-Nowgorod) als Schriftsteller nannte. Er begann seine literarische Laufbahn 1892, nachdem er bis dahin unter Landstreichern gelebt hatte, deren Leben er naturgetreu zu zeichnen versteht. Schon im Jahre 1900 wurde er berühmt, und seine Schriften wurden in die bedeutendsten Sprachen übersetzt. Auch sie sind mehr Skizzen aus dem Leben als Novellen, zeichnen sich aber durch feine Entwickelung verwickelter Gefühle und der verschiedenen Naturerscheinungen aus. Kropotkin nennt ihn einen großen Künstler. Er will nichts von Schwächlingen wissen; er schildert nur ganze Menschen, gleichviel ob gute oder böse; es sind immer Charaktere. Sein Lieblingstypus ist der „Rebell“, ein Mann der Auflehnung, eine Macht für sich. Seinen „Helden“ zeichnet er am besten in „Konowaloff“. Seine Landstreicher sind nicht stumpf; sie denken, lieben die Natur, sie sind keine Grübler und wollen auch keine Übermenschen sein. Gorkij liebt die Kürze; wird er ausführlich, so treten seine schwachen Seiten hervor. Wie in seinen Novellen, so will er auch in seinem letzten Schauspiel (das erste „Die Kleinbürger“ soll Petersburg geißeln) „Das Nachtasyl“ zeigen, daß etwas, was die Seele erheben soll, über dem Alltagsleben steht, dem Menschen notwendig sei. Seine heruntergekommensten Gestalten träumen von einer Rettung oder Heilung oder wahrer Liebe. Von Gorkijs Novellen seien noch genannt: „Verlorene Leute“, „Ein Individualist“, „Das Ehepaar Orloff“, von seinen Romanen „Die Drei“. (B. A. Z. 1901 Nr. 135 und 258, 1902 Nr. 57, 1903 Nr. 23, M. v. Brandt, „Fremde Früchte“, Stuttgart 1904, S. 98 ff.)

Eine zweite Reihe moderner russischer Romandichter behandelt nicht oder weniger das Volk, als die gebildeten Stände (Peter Boborykin haben wir schon VII S. 543 erwähnt).

Oertel (geb. 1855) ist ein Sohn der Steppe, aber auch ein gemaßregelter Student. Von ihm sind: „Tagebuch eines Steppenmannes“, das diese Gegend wundervoll schildert, „Zwei Paare“ (1887, eines ist aus der gebildeten, das andere aus der Bauernklasse), „Die Gardenins, ihre Anhänger und Feinde“, „Die Wachtablösung“ (behandelt den Untergang der alten Adelsfamilien und die Besitzergreifung ihrer Güter durch Kaufleute). — Wladimir Korolenko (geb. 1853) war als „Politischer“ viele Jahre im östlichen Sibirien verbannt und konnte daher die Einöden von Jakutsk so kräftig schildern, daß man ihn den Erben Turgenjeffs nannte. — Dmitri Mereschkowski (geb. 1866) begann eine Novellen-Dreiheit, die den Kampf zwischen Heidentum und Christentum darstellen sollte. Die erste Erzählung hatte Julian den Apostaten, die zweite Leonardo da Vinci zum Helden; die dritte mit dem Titel „Der Antichrist“ behandelt Peters des Großen aufgeklärten Kampf gegen das orthodoxe Altrussentum. Das Werk ist „nervenschwachen Lesern nicht zu empfehlen“. Es folgten „Michel Angelo“ und andere Novellen aus der Renaissancezeit (B. A. Z. 1906 Nr. 203). — Iwan Potapjenko (geb. 1856) ist bereits (VII S. 543) genannt. Der höchste Rang unter dieser Schriftstellerreihe gebührt A. P. Tschechoff (geb. 1860 in Taganrog als Sohn eines Leibeigenen, gest. schon 1904). Er war nach Kropotkin unübertroffen in der Darstellung der Fehler der menschlichen Natur in gegenwärtiger Zivilisation, besonders der Verderbtheit und des Bankerotts der Gebildeten. Tolstoi schätzte ihn sehr. Seine Novellen sind durchweg sehr kurz, aber inhaltschwer, z. B. „Aus der Praxis eines Arztes“. Andere spielen im Bauernleben, in dem der „Intellektuellen“ und ihrer hoffnungslosen Verzweiflung an Verbesserung der Reichszustände. Er verzweifelte aber nicht und hoffte auf eine bessere Zukunft. Dies zeigen seine Dramen: Iwanoff, Die Möven, Drei Schwestern, Onkel Wanja und Der Kirschgarten. Dies letzte war „sein Schwanengesang“. Er ist in Rußland ungemein volkstümlich und kommt in der Wertschätzung gleich nach Tolstoi (B. A. Z. 1902 Nr. 160; für das Ganze: Peter Kropotkin, Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur, deutsch von P. Ebenstein. Leipzig 1906).

b) Die Westslawen.

Im polnischen Schrifttum verbindet den letzten mit diesem Zeitraum der Name von Henryk Sienkiewicz (geb. 1846, VII

S. 544). Seine Werke sind: der dreigeteilte Roman aus der polnischen Geschichte (1. Mit Feuer und Schwert, 2. Sintflut, 3. Die Kreuzherren), „Auf dem Ruhmesfelde“ (eine Verherrlichung des Königs Johann Sobieski), „Ohne Dogma“ (einen zerfahrenen Menschen der Gegenwart darstellendes Tagebuch), als Gegensatz dazu: Die Familie Polaniewski („gesunde, unternehmende Menschen mit tatkräftigem Willen“). Diese beiden Werke künden eine große Gabe seiner Seelenmalerei. Von dem polnischen Gebiete schweifte Sienkiewicz ab in seinem „auf der ganzen Erde gelesenen“ Roman „Quo vadis“ (Wohin gehst du?), der in Rom unter Nero spielt, den Brand der Weltstadt und das Ende der Apostel Paulus und Petrus erzählt. Er atmet streng christlich-katholischen Geist (M. v. Brandt, Fremde Früchte, Stuttgart 1904, S. 10 ff.).

Boleslaw Prus (Alexander Glowacki), der Hauptbeschäftigung nach Feuilletonist in Warschau, schrieb freigeistig-demokratische Romane, wie: Lalka (Die Puppe, 1891), „Die Emanizipierten“ (1894), Pharaon, die sehr durchdachte Sittengemälde, jedoch ohne künstlerischen Aufbau sind, dafür aber philosophisch tiefer gehen als Sienkiewicz. Außerdem schrieb er Erzählungen aus dem Leben des Kindes und dem der Tierwelt.

Alexander Swietochowski, ebenfalls vorzugsweise Journalist von positivistischer (freidenkerischer) Richtung, behandelte im Drama „Der Vater Makars“ den Streit zwischen Vaterschaft und Geistlichkeit. Die besten polnischen Lustspiele verfaßte Michael Balucki, dessen Skizzen Adels- und Geldherrschaft bekämpfen. Weyßenhoff wählt dagegen seine Helden (so in „Herr Podifiliesti“, einem Lebemann und Spieler) aus den „oberen Zehntausend“.

Frau Elise Orzeszkowa behandelte die Frauenfrage und die Mutterschaft, sowie das Leben in Litauen, dem sich auch Frau Rodziewicz zuwandte. Frau Marie Konopnicka betätigte sich als Lyrikerin.

Das jüngere Dichtergeschlecht, das der neunziger Jahre, bewegt sich mehr in vaterländischen Bestrebungen, so Waclaw Berent, ein Pessimist und „Maler seelischer Qualen“ und viele andere. Wladislaw St. Reymont (geb. 1868) philosophierte früher in seinen Werken, wandte sich dann aber dem Realismus zu („Bauern“ in 2 Bänden, „Herbst“ und „Winter“). Stefan Zaromski (geb. 1868) schildert in „Heimatlose Leute“ die sog. Bohème, deren Glieder ruhmlos untergehen, in „Asche“, die Zeit Napoleons in Polen, in „Ahriman rächt sich“ das fruchtlose Bemühen des Vaters, im Sohne die Liebe zu töten. Waclaw Sieroszewski und Adam Szymanski schilderten das Leben in Ost-Sibirien, wohin sie verschickt waren.

Unter den neuesten Dichtern in Versen nennen wir: Adam Asnyk aus Krakau (1838—1897), der ähnlich wie Carducci die Dichtung mit Philosophie verband, Maria Konopnicka, die in weiter geographischer und historischer Ausdehnung der Stoffe tadellose Form mit patriotischem Geiste vereinigte. Der „Parnassist" Gomulicki (geb. 1851) zeichnet sich durch metrische Technik aus.

In der polnischen „Moderne" (um die Jahrhundertwende) unterscheidet man zwei Richtungen, die Warschauer und die Krakauer. An der Spitze dieser steht der früher deutsch, jetzt aber polnisch dichtende Stanislaus Pezybyszewski (geb. 1868), in dem sich alles Krankhafte und Fantastische der modernen Richtungen vereinigt. Mehr der Wirklichkeit und dem Volke nähert sich Stanislaus Wyspianski; für die Not des Volkes tritt Jan Kasprowicz in die Schranken. Symbolismus kennzeichnet die Warschauer Richtung, zu welcher Miriam (Zenon Przesmycki), Kasimir Tetmayer und Anton Lange gehören. Das Gemeinsame und auch Gute dieser Richtungen ist, daß ihre Glieder bestrebt sind, die besten Erzeugnisse fremder Literaturen zu sammeln, zu übersetzen und in ihrem Organ, früher der Krakauer „Zyzie" (Das Leben), jetzt der in Warschau erscheinenden „Chimera" ihrer Nation nahe zu bringen und mit Bildern der größten modernen Maler zu begleiten.

Die tschechische Dichtung hat seit ihrem größten modernen Vertreter Jaroslaw Vrchlicky (Bohuslaw Frida, geb. 1853, VII S. 545) und seinem Zeitgenossen Swatopluk Cech (geb. 1846) manche Nachfolger im Reiche der Musen aufzuweisen, von denen jedoch keiner Vrchlicky erreicht hat, am wenigsten in seinem welt- und zeitumfassenden Kosmopolitismus, für den selbst sein Vaterland ein kleines ist. Von ihm stammen etwa dreißig Dramen, das Epos „Bar Kochba", eine Menge Lyrik und viele Übersetzungen. Mehr individuell ist der ihm nahe stehende Julius Zeyer (1841—1901) geartet, ein reich begabter dichterischer Träumer, aber wahr in seinen Gefühlsäußerungen. Als Epiker hervorragend, schuf er seine „Karolingischen Epopöen" und Gedichte über Böhmens Vorzeit.

Unter Vrchlickys Freunden und Nachfahren sind hervorzuheben: Josef Sladek im Volksliede, Elise Krasnohorska in vaterländischer Begeisterung, Jaroslaw Kvapil als vielseitiger Lyriker, ebenso Anton Klastersky und Jaromir Borecky, S. Machar (geb. 1864) als Vertreter des Realismus in politischer und psychologischer Beziehung und Gegner der tschechischen Einseitigkeiten und Übertreibungen, Anton Sova als Landschaftschilderer und Kritiker der tschechischen Gesellschaft (Hauptwerk: Ivos Roman). — Als Schöpfer von Gesellschaftsromanen wirkten W. Vltschek, Ferdinand Schulz (gest. 1905); F. X. Swoboda stellte die Kämpfe zwischen Alt- und Jungtschechen

bar, Karl Rais schildert das Volksleben, Karl Klostermann die Verhältnisse des Böhmerwaldes, Ignaz Herrmann die unteren Volksschichten Prags, Wilhelm Mrstik das Studentenleben in Prag und Bilder aus Mähren, M. Simatschek und Jos. Slejhar das Fabrik- und Arbeiterleben.

Der historische Roman hat seine Vertreter in Vaclav Benes Trebizsky, der die hussitische Zeit, Alois Jirasek, der alle Zeiten der Geschichte Böhmens in etwa 30 Bänden schilderte usw. (Jos. Karàsek, Slawische Literaturgeschichte. II. Teil. Leipzig 1906).

c) Die Südslawen.

Die slovenische Literatur der neuesten Zeit begründete Franz Preschen (1800—1849), ein Freund von Anastasius Grün; noch heute geht die Dichtung dieses Volkes von ihm aus. Ihre hervorragendsten Vertreter sind Fr. Miklositsch, Professor in Wien, ihr Grammatiker Fr. Leystik (1831—1887), J. Jurtschitsch (1844 bis 1881), Professor Stritar, die Geistlichen Simon Gregortschitsch (geb. 1844) und Anton Askero (geb. 1856) und andere.

Die kroatische Literatur hatte im Jahre 1835 auf 1836 ihre Anfänge. Dr. Ljudevit Gaj (1809—1872) suchte den Illyrismus, d. h. eine einige südslawische Nationalität zu begründen. Die österreichische Regierung verbot 1843 jene Bezeichnung, an deren Stelle dann die der Südslawen trat. Ihre verschiedenen Mund- und Schriftarten konnten sich jedoch nicht vereinigen. Ungeachtet derselben Sprache befeinden sich die römischen Kroaten und die griechischen Serben bis auf den heutigen Tag. Heute noch lebt der erste kroatische Schriftsteller Iwan Ritter v. Trnsky (geb. 1819). Iwan Masuranitsch (1813—1890) schuf das epische Gedicht „Tod des Smailaga Cengitsch“, das in der Zeit der Kämpfe gegen die Türken spielt. Als größter kroatischer Dichter gilt Peter Preradowitsch (1818—1872), der, obschon ursprünglich deutsch gebildet, für das gesamte Slawentum schwärmte. Auch feierte er den serbischen Volkshelden Marko Kraljewitsch dramatisch.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nahm die kroatische Literatur einen höheren Aufschwung, indem unter den Schriftstellern das Streben aufkam, ihr Volk zu studieren, das sich auch auf Slawonien und selbst auf Bosnien erstreckte. Damit verband sich ein Nationalgefühl, das sich gegen Magyaren und Italiener wandte. An der Spitze der Bewegung stand Sandor Gjalski (Ljubomir Babitsch, geb. 1851), dessen Richtung eine realistische ist. Den Gesellschafts- und geschicht-

lichen Roman pflegte Tomitsch (geb. 1843). Die Politik verband mit der Dichtung Kumitschitsch (1850—1904). Die Natur und die Sitten Slawoniens schilderte der Förster Josip Kozarac (geb. 1858). Janko Leskowar machte auf die Not der Armen aufmerksam. In gebundener Sprache besang Hugo Badalitsch (1851—1900) die Adria und den Helden Zriny; Professor Djuro Arnold (geb. 1851) dichtete Balladen und Romanzen, Professor Franjo Markowitsch (geb. 1845) verfaßte Dramen. Für die Vereinigung der Kroaten und Serben stand Jowan Hranilowitsch ein. Als beliebtester Dichter gilt Dr. August Harambasitsch. Weitere müssen wir übergehen.

Eine nichtkirchliche serbische Literatur entstand erst im 19. Jahrhundert. Sie begründete Dositej Obradowitsch (1744—1811) zur Zeit der serbischen Volkserhebung. Vuk Stefanowitsch Karadschitsch (1787—1864) erhob die serbische Sprache zur Schriftsprache, gelangte aber nur nach langen Kämpfen gegen die alten Ansichten 1860 zum Siege. Der deutschgebildete Sima Milutinowitsch (1791—1847) besang die serbischen Befreiungskämpfe von 1804 und 1815. Durch seinen Schüler Peter II. Petrowitsch Njegos trat Montenegro in die serbische Literatur ein. Ein neuer Aufschwung erfolgte durch Branko Raditschewitschs (1824—1853) lyrische Dichtungen. Vielseitige Dichter waren Jowan Subotitsch (1817—1886) und Ljubomir Nenadowitsch (1826—1895). Stefan Ljubischa (1824—1878) führte Dalmatien in dieses Schrifttum ein. Der beliebteste der jüngeren Dichter in Prosa ist Janko Veselinowitsch (gest. 1905), ein guter Kenner des Volkes. Die Kunstdichtung kam erst später in Blüte, zuerst durch Djura Jakšitsch (1832—1878). Größer war Jowan Jowanowitsch, genannt Zmaj (1833—1904), von Beruf Arzt, natürlich und freisinnig. Als Dramatiker trat Laza Kostitsch auf. Bosnien fand in Jovo Ilijitsch (1823—1901) seinen serbischen Dichter. Er wird ein gottbegnadeter Poet genannt. Seine drei Söhne traten ebenfalls in die serbische Dichtung ein und zeichneten sich als ihre Jünger aus. In Montenegro dichteten Jowan Suntschetitsch (1825—1900) und der jetzige Fürst Nikolaus I. (geb. 1841), der durchaus mit dem Volke fühlt und auch Dramen („Die Balkankaiserin" u. a.) schrieb.

Die bulgarische Literatur hat erst ihren Frühling begonnen; denn die Freiheit des Landes ist noch sehr jung. So lange die türkische Herrschaft dauerte, lebte die Dichtung natürlich nur unter Verbannten im Auslande, besonders in Serbien und Rumänien. Georg Rakowski (1818—1868) wird als ihr erster Vertreter angesehen. Seit der Befreiung ist der bedeutendste Dichter Iwan Vazow, dessen

Roman „Unter dem Joche“ in mehrere Sprachen übersetzt ist, aus welchen er selbst Werke in die Muttersprache übertrug. Seine Vorbilder sind Tolstoi und die Russen überhaupt. Er war selbst noch Verbannter und glüht für sein Vaterland. Doch noch fehlt ihm die künstlerische Form (Karasek a. a. O.).

6. Die Dichtung und Kunst anderer Völker.

Unter diesen „anderen“ verstehen wir 1. die nicht arischen Europäer und 2. die außereuropäischen Völker, die sich indessen auf Asien beschränken.

Die finnische Literatur entwickelte sich Hand in Hand mit der finnländischen Volksbewegung. Als Finnland von den Russen erobert wurde und Schweden verloren ging, konnte die schwedische Sprache dort nicht die herrschende sein, und die russische war eine fremde. So kam es, daß die uralische finnische Sprache sich mächtig erhob. Die in ihr geschriebenen Zeitungen und Bücher mehrten sich gewaltig (1898 gab es bereits 83 Blätter). Finnische Schriftsteller tauchten in erstaunlicher Menge auf. Selbst schwedische Dichter, wie Runeberg und Topelius waren neben dem Finnen Snellman bei dieser Wiedergeburt des Landes, dem einst Kalewala entsprossen (1835 von Lönnrot veröffentlicht), tätig. Unter den ersten finnischen Dichtern ragte zwischen 1860 und 1870 Professor Ahlquist, genannt Oranen (gest. 1889) als Volksliedersänger hervor. Professor Krohn, genannt Suomio (gest. 1888) und viele andere eiferten ihm nach. Krohn, ein Deutscher von Geburt und Erziehung, verbreitete auch deutsche Ideen in Finnland und übersetzte für dieses die größten Werke der Weltliteratur. Nach 1876 blühte der Bauerssohn J. Erkko als Sänger der Natur und des Volkslebens und ließ 1893 sein Schauspiel „Aino“, das beste finnische Dichterwerk erscheinen, dem „Kullerwo“ (aus Kalewala) folgte. Schöpfer der finnischen Prosa wurde Alexis Stenwall, genannt Kiwi (geb. 1834), Sohn eines Schneiders. Auch er schrieb (1864) ein Drama „Kullerwo“ und ein Volksstück „Die Schneider aus Nummi“, das in die finnische Volksseele tief blicken läßt. An ihn schloß sich eine realistische Schule, in der die dramatische Dichterin Minna Canth und der Romandichter Johann Brefeldt, genannt Juhani Aho, hervorragten, beide noch unübertroffen in Finnland. Die Dramen der Canth zeigen scharfe Charakteristik und erschüttern (so „Die Kinder des Unglücks“, ein Räuberstück). In „Anna Lisa“ ahmte sie Tolstois „Macht der Finsternis“ nach. Aho (als Pfarrerssohn geb. 1861) wandte sich, von einer Reise nach Frankreich zurückgekehrt, dem französischen Natu=

ralismus zu und schrieb in dessen Sinn die Romane „Die Frau des Pfarrers“, „Der Pechvogel“, „Die Erwachten“, die aus dem Leben gegriffen, aber auch echt poetisch sind. Der erstgenannte kämpft für die Rechte der Frau. „Panu“ spielt im finnischen Altertum (Kampf zwischen Heiden- und Christentum), „Ellis Ehe“ behandelt das Geheimnis der Frau, die einen „anderen“ liebt, aber nicht bekommen kann. Aho beeinflußte jüngere Novellisten wie Tenvo Pakkala (geb. 1862) und Santewi Ingmann (geb. 1866). Eine selbständige Stellung nimmt Arvid Ernfelt (geb. 1861) ein, auf den Tolstoi einwirkte („Die Atheisten“ u. a.). (Näheres B. A. Z. 1897 Nr. 122, 1900 Nr. 51 und 55.)

Seit 1867 nahm, mit der Selbständigkeit Ungarns, die magyarische Literatur einen neuen Aufschwung, ohne jedoch die Geister Petöfis, Eötvös, Madachs und Jokais (VII S. 547 f.) erreichen zu können. Die neue Generation wandte sich weltbürgerlichen Strebungen zu. In diesem Sinne wirkten die Lyriker und Epiker Josef Kiß (Israelit, geb. 1843), Verfasser des „Liedes der Nähmaschine“ und einer Sammlung religiöser Dichtungen für seine Glaubensgenossen, Emil Abranyi (geb. 1850), auch Übersetzer, die Dramatiker Stefan Toldy (1844—1879), Verfasser der Lustspiele „Die guten Patrioten“ und „Neue Menschen“, Kornel Abranyi (geb. 1849), auch hervorragender Politiker, der das Leben Andrassys und „Bilder aus dem Reichstage“ (1877) schrieb, sowie die Stücke „Der König“ (1895), „Nationales Ideal“ (1898) und andere, Ludwig von Doczy (ursprünglich Dux, geb. 1845), Verfasser von Lustspielen und Novellen, Eugen Rakosi (geb. 1842), von dem das Lustspiel „Aesopus“, das Trauerspiel „Andreas und Johanna“ und der Roman „Der größte Narr“ sind, und Koloman Toth (1831—1881), nach Petöfi der beliebteste Liederdichter, dessen Drama „Der letzte ungarische König“ weniger gelungen ist. F. Herczegh (ursprünglich Herzog, geb. 1863) ist Verfasser zahlreicher Novellen und Märchen. Der vielseitige Ludwig Hevesi (geb. 1843) schrieb Novellen, Kunst- und Reiseskizzen, eine Robinsonade, Humoresken, Biographien usw., alles aber sorgfältig. „Mac Ecks sonderbare Reisen zwischen Konstantinopel und San Francisco“ (Stuttgart 1901) wird eines seiner besten Werke genannt und ist höchst humoristisch. Allerdings schreibt Hevesi deutsch, vielleicht aber auch magyarisch.

Die türkische Literatur ist gewiß bei uns sehr wenig bekannt. Seine Volksgenossen anerkennen als den ersten modernen Schriftsteller Achmed Midhat, der, wie die übrigen Jungtürken, von französischen Vorbildern ausging, doch sich später auf eigene Füße stellte. Sein „Hassan der Seefahrer“ erinnert noch an Dumas des Älteren „Monte Christo“. Er übersetzte mehrere französische Schriftsteller und ging

dann zu Romanen aus der türkischen Geschichte (z. B. „Suleiman von Mossul") und aus dem Leben in Stambul („Ein Engel auf Erden") über. Die „Wunder der Welt" enthalten Reiseeindrücke, so „Der Kaukasus" und „Der Kosak". Er schrieb auch gegen die türkische Ehe. Andere beliebte türkische Schriftsteller sind: Muallim Nadschi (Erzählungen aus dem Leben), Sami Beg („Tilats und Fitnats Liebe"), Sezaji („Die Katzen", Humoreske), Machmud Kemal („Sabich", historischer Roman aus der Glanzzeit des Islam), Mustafa Reschid („Einer Jungfrau Schuld", Roman, der unter Europäern spielt). Auch das Drama ist vertreten, z. B. in Kemals „Vaterland", in Hussamedins Lustspielen, die „leichte Ware" sind, in Mehmed Rifats „Sitte", die lustig beginnt und traurig endet, und anderen (B. A. Z. 1900 Nr. 193).

Eine moderne, d. h. von Europa beeinflußte Wiedergeburt ist im 19. Jahrhundert der armenischen Literatur beschieden worden. Ihr Begründer war Chatschatur Aborian (geb. 1804, gest. ?), der in Dorpat deutschen Geist in sich aufnahm und seinen Landsleuten den Roman „Die Wunden Armeniens" schenkte, der die traurigen Schicksale dieses Volkes schilderte. Smbat Schah-Asis (geb. 1841) ist von Byron, Puschkin und Heine beeinflußt, wovon seine größere Dichtung „Leos Leiden" zeugt. Aghajanz und Proschjanz ragen unter einer Menge von Erzählern hervor (Kultur der Gegenwart, Abteilung Orientalische Literaturen, S. 296 f.).

Aus der neuern persischen Literatur erwähnen wir nur, daß der am 1. Mai 1896 ermordete Schah Nasr-ed-din nicht nur umfangreiche Denkwürdigkeiten, namentlich über seine Reisen nach Europa hinterließ, sondern auch als Lyriker „mit der vollen Farbenpracht des Orients" glänzte. (Näheres und Proben B. A. Z. 1903 Nr. 140.)

Von der indischen Dichtung der Gegenwart liegen uns keine einheimischen Erzeugnisse vor. Sie ist aber in Europa durch den trefflichen Übersetzer und Dichter Leopold v. Schröder vertreten, der sowohl indische Dramen, als selbst gedichtete, wie die Trauerspiele „König Sundara" und „Prinz Dara" auf die Bühne brachte. Das erste behandelt den Kampf zwischen Brahmanismus und Buddhismus, das zweite spielt unter dem großen Mongolenkaiser Indiens, Aurengsib (1658—1707). Ihnen ließ Schröder „Prinzessin Zofe" und „Sakuntala", nach Kalidasa bearbeitet, folgen. (B. A. Z. 1903 Nr. 6.)

Von indischer Kunst sind 1904 Denkmäler in echten Bildhauerarbeiten aus den Trümmern der Buddhistenklöster von Gandhara (bei Peschaur), die der bekannte Forscher Dr. Leitner aufdeckte, nach Berlin gekommen. Sie sollen Aufschlüsse über die Anfänge der mittelasiatischen Kunst geben, von der die ostasiatische abhängt, und

auch Beziehungen zur griechischen Kunst verraten. (B. A. Z. 1904 Nr. 40.)

Da die chinesische Dichtung der Gegenwart nichts erwähnenswertes bietet, gehen wir zur japanischen über und schließen mit ihr diesen Abschnitt des Buches.

Seit der großen Umwälzung von 1868, die die europäische Kultur nach Japan brachte, nachdem die politische Bewegung etwas zur Ruhe gekommen, begann die literarische Tätigkeit der Japaner 1879 mit Übersetzungen aus europäischen Sprachen. Eine eigene Dichtung begann seit 1886 mit Novellen nach englischem Muster auf Anregung von Tsubouchi Yuzo, der mit „Studententypen“ den Anfang machte, der rasch Nachahmer hervorrief, unter denen Rohan den höchsten Ruf erlangte. Der Realismus herrschte vor, bis in den neunziger Jahren eine romantische Richtung aufkam. Der chinesische Krieg erzeugte Kriegsnovellen, der russische bisher nur vaterlandliebende Ergüsse. Neben dem bis dahin allein herrschenden englischen kam durch den Militärarzt Mori Ogai der deutsche zur Geltung, seit 1901 auch der russische. T. Inouye schrieb chinesisch ein romantisches Epos „Weißaster“, und ließ ihm 1896 ein großes japanisches „Das Lied vom Berge Hinu“ folgen. Eine Reform der Bühne unternahmen zuerst der Direktor Morita Kanya und der Schauspieler Danjuro. Seitdem endete die Verachtung der Schauspieler. Es wurden alte und neue Dramen aufgeführt. Japanische Schauspielerinnen traten in Europa auf, wie Sada Yakko und andere, und in Japan wurde Shakespeare gespielt (Kultur der Gegenwart, Oriental. Lit. S. 393 ff.).

Aus dem Gebiete der japanischen bildenden Kunst kam der dortige Farbenholzschnitt, dessen letzter großer Künstler Hiroshipe (1798—1858) war, zu großer Ehrung in Europa und erregte besonders durch Landschaftsbilder und Frauentypen vielfaches Entzücken, und der Japanismus wurde zu einer vielverbreiteten Geschmacksrichtung (B. A. Z. 1901 Nr. 191, 1902 Nr. 222, 1903 Nr. 98, 1904 Nr. 77).

Es scheint uns am Platze, hier auch der Europäer zu denken, die sich in die japanische Kultur so sehr eingelebt haben, daß sie uns als Dolmetscher jenes in vieler Hinsicht rätselhaften Volkes im äußersten Osten der alten Welt dienen können. Der bedeutendste unter ihnen, Lafcadio Hearn, ein Engländer, geb. 1850 auf den ionischen Inseln, dann in England, Nordamerika und Westindien vom Schicksal herumgeschlagen, kam 1877 nach Japan, wo er an der Hochschule in Tokio wirkte, eine Landestochter heiratete, das Bürgerrecht erwarb und 1904 starb. Dem Lande mit Liebe entgegenkommend, erntete er nur Enttäuschungen und Undank. Seine Schriften „Glimpses of unfamiliar

Japan“ (1894), Kokoro, Hints and echoes of Japanese inner life (1896), Gleanings in Buddha-field (1897), Japan, attempt at interpretation (1904) und mehrere andere geben getreue Schilderungen von Land und Volk (M. v. Brandt, Fremde Früchte. Stuttgart 1904, S. 40 ff., Deutsche Rundschau, August 1907). Ein anderer moderner Japanforscher ist Dr. K. Florenz, Verfasser einer Geschichte der japanischen Literatur, eines sehr gründlichen und eingehenden Werkes. Ein Franzose, Marquis de la Mazelière folgte den Genannten nach.

Siebenter Abschnitt.

Die Wissenschaften.

1. Gestirnkunde.

Die Erforschung des ungeheuern und schrankenlosen Weltalls ist die umfassendste aller Wissenschaften und darf daher füglich deren Reigen eröffnen.

Eine Welt im kleinen und der Ausgangspunkt einiger Kenntnis der zahllosen übrigen ist unser Sonnensystem. Die von uns vorzugsweise so genannte Sonne ist in Wirklichkeit vielleicht eine der kleinsten, aber doch die Ursache alles Lichts, aller Wärme und alles Lebens auf ihren Planeten. Im Jahre 1905 hat der Astronom Lane Poor in New-York eine Anzahl photographischer Sonnenaufnahmen des Liebhaberastronomen Rutherfurd ausmessen lassen, woraus sich für die einzelnen Jahre bedeutende Unterschiede zwischen dem polaren und dem äquatorialen Durchmesser der Sonne ergaben, die sich als von Jahr zu Jahr veränderlich erwiesen. Durch Vergleichung mit anderen Beobachtungen, z. B. denen des Geheimrats Auwers in Berlin, wurde jenes Ergebnis nach Poors Ansicht bestätigt. Daraus hat Poor die Schlußfolgerung gezogen, daß unsere Sonne ein „vibrierender“ Körper sei, dessen äquatorialer Durchmesser den polaren meist etwas übertrifft, zeitweise aber gleich oder selbst kleiner wird, so daß ihre Form unbeständig ist. Diese Folgerung wurde aber von Auwers bestritten, und überdies ist die Richtigkeit der Beobachtung Poors von den Göttinger Professoren Schur und Ambronn in Frage gestellt worden (B. A. Z. 1905 Nr. 274).

Bekanntlich beruhen alle Religionen und namentlich das Christentum, wenigstens dessen Orthodoxie, auf der Annahme, daß die Erde ein vor allen anderen Weltkörpern von Gott bevorzugter Stern sei. Alle diese Richtungen kennen und anerkennen daher nur eine Bevölkerung der Erde. Giordano Bruno wurde verbrannt, weil er eine

Mehrheit bewohnter Welten behauptete. Wir haben uns darüber bereits (oben S. 3 ff.) ausgesprochen. Professor Dr. Max Schneidewin (B. A. Z. 1901 Nr. 33 und 34) gibt die Mehrheit bewohnter Welten zu, will aber die Würde der Erde, als der „Pointe“, d. h. des vollkommensten Planeten unseres Sonnensystems retten. Er betrachtet zu diesem Zwecke in hübscher Weise alle Planeten, soviel wir von ihnen wissen, wonach es ja möglich ist, daß die Erde eine besonders glückliche Lage hat; aber gegen die Bewohnbarkeit oder auch eine nach ihrer Art günstige Beschaffenheit der übrigen Planeten spricht kein zwingender Grund. Es handelt sich auch nicht darum, ob andere Planeten in der Gegenwart und von Wesen nach unserer Art bewohnt seien. Wahrscheinlich bringt eben jeder Weltkörper das hervor, was er seiner Natur nach zu erzeugen vermag und zu der Zeit, in welcher er dazu reif werden wird oder einst reif war.

Unter unseren Brudersternen, Kindern der gemeinsamen Sonne, ist die Venus einer der am meisten beobachteten und ein an Größe der Erde nahe kommender. Ihre Erforschung ist aber aus atmosphärischen Gründen sehr schwierig. Die Astronomen sind darüber einig, daß Venus eine sehr dichte, wolken- und dämpfereiche Lufthülle besitzt. Seit zwei Jahrhunderten ist die Dauer des Umlaufs dieses Planeten um die Sonne und die Art seiner Umdrehung um seine Achse verschieden beurteilt worden. Noch in neuester Zeit standen sich zwei Ansichten gegenüber, die, daß die beiden Umdrehungen zusammenfallen, wonach also die Venus der Sonne, gleichwie der Mond der Erde, stets dieselbe Seite zuwende, die andere also ohne Sonnenschein wäre, und die, daß sie sich wie die Erde in 24 Stunden um sich selbst drehe. Die letztere Ansicht wurde am Ende des 19. Jahrhunderts als die wahrscheinlichere betrachtet (B. A. Z. 1898 Nr. 237). — Seither aber hat die Beobachtung Schiaparellis, der die mondähnliche Bewegung der Venus nnd des Merkur festhielt, an Wahrscheinlichkeit gewonnen (B. A. Z. 1904 Nr. 289).

Noch fortwährend erfährt Schiaparellis Entdeckung von Kanälen auf dem Mars 1897 (VII S. 340 f.) entschiedenen Widerspruch; sie sollen, behauptet man, auf Sinnestäuschung beruhen. Es sind jedoch die bedeutendsten Gestirnforscher, die an der Tatsächlichkeit jener Gebilde festhalten und sie für das Werk verstandbegabter Wesen halten. Allerdings sind sie nur mit sehr guten Fernrohren, von geübten Beobachtern und zu günstiger Zeit (Nähe des Mars) sichtbar. Seit ihrer Auffindung sind sie unausgesetzt von eifrigsten Astronomen aller zivilisierten Länder erforscht worden. Namentlich gehören dazu in erster Linie die amerikanischen Beobachter, die in günstigster Lage mit den besten Instrumenten versehen sind, unter ihnen voran William Lowell in Arizona, der den Mars seit zwölf Jahren zum bevor-

zugten Gegenstande seiner Forschung machte und im Jahre 1907 sogar einige jener Kanäle photographierte, womit ihr Dasein gut bewiesen ist. Lowell ist der Ansicht, daß die Kanäle nur die Mitte der Linien, die man erst dafür hielt, einnehmen und auf beiden Ufern von fruchtbaren Ländereien begrenzt sind, was um so mehr einleuchtet, als der größere Teil der Marsoberfläche wüst zu sein scheint und also der Bewässerung durch denkende Wesen dringend bedarf (Bruno H. Bürgel in Reclams Universum, 2. Januar 1908).

Die Asteroiden oder kleinen Planeten wachsen, namentlich infolge Anwendung der Photographie, jährlich in großer Zahl an. Dabei sind dann auch einige überraschende Ergebnisse zutage getreten. Im August 1898 wurde von Witt in Berlin photographisch der Planet Eros entdeckt, der merkwürdigerweise nicht, wie die übrigen Asteroiden seine Bahn zwischen denen des Mars und Jupiter, sondern zwischen denen des Mars und der Erde hinzieht und von allen Planeten uns am nächsten, nämlich bis auf 0,27 Erdbahnradien, kommen kann, während die Bahn des Mars deren nur bis 0,38 uns nahe kommt (B. A. Z. 1900 Nr. 244). Sein Gegenstück ist ein jenseits des bisher für das äußerste gehaltenen Asteroids (Thule) 1906 auf dem Königsstuhl bei Heidelberg entdecktes, das jenseits der Bahn des Jupiters um die Sonne kreist und die Bezeichnung 1906 TG erhielt. Thule hat 4,26, Jupiter 5,20 und TG 5,25 Erdbahnradien Abstand von der Sonne (B. A. Z. 1906 Nr. 114). Ja, es kamen noch zwei dazu: 1906 VY, der gleich weit wie Jupiter, und 1907 XM, der sogar 5,28 abstehe (B. A. Z. 1907 Nr. 163). Bis Ende 1906 waren 678 Planetoiden entdeckt, die zusammen nur den zweihundertsten Teil der Erdmasse ausmachen (B. A. Z. 1907 Nr. 66).

Photographien von Sternhaufen wurden bis 1898 dreiundzwanzig angefertigt. Auf Veränderlichkeit untersuchte Sterne wurden 19 050 photographiert und davon 509 als veränderlich befunden. Nach Professors Seeligers (in München) Abzählung beträgt die Zahl der bekannten Sterne bis herab zur Größenklasse 9,5 am nördlichen Sternhimmel 315 089 und am südlichen 89 681, zusammen 404 773 (B. A. Z. 1898 Nr. 265). In der Nacht vom 21./22. Febr. 1901 hat der Liebhaber-Astronom Anderson in Edinburg im Sternbilde des Perseus einen neuen Stern von 2,7 Größe entdeckt, dessen Helligkeit größer als die von Aldebaran und mindestens wie die von Capella war. Prof. Seeliger erklärte solche Erscheinungen als den Durchgang von dunkeln oder schwach leuchtenden Himmelskörpern durch eine weit ausgedehnte kosmische Nebelmasse (B. A. Z. 1901 Nr. 46 und 57).

Zu den Satelliten der Sonne gehören auch die Kometen, diese Vagabunden des Weltalls, die sich um keine Himmelspolizei

kümmern. In jedem Jahre werden ihrer vier bis fünf entdeckt und nach ihrer Bahn berechnet. Weit mehr von ihren geringeren Brüdern, den Meteoren.

Der Entdeckung des Sirius als Doppelstern (Paarung eines sichtbaren und eines unsichtbaren Körpers) durch Alvan Clark in Boston 1868 folgte 1898 diejenige des Prokyon (im kleinen Hund).

Professor Seeliger gelangte 1898 durch die bisherigen Beobachtungen in der Gestirnwelt zu der Überzeugung, daß „der ganze Fixsternhimmel die Form einer abgeplatteten Kugel habe, deren Äquator oder Ausbauchung mit der Milchstraße zusammenfalle. Die helleren, mit freiem Auge sichtbaren Sterne (Größe 1—6) zeigen eine mehr gleichmäßig verlaufende Dichte, die schwächeren bis zur Größe 11,5 eine merkliche Anhäufung gegen die Milchstraße hin, die schwächsten dagegen (bis 13,5) sind in dieser vorzugsweise vertreten und stehen da dicht gedrängt (Professor Dr. Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Leipzig 1906, S. 140 ff.).

Von großartiger Wichtigkeit für die Beobachtung des Laufes und der Eigenschaften der Gestirne ist die in unserer Zeit sich immer mehr entwickelnde Vervollkommnung der Sternwarten und ihrer wunderbaren Instrumente. Da aber die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung erfordert, daß diese sich weitesten Kreisen mitteile, die Sternwarten aber im Interesse ihres Zweckes streng gelehrten Beobachtungen vorbehalten bleiben müssen, hat die neueste Zeit begonnen, eigene Anstalten zu errichten, die auch den Nichtfachleuten Beobachtungen am „Himmelsgewölbe“ gestatten. Die erste Anstalt dieser Art errichtete der um die Verallgemeinerung astronomischer Kenntnisse hochverdiente Dr. Wilhelm Meyer in Berlin. Urania genannt, bietet sie durch ein mächtiges Fernrohr mit 70 cm Objektivdurchmesser in Treptow und durch Vorträge in der Stadt Gelegenheit zur Erreichung jener Zwecke. Neuer und vollkommener ist die Urania in Zürich, deren großes Fernrohr mit einer Objektivlinse von 30 cm Durchmesser die Sehkraft des bloßen Auges 3600 Mal verstärkt. Der Refraktor ist ein Werk des optischen Institutes von Karl Zeiß in Jena. Die Züricher Urania bietet auch auf der Erde eine unvergleichliche Fernsicht dar (nähere Beschreibung in der Zeitschrift „Die Schweiz“ 1908 Nr. 6).

2. Naturwissenschaften.

a) Physik und Chemie.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts begann, wie Dr. E. König (B. A. Z. 1900 Nr. 29) sagt, in den naturwissenschaftlichen Anschauungen „ein umfassender und tiefgreifender Wandel

im Sinne einer Reaktion gegen den mechanistischen Monismus sich zu vollziehen. In der Physik hat der Energiebegriff die mechanistischen Hypothesen mehr und mehr entbehrlich gemacht". Dieser Begriff oder dieses Prinzip, schalten wir hier ein, ist zuerst von dem Arzte Julius Robert Mayer aus Heilbronn (1814—1878) aufgestellt worden. Er lehrte (kurz gefaßt), daß in der Natur die Größe der Kraft in allen Veränderungen ihren Wert behält. Erst später wurde dieser Mann, der sich in der Mitte zwischen naturphilosophischer Schwärmerei und Materialismus hielt, nach Verdienst geschätzt (eingehender gezeigt B. A. Z. 1898 Nr. 269, S. 3 und 1905 Nr. 39 und 40). Es ist dieselbe Lehre, die später Hermann Helmholtz (1821—1894) aufstellte. (VII S. 345 f.)

Es ist durchaus nicht unsere Aufgabe, die neueste Entwicklung der Naturwissenschaften systematisch zu behandeln, wozu nur Fachgelehrte berufen sind. Wie in den vorhergehenden Bänden, müssen wir uns auch in diesem darauf beschränken, die hervorstechendsten Erscheinungen unserer Zeit kurz zu berühren. Streitfragen sind dabei natürlich ausgeschlossen.

Der interessanteste Punkt in dieser Hinsicht ist wohl die Entdeckung unsichtbarer Strahlen. Den nach Röntgen benannten (VII S. 347 f.) sind im Jahre 1896 die von Becquerel in Paris entdeckten nachgefolgt, die zu dieser Zeit noch als rätselhafter denn die X-Strahlen betrachtet und Y-Strahlen genannt wurden. Sie sind, anders als jene, von der Elektrizität nicht unterstützt oder richtiger: „sie erstrahlen ohne irgend welche Einwirkung gewissen Körpern, zu deren ständigen Eigenschaften mit Ausschluß jemaliger Erschöpfung es zu gehören scheint, solche unsichtbaren Strahlen auszuschicken". Sie gehen durch feste, für das Licht undurchdringliche Körper hindurch und machen gleich echten Lichtstrahlen Eindruck auf die photographische Platte und zwar auch dann, wenn die Platte lichtdicht eingehüllt ist. Zu den Körpern, die diese Strahlen aussenden, gehört das seltene Schwermetall Uranium. In Deutschland haben Professor Graetz in München und Dr. Paul Spieß in Berlin die Y-Strahlen bekannt gemacht. (Näheres B. A. Z. 1900 Nr. 13.)

Am 27. April 1897 machte Ingenieur R. Diesel aus München seine Erfindung eines neuen Wärmemotors bekannt, nachdem dieser vorher in Gegenwart hervorragender Fachmänner der Wissenschaft und Praxis Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte. Die neue Maschine gehört zu den Kraftmaschinen, d. h. denjenigen Maschinen, welche die Naturkräfte unmittelbar aufnehmen, um sie dann — meist von einer rotierenden Achse aus — an die Arbeitsmaschinen abzugeben, d. h. an jene, welche die Hände des Menschen ersetzen, soweit sie nicht Arbeiten verrichten, die dieser überhaupt nicht ausführen könnte. Diese Erfindung ist nach dem Technologen Wilh. Berdrow eine der größten, welche

die Technik zu verzeichnen hat und geeignet, die Dampfmaschine, die die Wasserdämpfe verschwendet, zu ersetzen. (Näheres B. A. Z. 1897 Nr. 109 und 273.)

Die chemische Erforschung der Atmosphäre hat in unserer Zeit wesentliche Fortschritte gemacht. Neu entdeckte Gase sind: Argon (VII S. 349), Helium (nach der Sonne), Krypton (das verborgene), Neon (das neue) und Xenon (das fremde); die in „Geislerschen Röhren" verschiedene Farben, zum Teil wunderschöne, zum Teil auch wechselnde zeigten (B. A. Z. 1900 Nr. 8). Diese neuen Gase haben, wie Ramsay in London entdeckte, die Eigenschaft, daß in Berührung mit Wasser oder Wasserstoff sich eines in das andere verwandle, wie Ostwald (B. A. Z. 1907 Nr. 138) berichtet. Ein weiteres, Ätherion, wurde 1898 in Amerika entdeckt, das zehntausendmal leichter ist als Wasserstoff. Der Entdecker Brush hielt es aber nicht für ein Element, sondern für in mehrere Körper zerlegbar. Man erwartete bei der Entdeckung umwälzende Folgen davon für Chemie, Physik und Astronomie; denn es müßte vermöge seiner Leichtigkeit und Geschwindigkeit zum größten Teil in dem zwischen den Weltkörpern befindlichen „luftleeren Raum" enthalten sein. Da nämlich die Kräfte Licht, Wärme, Elektrizität und Schwere sich von einem Weltkörper zum andern fortpflanzen, die Fortpflanzung aber eine Bewegung ist und jede solche ein Bewegendes voraussetzt, so muß in diesem leeren Raume ein Körper enthalten sein, den man Äther nannte, dessen zweifelhaftes Dasein der Entdecker durch sein Ätherion zu ersetzen glaubte. Über die Äthertheorie wurden indessen noch weitere Hypothesen aufgestellt, die noch nichts zuverlässiges bieten und uns daher zu weit führen würden (B. A. Z. 1898 Nr. 268, 1900 Nr. 87 und 1901 Nr. 288 und 289). Man hat den raschen Wechsel der Ansichten über manche Gegenstände der Wissenschaften diesen überhaupt zur Last legen und dagegen die „Zuverlässigkeit" kirchlicher Lehren lobpreisen wollen, während diese geschichtlich nachweisbar einfache Ansichten ohne sie begründende Forschertätigkeit enthalten, die dagegen denen der Wissenschaft vorangeht. Von diesem Wechsel sind auch die chemischen Elemente nicht befreit geblieben (wie ja z. B. die Meinung, daß Gold gemacht werden könne, ein alter Aberglaube [Alchemie] ist und Gold jetzt als Grundstoff gilt). So hat Professor Fittica in Marburg 1901 versichert, den als Element anerkannten Phosphor in Arsen und Antimon umgewandelt zu haben, was vielfach mit großer Heftigkeit bestritten wurde. Der jetzige Begriff eines Elementes (deren im Jahre 1903 dreiundsiebzig gezählt wurden), als eines nicht weiter zerlegbaren Körpers ist nämlich durch die gegenwärtigen chemischen Hilfsmittel einzuschränken, so daß es nicht ausgeschlossen ist, daß in Zukunft diese Hilfsmittel sich vervollkommnen werden und vielleicht sogar einmal Edelmetalle „gemacht" werden könnten (B. A. Z. 1901 Nr. 112).

Wenden wir uns nun dem jüngsten Elemente, dem Radium zu. Dieses wurde von dem französischen Physiker Pierre Curie (geb. 1859 in Paris, gest. 1907) und seiner Gattin Marie Sklodowika (geb. 1867 in Warschau) nebst dem nach ihrem Vaterlande benannten Polonium bei ihren chemischen Arbeiten durch Zufall entdeckt. Es gehört zu den erdalkalischen Metallen und hat die Eigenschaften 1. die einzige bisher nahezu rein dargestellte radioaktive (strahlenerzeugende) Substanz ist, 2. daß es (nebst Thor und Aktinium) alle mit ihnen im gleichen abgeschlossenen Raume befindlichen Körper radioaktiv macht und 3. daß es dauernd höhere Temperatur besitzt als seine Umgebung (weiteres s. B. A. Z. 1906 Nr. 296).

Die Anwendung der Elektrizität hat auch in unserer Zeit große Fortschritte gemacht. Dies zeigen: das elektrische Licht, die elektrischen Trambahnen, der elektrische Fernschreiber und Fernsprecher, die elektrische Heilkunde, die Einwirkung der Elektrizität auf die Pflanzenwelt usw. Auch auf die Ferneisenbahnen wird die Elektrizität anzuwenden beabsichtigt. Diese Anwendungen haben nun auch die Eletrochemie als Genossin erhalten, die, wie der weitbekannte Technologe W. Berdrow sagt, „im wirtschaftlichen Leben zu einem gefürchteten Kampfmittel des internationalen Wettbewerbes geworden“, aber trotzdem in weiten Kreisen noch unbekannt ist. In der Industrie hat sie bereits eine wichtigere Rolle als das elektrische Licht errungen. Die Elektrizität übt nämlich auf die Elemente und deren Verbindungen in kräftiger Weise ein (näheres siehe B. A. Z. 1897 Nr. 117). Die Elektrochemie ist besonders von dem vielseitigen Naturforscher Wilhelm Ostwald (geb. 1853 in Riga, Professor dort und später in Leipzig) bearbeitet worden.

b) Lebenskunde.

Der Ursprung des Lebens ist eines der größten Rätsel, die der Wissenschaft aufgegeben sind. Die verschiedensten Antworten sind auf diese Frage versucht worden, haben aber bisher noch wenig Glück gehabt. Wäre es aber nicht vielleicht das einfachste, sich zu denken, die Sonnen hätten in ihren Gluthüllen an sich schon von Ewigkeit her Keime des Lebens gehabt und dieses bei der Ablösung ihrer Kinder, der Planeten, diesen mitgegeben?

Man hat in früherer Zeit eine besondere Kraft, eine Lebenskraft angenommen, die nur in der lebenden Welt, nicht aber in der toten ihre Wirkung äußere, diese Ansicht aber wieder aufgegeben (B. A. Z. 1897 Nr. 127). Aber neuerdings ist diese Hypothese, Vitalismus genannt, in Professor Dr. H. Driesch wieder aufgetaucht. Aber

Professor Dr. R. Francé findet, so vortrefflich Drieschs Beweisversuche zusammengestellt sind, so können sie doch nicht als Beweise anerkannt werden, während dagegen B. L. Wities den Vitalismus verteidigt, den er logisch und konsequent nennt (B. A. Z. 1903 Nr. 185, 263 und 264).

Noch immer steht die Theorie des berühmten englischen Zoologen Darwin im Vordergrunde der naturwissenschaftl. Erörterungen, der Volkshochschul-Vorträge und sogar der Unterhaltung zwangloser Kreise. Nicht nur Haeckel, Klaatsch, Weismann, Dodel, noch weit mehr Gelehrte von Ruf und neben ihnen der Wissenschaft huldigende volkstümliche Schriftsteller, wie Wilhelm Bölsche, Zacharias und andere stehen für die von einer starren Orthodoxie so wütend angegriffene Überzeugung ein. Auch wir halten den Darwinismus für keine ausgemachte, wenn auch mit guten Wahrscheinlichkeitsgründen versehene Sache; aber jedenfalls macht uns die schlichte und ruhige Darlegung ihrer Vorkämpfer einen unendlich bessern Eindruck als das Zelotengeheul ihrer Gegner. Allerdings bildet die Abstammungslehre, die freilich älter als Darwin, aber vor ihm nicht genügend begründet ist, die Hauptsache des Systems; die Nebenteile, die Zuchtwahl und Auslese, der Kampf um das Dasein usw. scheinen uns weniger glücklich gefaßt. Man hat versucht, Christentum und Darwinismus zu versöhnen. Mit der Orthodoxie und der Bibeloffenbarung kann von einer Versöhnung mit jener Lehre ohne Gaukelei natürlich keine Rede sein. Aber auch manchen Lehren der Philosophie soll die Abstammungsansicht gefährlich sein; ja sogar unter den Naturforschern hat sie Gegner gefunden. Der österreichische Philosoph B. v. Carneri (geb. 1821) hat den Mut gehabt, für den Darwinismus einzutreten, während bekanntlich der Naturforscher Rudolf Virchow sein erbittertster Gegner geblieben ist. Namentlich hat Carneri fast ein Vierteljahrhundert lang (1871—1893) für die Vereinbarkeit von Darwinismus und Monismus mit Sittlichkeit und Menschenwürde gekämpft. Professor Aug. Pauly findet dagegen (1902), Darwins Lehre habe den Weltgang zu einem Spiel des Zufalls gemacht.

Der Darwinismus hat sich indessen weiter entwickelt, aber auch in Zweige gespalten. Nach dem Überblicke von Raoul H. Francé (1903) unterschied man einen Neu-Darwinismus (Haeckel und Weismann), einen Neu-Lamarckismus (Eimer und Wettstein), einen Mutationismus und Neu-Vitalismus. Man warf dem bisherigen Darwinismus Angst vor allem Zweckmäßigen und Geistigen vor; Ethiker und Pädagogen, denen eine mehr philosophische Betrachtung der organischen Entwicklung die Gewißheit aufgedrängt hatte, daß auch hier psychische Kräfte walteten, begrüßten jene um die Jahrhundertwende bemerkbare Weiterentwicklung (B. A. Z. 1900 Nr. 201, 1901 Nr. 133, 253, 1902 Nr. 68, 1904 Nr. 289).

Francé selbst äußerst sich („Der heutige Stand der Darwinschen Fragen", 2. Aufl. Leipzig 1907), der Ansturm unserer Zeit gegen den Darwinismus gelte nicht im geringsten der Tatsache der Entwicklung selbst, sondern allein den Vorstellungen, die sich Darwin und eine Reihe in seine Fußtapfen tretender Naturforscher von den treibenden Kräften dieser Entwickelung machten, — und schließt dann: „Das Entwickelungsgesetz ist gesichert — auch wenn die anderen Darwinschen Anschauungen und Erklärungen von der fortschreitenden Zeit längst überholt und durch bessere ersetzt worden sind".

Doch wir müssen uns über diesen vielbesprochenen, Bibliotheken füllenden Gegenstand kurz fassen, um nicht zu ermüden und verweisen auf die angeführten Werke. Ein schönes sympathisches Buch schrieb Dr. Konrad Guenther in Freiburg (Baden): „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens, zugleich eine Einführung in die einheimische Tierwelt" (Freiburg 1905). Dr. August Pauly schrieb: Darwinismus und Lamarckismus, Entwurf einer psychophysischen Teleologie (München 1905).

Der bedeutendste Darwinist der Gegenwart ist der berühmte Zoologe Professor Ernst Haeckel in Jena, bestgehaßt von allen Finsterlingen, hochgeachtet als Mensch, Charakter und Gelehrter von allen Freidenkenden, zugleich erster Wortführer des Monismus (geb. 1834). Wir verweisen auf seine volkstümlichen Schriften: Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft (Bonn 1893), Die Welträtsel (oben S. 5 f.), Der Kampf um den Entwickelungsgedanken (Berlin 1905), Die Lebenswunder, Studien über biologische Philosophie, Ergänzungsband zu den Welträtseln (Stuttgart 1907). Seine Freunde feierten 1904 seinen 70sten Geburtstag (B. A. Z. Nr. 38). Mit Kant stellte ihn Ludw. Goldschmidt in Gotha bei Anlaß der „Welträtsel" zusammen (B. A. Z. 1905 Nr. 219), warf ihm aber vor, über Dinge abzusprechen, die jede menschliche Kundschaft übersteigen, — mit Herder Adolf Hansen, Professor in Gießen (1907), welcher bemerkte: „Bei Haeckel läßt sich ebenfalls nur glauben oder mit ihm streiten, und er ist daher auch stets nur von Gläubigen und Widersachern umgeben. Der kritische Denker dagegen geht ihm aus dem Wege; denn dessen Sache ist weder Glaube noch Streit, sondern Erkenntnis". Wir können dem nicht ganz beistimmen; wir glauben, ihn achten und in vielen Dingen auf seiner Seite stehen zu können, ohne blindgläubig sein zu müssen.

August Weismann, diesen ruhigern und kritischern Verfechter der Entwickelungslehre haben wir bereits (VII S. 360 f.) erwähnt. Von ihm erschienen „Vorträge über Deszendenztheorie" (Jena 1902). Über ihn sagt Ludwig Karell (B. A. Z. 1902 Nr. 233): „Weismann baut die erwähnte Theorie durch die neuen Erkenntnisse aus, welche in letzter Zeit hinzugekommen sind". Wir kommen darauf zurück.

Den Stand des Darwinismus in unserer Zeit faßt Rudolf Eisler (Geschichte der Wissenschaften, Leipzig 1906, S. 120) in den Worten zusammen: „Die Deszendenztheorie ist denn auch in der gesamten neuern Biologie sieghaft geworden; durch sie hat die vergleichende Anatomie und Physiologie, wie auch die Systematik der Tiere und Pflanzen einen großartigen Aufschwung genommen wie nie zuvor. Die besondere Form der Deszendenz- oder Evolutionstheorie (Abstammungs- oder Entwickelungslehre) aber, die Selektions- (Auslese-) theorie hat in den letzten Jahren wegen ihrer Einseitigkeit manchen Widerspruch hervorgerufen".

Von der Pflanzenlehre (Botanik), wie schon von der Geologie und Mineralogie, ist für die hier behandelte Zeitspanne kein weitere Kreise interessierendes neueres Ergebnis mitzuteilen, so daß wir gleich zu der niedern Tierwelt übergehen können. Wie schon (VII S. 362) angedeutet, ist in der Zoologie der Gegenwart die Tiefseeforschung das am meisten (weil früher wenig) beachtete Gebiet geworden. Es ist in den Grundwassern der Ozeane eine neue Welt von Lebewesen zutage getragen, durch die alle Erwartungen übertroffen wurden. Sogar ästhetische Formen sind gefunden worden, die alle menschliche Textilkunst und Ornamentik an Schönheit übertreffen und auch von Haeckel in einem Prachtwerke veröffentlicht worden sind. Freilich gesellen sich ihnen auch Ungetüme bei, die Entsetzen erregen und an die Schilderung in Schillers „Taucher" erinnern. Dabei herrscht eine Mannigfaltigkeit ohne Grenzen, indem nicht nur jedes Meer, sondern schon jede Bucht ihre verschiedene Tierwelt aufweist. Da fressen sich die Seealgen (Holothurien), Mollusken und Würmer durch den dicken Sand und Schlamm, Krabben und Krebse mit langen Beinen laufen und springen, Fische umtanzen die einfallenden Sonnenstrahlen, Tintenfische mit ihren langen begehrlichen Armen lauern auf Beute, die Einsiedlerkrebse richten sich in den leeren Schalen toter Schnecken häuslich ein; auf dem Meeresgrunde, auf Pflanzenteilen und Holzstücken sind Tiere festgewachsen und warten auf die ihnen ins Maul schwimmende Nahrung; knollenförmige Schwämme, vielverästelte Korallen, Seerosen und Seeanemonen, Seescheiden, Muscheln und Polypen gehören dazu, zwischen denen Schnecken weiden; an den Felsen sind Mollusken angepreßt und angesaugt, ebenso Seesterne; Seeigel wohnen in tiefen Felsenlöchern, manche mit ungeheuer langen Stacheln versehen, Tiere verschiedener Art sind mit Leuchtorganen ausgestattet, Fische mit ungeheuren Mäulern und Bäuchen; willenlos treibende Planktontiere beleben die Meerestiefe, wie die Oberfläche; den stelzbeinigen, dickleibigen Meerspinnen der Strandregion unähnlich sind im Plankton (dem treibenden, freischwimmenden) die abgeflachten Schwimmkrabben mit dünnen Schwimmbeinen, den im Felsen bohrenden Schnecken dort die Ruderfüßler und Glasschnecken hier; die

eine einzige Zelle bildenden Radiolarien gefallen sich in den fantastischesten Formen; durch glashelle Durchsichtigkeit sind Tiere des Plankton gegen Raubfische gesichert usw. (Dr. Doflein und Professor Seeliger in B. A. Z. 1901 Nr. 61 und 260).

Der Fürst Albert von Monaco, der Besitzer der menschenmörderischen Spielbank von Monte Carlo ist ein eifrigster Tiefseeforscher, der für dieses Gebiet in seiner kleinen aber zauberhaften Residenz ein großartiges Museum angelegt hat und auch sonst die Erscheinungen des Meeres emsig verfolgt. (B. A. Z. 1907 Nr. 116.)

Über die Tierwelt des Landes hat unsere Zeit wenig neues gebracht, was nicht blos Sache der Fachgelehrten wäre, ausgenommen etwa die Forschungen Pater Erich Wasmanns über die Ameisen und die sog. Mimicry, d. h. Annahme der Farben von Pflanzen durch Insekten zum Schutze gegen Feinde, ein Hergang, der noch nicht in seinen Gründen erklärt ist. So schreiten wir denn gleich von einem Extrem zum andern, nämlich von den Tieren der Tiefsee zum Menschen. Über diesen aber hat sich um die Jahrhundertwende, wie Dr. Alsberg in Kassel (B. A. Z. 1907 Nr. 25) berichtet, ein wichtiger Umschwung vollzogen. Vor diesem Zeitpunkte war die Ansicht noch stark vertreten, daß der Mensch seit dem Beginne der Diluvialzeit unveränderlich geblieben und die Abweichungen vom heutigen Typus krankhafter Natur seien (was namentlich Virchow behauptete), während Kollmann in Basel sie als einen „Dauertypus“ ansah. Jetzt aber ist die Überzeugung herrschend geworden, daß der Mensch von jeher den Gesetzen der Veränderlichkeit unterworfen war. Durch neuliche Auffindung von fossilen Menschenresten in Belgien, Kroatien und anderswo ist erwiesen, daß der Mensch der Diluvialzeit vom heutigen durch eine Menge von Merkmalen verschieden war; doch ist die Art des Zusammenhanges beider noch nicht klar.

Dem diesen Funden in der Zeit weit vorangehenden sog. Neandertal-Menschen ähnlich sind die ein großes Aufsehen erregende, 1891 in Java von dem niederländischen Militärarzte Dr. Eugen Dubois (jetzt Professor in Amsterdam) in Schichten der Spättertiärzeit aufgefundenen Reste des sog. Pithecanthropus erectus (aufrechtstehenden Affenmenschen), der eine Mittelstellung zwischen Menschenaffen und Menschen einnehmen soll. Doch liegt kein Beweis weder über den Zusammenhang dieses Geschöpfes mit den Menschenaffen, noch mit den heutigen Menschen vor, und es wiegt die Ansicht vor, daß es sich um den Angehörigen einer Nebenlinie handeln könnte. So ist denn auch die Art der Abstammung des Menschen noch nicht vom Flecke gekommen, und es wird vielleicht auch nie gelingen, sie zu erforschen. (Vergl. VII S. 263 f.)

Unter den darwinistischen Fragen hat neben derjenigen der Abstammung die der Vererbung die meiste Beachtung gefunden. Es

ist namentlich Weismann (oben S. 254), der sie untersucht hat. Nach ihm kann sich die Ähnlichkeit mit den Eltern gleichzeitig in allen oder doch wenigstens in denselben Teilen des Kindes zeigen. Das Verständnis der weitern Ausführung erfordert physiologische Kenntnisse und viel Raum. Ein gründliches Buch über die Vererbung, physiologische Untersuchung ihrer Gesetze, ethischen und sozialen Konsequenzen schrieb Professor Th. Ribot in Paris. Ihm erscheint die Vererbung als ein Teil eines viel allgemeineren Gesetzes, eines Weltgesetzes; ihre Ursache muß in dem Weltmechanismus gesucht werden. „Nichts von dem, was gewesen ist, kann verloren gehen, daher beim Individium die Gewohnheit und das Gedächtnis, bei der Art die Vererbung." Entweder Vater oder Mutter kann einen vorwiegenden Einfluß auf die seelischen Veranlagungen des Kindes ausüben. Ebenso können dies die Vorfahren auf die Nachkommen mit Übergehung der Eltern (Atavismus).

Über die natürliche Auslese und Rassenverbesserung schrieb Professor John B. Haycraft in Cardiff (England). Er beschäftigt sich ebenfalls hauptsächlich mit der Frage der Vererbung und behandelt die Ursachen und Anzeichen körperlichen Niedergangs, die Vererbung der Geistesstörung, der Trunksucht, des Verbrechens, der Arbeitsunfähigen und Elenden, mit den Pflichten der Elternschaft usw. Vielseitiger ist das neue, „vielbesprochene und vielverlästerte" Werk (1908) von Dr. med. J. Rutgers, „Rassenverbesserung" (Malthusionismus und Neumalthusionismus, aus dem Englischen von Martina Kramers). Es handelt sich darin um die alte, aber neuerdings wieder vielbesprochene Frage der Kinderzahlbeschränkung (die zuerst Richard Malthus, 1798, VI S. 406 f. aufwarf). Rutgers will die Lehre von Malthus verbessern und „schlägt den Theoretikern, die einer schrankenlosen Volksvermehrung das Wort reden, eine Waffe nach der andern aus der Hand". Er will „die Segnungen seiner Lehre auch denen zugänglich machen, für die sie eine Lebensfrage bedeuten — den mühseligen und beladenen Müttern des arbeitenden Volkes". Rutgers nennt „die willkürliche Beschränkung ein Hauptmoment in der Aufwärtsbewegung der Menschheit". Das Buch von Rutgers ist durchaus würdig gehalten.

Eine andere Lebensfrage, die auch mit der Vererbung zusammenhängt, ist die Bestimmung des Geschlechtes der Kinder. Professor Dr. M. v. Lenhossek in Budapest untersuchte 1903 diese Frage in dem Buche „Das Problem der geschlechtbestimmenden Ursachen", spricht sich, entgegen den herrschenden Ansichten, dahin aus, daß das Geschlecht schon vor der Befruchtung im Ei festgestellt sei und weist dies an verschiedenen Tieren nach (B. A. Z. 1903 Nr. 17). Dr. Adolf Koelsch bekämpft die bisherige „Überschätzung des Geschlechtsunter-

unterschiedes und ist überzeugt, daß alle die zahlreichen Unterschiede der Form und Funktion, welche das Geschlecht bei den höheren Tieren charakterisieren, nichts als Anpassungen sind, um die Vermischung der Vererbungstendenzen zweier Individuen einer Gattung herbeizuführen. Und so „sind auch Weiblichkeit und Männlichkeit nicht zwei verschiedene Wesensarten, sondern nur verschiedene Wesensformen“ (B. A. Z. 1907 Nr. 89).

c) Gesundheitslehre.

Die höchste Aufgabe der Naturwissenschaft kann nur die Erhaltung der Gesundheit des Menschen sein; denn von ihr hängt alles ab, worauf auf der Erde überhaupt etwas ankommt, die Sittlichkeit, die gesellschaftliche Ordnung, eine vernünftige Auffassung der Religion, die Kunst und die Wissenschaft. Kranke Menschen wären nicht im Stande eines dieser Güter der menschlichen Seelen- und Geistestätigkeit zu leiten und aufrecht zu erhalten.

Zur Gesundheit des Menschen leiten alle Naturwissenschaften, aus ihr hervor gehen alle Geisteswissenschaften. Der Zweck der Heilkunde ist weit mehr die Erhaltung der Gesundheit als die Heilung der Krankheit, die an sich ein abnormer Zustand ist, der wahrscheinlich nicht vorkäme, wenn die Menschen von vornherein naturgemäß leben würden.

In unserer Zeit haben die bis dahin als Hilfswissenschaften der Heilkunde betrachteten Lehrgebäude der Anatomie und Physiologie immer mehr eine selbständige Stellung erobert, während anderseits die Heilkunde aus der Physik und Chemie bedeutende Bereicherung erhalten hat. Ferner hat die Pathologie einen mehr naturwissenschaftlichen und weniger eng fachgelehrten Charakter angenommen, wozu besonders Virchow beigetragen hat; sie hat sich stets mit Anatomie und Physiologie verschwistert und alle miteinander sind Zweige der Biologie geworden.

Besonders wichtig aber ist die „überraschende Entwickelung der Hygiene, des jüngsten Zweiges der medizinischen Wissenschaft“. Nach dem eben gesagten mußten wir eine, ja geradezu die höchste Stellung diesem Zweige der Naturwissenschaften einräumen. Es ist erstaunlich, was dieser Zweig im Kampfe gegen die Dämonen der Krankheit geleistet hat (Birch-Hirschfeld in B. A. Z. 1899 Nr. 217).

Über die Lepra (sog. Aussatz) hat Dr. Polakowsky (B. A. Z. 1897 Nr. 80) Nachforschungen bezüglich ihres Vorkommens gepflogen. Man zählt in Columbia (Südamerika) an 30 000 Leprakranke, und eine Anzahl solcher lebt auch in der Gegend von Memel. Es

sind gegen die Verbreitung dieser furchtbaren Krankheit Vorsichtsmaßregeln getroffen worden.

Gegen die uns näher liegende Gefahr der Tuberkulose sind schon 1882 und 1883 von dem berühmten Prof. Dr. Robert Koch in Berlin, dem Entdecker des Tuberkel- (und Cholera-) Bazillus, die ersten wirksamen Schritte getan und 1897 ein wissenschaftlich begründetes Mittel, das Tuberkulin, gefunden worden. Im Mai 1899 trat in Berlin der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose zusammen, an dem 25 Staaten vertreten waren. Heilstätten für Lungenkranke wurden seit demselben Jahre angeregt. Koch beteiligte sich auch 1901 auf dem aus allen Erdteilen besuchten britischen Tuberkulosenkongresse, dessen Verhandlungen allgemeine Erregung unter den hierfür Interessierten hervorriefen. Im gleichen Jahre gab Dr. W. von Noorden weitere Anregungen in dieser Richtung, ebenso 1903 Dr. Alfons Fuld, und 1904 Dr. Franz Spaet mit besonderer Beziehung auf die Volksschullehrer. (B. A. Z. 1897 Nr. 88, 1899 Nr. 125 und 146, 1901 Nr. 190 und 249, 1903 Nr. 208 und 1904 Nr. 151.)

Über die Sterblichkeit an Diphtheritis wurde 1900 eine Abnahme infolge von Serumbehandlung festgestellt (B. A. Z. Nr. 25 S. 7), und im gleichen Jahre berichtete die österreichische Pestkommission über die von Indien aus drohende Gefahr einer Einschleppung der Pest in Europa. (B. A. Z. Nr. 31.)

Im Oktober 1902 versammelte sich in Berlin die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und erregte viele Hoffnungen in dieser Richtung. (B. A. Z. 1903 Nr. 12.)

Den ruhmvollen Namen Koch treffen wir auch bei der Bekämpfung des Typhus an, der er sich besonders 1903 in den Rheinlanden widmete, und zwar mit der Absicht, ihn, sowie die Ruhr und die Pocken in Deutschland völlig verschwinden zu machen. In München sind infolge sanitarischer Vorrichtungen (Kanalisation, Wasserversorgung, und Bau eines Schlachthauses) die Typhuserkrankungen in der Zeit 1824—1903 von 25 vom Tausend auf Null herabgesunken, namentlich seit 1858, besonders durch Pettenkofers Bemühungen (B. A. Z. 1903 Nr. 195—197).

„Nur Einer von den großen Völkergeißeln, sagt Dr. Robert Rößle, stehen wir bis jetzt völlig wehrlos gegenüber, das ist der Krebs. Wir wissen weder wie er entsteht, noch wie wir helfen oder heilen sollen,“ . . . „noch ist kein Serum gegen ihn gewachsen.“ Die Zahl der Krebserkrankungen ist, wie Dr. Alfons Fuld berichtet, seit vielen Jahren in steter Zunahme begriffen. (B. A. Z. 1904 Nr. 9 und 10, 1903 Nr. 265.)

In Übereinstimmung mit den eben angeführten Bestrebungen im Gebiete der Heilkunde ist der Ruf nach hygienischen Instituten

an den Universitäten erklungen. Die erste Anstalt dieser Art wurde am 7. Jan. 1894 in Freiburg (Breisgau) errichtet; sie wird eine Musteranstalt genannt. (B. A. Z. 1897 Nr. 151.)

Eine besondere Gattung der Kranken sind die Gehirn-, gewöhnlich genannt Geisteskranken oder Irren, weil bei ihnen trotz oft leiblicher Gesundheit die Denktätigkeit leidet oder zu Grunde geht. Für sie bestehen daher besondere Anstalten, in denen, dem Charakter ihrer Krankheit gemäß auf eigentümliche Weise für ihre Pflege gesorgt und ihnen eine Art pädagogischer Behandlung gewidmet und passende Beschäftigung angewiesen werden müssen, soweit sie nicht bereits geistig tot sind. Solche Anstalten, früher oft vernachlässigt oder falsch geleitet, sind in unserer Zeit zahlreiche nach vernünftigen und wissenschaftlichen Grundsätzen entstanden, so in den jüngsten Tagen in München (hier psychiatrische Klinik), Berlin und Wien (B. A. Z. 1900 Nr. 41 und 1905 Nr. 31).

Wir wenden uns nun einer angenehmeren Seite der Hygiene zu, nämlich der Erhaltung und Stärkung der Gesundheit des Menschengeschlechts, die aber auch unter Umständen eine Heilung nicht gerade gefährlicher leiblicher oder seelischer Leiden werden kann.

Es ist billig, daß man hier mit der lieben Jugend beginnt, diesem Kleinod, dessen leibliche und geistige Gesundheit auch die des Geschlechtes der Zukunft ist. Unsere Zeit läßt sich sehr angelegen sein, die Hygiene der Schule zu pflegen, worin zwar viel begonnen, aber unendlich mehr zu verlangen ist. Schulärzte sind vielfach eingeführt, aber nur für die Volksschule. Man täte Unrecht, sich für die weiter hinaufgehenden Schulen auf die Hausärzte zu verlassen; es wäre jene Einrichtung bis zum Eintritt in die Hochschule oder bis in das entsprechende Alter des Eintritts in Berufsarten durchzuführen, um Gesundheit (besonders der Augen und Zähne), Reinlichkeit und selbst Sittlichkeit gleichmäßig zu überwachen. Weiter handelt es sich um die Zuführung von Licht und Luft, um Akustik, nnd die Einrichtung gesunder Sitzgelegenheit der Schulzimmer. Hier ist in Städten schon viel getan; aber auf dem Lande? Da ist es in manchen Gegenden fürchterlich! Es ist ferner zu empfehlen (was auch in besseren Kreisen anerkannt und eingeführt ist), dem Teile der Jugend, der nicht gelehrt zu werden braucht, das Wissen gleichsam spielend, ja nicht ermüdend und abspannend beizubringen, sie mit für das Leben überflüssigem Lehrstoff, anstrengenden Aufgaben und anhaltendem Sitzen zu verschonen, und ihr soviel als möglich freie Bewegung (Spiele, Turnen, Spaziergänge) zu gestatten. Schulbäder einzurichten und so noch Vieles. (B. A. Z. 1900 Nr. 45. Spemanns gold. Buch. der Gesundheit Nr. 636 ff.)

Unendlich viel ließe sich über die Gesundheit der Wohnung sagen; das meiste müssen wir den Sachverständigen überlassen. Es

ist höchst schwierig, ja beinahe unmöglich, allgemein zweckmäßige Wohnungen zu erzielen. Wohnungskasernen sind eine Ungeheuerlichkeit, ein Frevel an der Menschheit. Das Ideal der Zukunft sind kleine Häuser, und sollten sie sich auch von der Stadt weit ins Land hinaus erstrecken.

Die Gartenstadtbewegung steuert auf dieses Ziel hin, dessen Erreichung durch die billigen Trambahnen ungemein erleichtert werden würde. Viel wichtiger als aller Prunk und alle Eleganz sind Zugang von Licht und Luft, Badegelegenheit, gutes Wasser und Reinlichkeit in allen Räumen. Die Autokratie der Hausbesitzer, ihr Eigennutz und ihre Begehrlichkeit sind viel beklagte Übel und eine Änderung dieses Systems höchst wünschbar. Wie oft sind die Wohnungen Brutstätten von Krankheiten! Nach Dr. Alfons Fuld sind schon gewaltige Summen im Jahrzehnt 1892—1902 für den Bau von Volksheilstätten in Deutschland ausgegeben worden, ohne daß man darauf verfiel, vorerst die Ursachen der Erkrankungen in den Wohnungen zu beseitigen. Es ist daher aus der früheren bloßen Arbeiter- eine allgemeine Wohnungsfrage geworden. Dr. Fuchs in Freiburg kann berichten, daß „neuerdings auch in den Kreisen der Hausbesitzer das Verständnis für die Bedeutung dieser Frage sich Bahn bricht“, und er findet es gerade jetzt an der Zeit, und auch möglich, eine Wohnungspolitik großen Stils durchzuführen, wofür auch seit 1899 deutsche und zwischenstaatliche Wohnungskongresse und der deutsche Verein für Sozialpolitik wirken. Eine besondere Wichtigkeit hat diese Frage aus sittlichen Gründen für alleinstehende Frauen, die hier manchen Schwierigkeiten begegnen. Es sind eben nur Wenige so glücklich, wie die Besitzer von Villen, für welche die Wohnungsfrage ja gelöst ist! Diese stechen aber so sehr hervor, daß man das neue Jahrhundert das der Villen und Landhäuser genannt hat. Mögen sie sich (mit Veranda und einem Garten rings herum) verallgemeinern! (B. A. Z. 1902 Nr. 287, 1903 Nr. 19, 1905 Nr. 10, 1900 Nr. 240. Spemanns Buch d. Ges. Nr. 524 ff.)

Über die Gesundheit der Kleidung ließe sich Vieles sagen, wozu wir nicht berufen sind. Wir haben nur das Gefühl, daß die heutige Mode häßlich und unzweckmäßig ist. Das Altertum und eine gewisse Zeit zwischen Mittelalter und Neuzeit waren darin glücklicher und geschmackvoller. Die Unmasse von Knöpfen, die engen Kragen und Krawatten können nicht anders als lästig genannt werden; die Scheußlichkeiten von Frack und Zylinder (man denke sich Statuen damit!) sind zwar glücklicher Weise auf wie zum Hohn so genannte „festliche“ Anlässe beschränkt; die weibliche Kleidung unterliegt der Tyrannin Mode; manche Reformen sind vorgeschlagen und zum Teil auch an das Tageslicht getreten; wir kennen sie aber zu wenig, um darüber urteilen zu können, ob sie zweckmäßig sind.

Ein Hauptmittel zur Erhaltung der Gesundheit sind die Bäder. Wasserbäder sind so selbstverständlich, daß es unnötig ist, dabei zu verweilen. Erfreulicher Weise sind die Badeanstalten in den Städten an Flüssen, Seeen und am Meer, und die Volksbäder in reger Zunahme begriffen. Auf den Bauerndörfern freilich werden sie eben so lange auf sich warten lassen wie das Öffnen der Fenster.

Eine Schöpfung der neuesten Zeit, aber schon vor der hier behandelten sind die Luft- oder Sonnenbäder, die sich im Emporstreben befinden. Eine frühere Zeit würde sich an der mit ihnen verbundenen Nacktheit gestoßen haben. Darüber beginnt man, versteht sich den Anstand und den Ausschluß der Öffentlichkeit vorbehalten, sich löblicher Weise hinwegzusetzen. Wer aufrichtig und kein Heuchler sein will, wird gestehen müssen, daß dem Menschen nur dann recht wohl wird, wenn er seine Hüllen abgestreift hat. Ohne Nacktheit gibt es keine Reinlichkeit. Der Abscheu vor ihr beginnt da, wo die Unschuld geschwunden ist; die Kinder kennen diese Scheu nicht; man „erzieht“ sie ihnen nur an. Ohne Nacktheit gibt es auch keine wahre Kunst, soweit sie die Darstellung der Menschen übt. (Man lese das treffliche Büchlein von Richard Ungewitter: Die Nacktheit in entwickelungsgeschichtlicher, gesundheitlicher, moralischer und künstlerischer Beleuchtung. Stuttgart 1906.)

Jünger noch als die Luft- sind die Lichtbäder. Diese haben schon mehr einen medizinischen als hygienischen Charakter, und wir wollen darüber die Ärzte sprechen lassen. (B. A. Z. 1900 Nr. 49 und 138, 1903 Nr. 219.)

Unabhängig von der Heilkunde, aber großenteils von hygienischer Bedeutung ist der Sport. Dieser hat sowohl bezüglich seiner Arten, als ihrer Ausbreitung in unserer Zeit an Wichtigkeit ungemein zugenommen. An Alter fehlt es ihm zwar nicht. Die alten Hellenen trieben ihn mit Vorliebe, nach ihrem Beispiel auch die Römer. Das Christentum war ihm nicht günstig, seine Organe können eher als feindselig gelten. Im neueren Europa hat er seine Heimat in England. In Deutschland war er bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit auf das Fechten und Turnen beschränkt. Jetzt haben sich hier alle Sporte stark entwickelt. Als gesundheitlich stehen an der Spitze Turnen, Schwimmen, Rudern, Eis- und Schneelauf (Schlittschuhe und Skis, die ihre Heimat in Skandinavien haben), die immerhin mit Ausnahme von Übertreibungen, zu loben sind. Das Fechten ist als Übung gut, mit scharfen Waffen aber eine unästhetische oder unmoralische Barbarei. Das Radfahren schwankt zwischen nützlichen und schädlichen Seiten (Staubschlucken und gebückte Haltung). Die Automobile sollten nur als Verkehrsmittel dienen; als Sport sind sie menschen- und tierfeindlich. Tennis ist mehr Vergnügen, Reiten und Schießen sind

mehr Liebhaberei als Sport, doch für Militärpersonen notwendig. Fußwandern ist dagegen die gesündeste von allen Sportarten. Viel anderes ist nur Spielerei oder Prahlerei. (B. A. Z. 1901 Nr. 267. Spemanns Buch d. Ges. Nr. 551 ff.)

Für die heranwachsende Jugend sind Spiele mit gesunder Bewegung der beste Sport; sie schließen dessen mißliche Seiten aus und dürften auch für Erwachsene ratsam sein (B. A. Z. 1905 Nr. 277, 1907 Nr. 111).

Eine erhebende Erscheinung in der neuesten Kulturgeschichte ist das Wiederaufleben der olympischen Spiele, die, von einer zwischenvolklichen Vereinigung unter dem Sportsmann Coubertin in Paris ins Leben gerufen, 1896 in Athen, 1900 in Paris, 1904 in St. Louis und unabhängig davon 1906 ein zweites Mal in Athen gefeiert, von Teilnehmern aus allen europäischen Ländern und aus Nordamerika besucht wurden, und die Erinnerungen an das alte Olympia mit dem modernen Sport verbinden. Es ist dafür ein großartiges Stadion errichtet. Eine schöne Erinnerung an den Ruhm der Hellenen im Altertum bildet der einen Teil des Festes ausmachende Marathon-Lauf. (B. A. Z. 1906 Nr. 115.) Die internationale Unternehmung wird 1908 die Spiele in London wiederholen, wo ein großartiges Stadion errichtet wird. (Illustrierte Zeitung Leipzig, vom 8. Mai 1908.)

Soviel über die Erhaltung der Gesundheit Einzelner. Ein großer Schritt zum Vorteile der Gesundheit ganzer Gegenden ist die vom kirchlichen Christentum, wie vom Judentum und Islam verabscheute Einführung der Feuerbestattung oder Leichenverbrennung im neuen Europa. Dr. M. Landau erklärt den Widerstand namentlich des Ultramontanismus gegen diese „Neuerung“ mit den treffenden Worten: „Was hat es für einen Sinn, Leute, die schon ohnehin tot sind, noch zu verbrennen?“ Die Feuerbestattung erlöst nach und nach, so wie sie fortschreitet, ganze Länder von der Pest der Verseuchung durch begrabene Leichen (B. A. Z. 1905 Nr. 55 und 146. VII S. 296 f. M. Pauly, Die Feuerbestattung, Leipzig 1904. W. Huber, Die Feuerbestattung, St. Gallen 1903. Des Verfassers „Aus Loge und Welt“, S. 263 ff.).

In Deutschland widerstehen der Feuerbestattung nur noch Mecklenburg und Bayern (d. h. prot. Orthodoxie und Ultramontanismus). In Preußen, das bisher ebenfalls widerstand, ist jetzt Aussicht auf Gestattung eröffnet worden. Schon länger wurden in Berlin amputierte Körperteile, sezierte Leichen und solche unbekannter Leute verbrannt. Österreich widerstrebt natürlich, ebenso auch Rußland und Belgien. In der Schweiz nimmt die Kremation, ausgenommen in rein katholischen Orten, gewaltig zu. Im Jahre 1907 wurden in

Deutschland in 15 Krematorien (das älteste in Gotha seit 1878) beinahe 3000, in der Schweiz in 4 Öfen 3532 Leichen verbrannt. In Paris sind von 1889 bis 1906 im Krematorium auf dem Friedhofe Père-La Chaise 86 952 Leichen verbrannt worden. Im übrigen Frankreich bestehen fünf Verbrennungsanstalten. Die erste in den Niederlanden ist in Zandwoort bei Harlem im Entstehen begriffen und kostet 70 000 Gulden. In Italien bestehen ihrer 26, die älteste in Mailand seit 1876, in England 12, davon drei in London, in Schweden zwei (in Stockholm und Götaborg), in Dänemark (Kjöbnhavn) eine, in den Vereinigten Staaten von Amerika (1904) 24, die älteste seit 1876 in Washington (Staat Pennsilvania). Gegenwärtig haben sie sich wahrscheinlich in diesen Ländern vermehrt. Die gute Sache marschiert und sie wird siegen!

3. Technologie.

Übersicht.

Die Technologie (wörtlich Kunstlehre, in Wirklichkeit Lehre von den Fertigkeiten) ist die notwendige Ergänzung der Naturwissenschaften. Wie diese die Stoffe und Kräfte der Natur kennen lehren, so lehrt die Technologie sie anwenden. Entweder geschieht dies zum Nutzen der Einzelnen, dann heißt ihre Anwendung „Gewerbe", oder es bringt der Allgemeinheit Nutzen, dann handelt es sich um den Verkehr. Das Gewerbe lehnt sich entweder unmittelbar an die Naturwissenschaft, dann ist es Naturgewerbe. An die Physik lehnt sich die mechanische Technik (Maschinenkunde), an die Chemie die chemische Technik, an die Geologie und Mineralogie der Bergbau, an die Botanik die Land- und Forstwirtschaft, an die Zoologie die Tierzucht (Rindvieh, Pferde, Kleinvieh, Geflügel, Bienen). Oder es ist die Nachahmung der Natur, die Kunst, welche die Anregung zum Gewerbe gibt. Der Baukunst entspricht die Bautechnik, der Bildnerkunst die Fertigung plastischer Gegenstände; der Malerei die Bildertechnik; der Tonkunst dient die Fertigung der Tonwerkzeuge, der Dichtung und zugleich der Wissenschaft die Buchdruckerei.

Der Verkehr befördert entweder Gedanken, so die Briefpost, der Fernschreib- (Telegraphen-) und der Fernsprech- (Telephon-) Verkehr, oder Personen und Waren, und dies zu Lande (Fahrpost, Eisenbahn, Automobil oder Kraftwagen), zu Wasser (Schiffe) und durch die Luft (Ballon, Flugvorrichtung, lenkbares Luftschiff).

Es wäre eine große Raumüberschreitung, wollten wir die Fortschritte aller dieser Fertigkeiten in unserer Zeit verzeichnen; ein großer Teil davon bezieht sich auf Verrichtungen, die nur besondere Kreise

der menschlichen Gesellschaft berühren oder auch besondere Fortschritte nicht aufweisen. Wir beschränken uns daher hier auf das Wichtigste und allgemein Interessierende der Kunstgewerbe und auf den Verkehr. (Über die hier nicht behandelten Zweige der Technik erhole man sich Rat in Professor Dr. Alwin Oppels Werk „Natur und Arbeit". 2 Teile. Leipzig und Wien 1904.)

Wir finden es am Orte, hier eines großen Mannes zu gedenken, von dem (Reclams Universum vom 9. Januar 1908) gesagt wird, wir Zeitgenossen dürften uns in der Naturwissenschaft und Technik als seine Epigonen betrachten. Es ist dies der große englische Physiker, der von Hause aus William Thomson, später durch Beförderung Lord Kelvin hieß (geb. 1824, gest. Ende 1907, VII S. 350), „der größte Praktiker auf dem Gebiete der Elektrotechnik", und zugleich als Professor der Physik in Glasgow ein großer Theoretiker. Er baute die Entdeckung Robert Mayers (oben S. 251) von der Erhaltung der Kraft, ihrer Umwandlung in Wärme und dieser in Arbeit weiter aus, die wir „als die Grundlage unserer ganzen Technik betrachten können". Wir verweisen bezüglich des Nähern und Weitern auf den angeführten Aufsatz und gehen zu der Aufgabe über, die wir uns vorgesetzt haben. Vorher ist noch beizufügen, daß, wie Dr. M. Wagner in Berlin (B. A. Z. 1907 Nr. 144) sagt, die „moderne Wirtschaft sich auf dem breiten Unterbau der modernen Technik aufbaut", so daß diese ein Recht hat, in die Reihe der Wissenschaften aufgenommen zu werden.

a) Gewerbe.

Der Architekt Professor Otto Wagner in Wien verlangte 1897 in einer Flugschrift, „daß die heutigen Baukünstler sich aller Anlehnung an die früheren Stilarten enthalten; sie sollen ganz modern bauen, für moderne Bedürfnisse mit moderner Technik; denn unsere Bedürfnisse seien von denen der früheren Menschen so verschieden und unsere Technik so hoch entwickelt, daß der lang ersehnte Stil des 19. Jahrhunderts zu gewinnen sein müsse, wenn man diesen Umständen Rechnung tragen wolle". Ihm gegenüber verlangt und leistet auch Dr. Richard Streiter eine gründliche Würdigung der Entwickelung des Baustiles und geht in Einzelheiten ein, auf die wir verweisen (B. A. Z. 1898 Nr. 69 und 1901 Nr. 184); ferner auf die Werke: Spemanns goldenes Buch vom eigenen Heim und Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat, Leipzig 1906.

Eine der sonderbarsten und zugleich ungeheuerlichsten Erscheinungen unserer Zeit sind die nordamerikanischen Wolkenkratzer (Sky crapers).

Diese besonders in New-York, Chicago und San Franzisko sich zu schwindelnder Höhe erhebenden eisernen Riesenbauten, deren es bereits solche mit vierzig Stockwerken gibt, in denen der Verkehr nur durch Aufzüge (Lifts) möglich ist und viele Tausende von Menschen Platz haben, sind die Folge der Notwendigkeit, daß man aus Mangel an Raum in der Länge und Breite in die Höhe bauen mußte. Auch dienen sie der Reklame trefflich, scheinen aber ihren Höhepunkt erreicht zu haben.

Die plastischen Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind in unserer Zeit in einer so erstaunlichen Entwicklung begriffen, daß es bei ihrer Mannigfaltigkeit unmöglich wäre, einen erschöpfenden Überblick ihrer Formen und Namen zu geben. Seien es Möbel, Eß- und Trinkgeschirre, Schmucksachen, Uhren, Nippes usw. aus Bronze, Alabaster, edlem Holz, von diesem oder jenem, antiken oder modernen, französischem oder japanischem Stil; der Leser, der sich dafür interessiert, muß selbst über ihre Entwicklung Nachforschungen anstellen (Winke sind gegeben B. A. Z. 1900 Nr. 6, 1902 Nr. 146 und 159 und 1907 Nr. 191).

Die graphischen Künste haben in unserer Zeit mannigfache Vervollkommnungen erfahren, so der Kupferstich, die Radierung, der Holzschnitt, der Steindruck, sowohl als Kunst für sich, wie als Illustration. Fachmännische Darstellung findet sich B. A. Z. 1901 Nr. 63 und 64. Über die Entwicklung des Dreifarbendruckes und der farbigen Photographie in unserer Zeit gibt Verdrow (B. A. Z. 1901 Nr. 256 f.) Rechenschaft. Der ungarische Oberleutnant von Slavik erfand ein Kopierpapier zur Herstellung von Photographien in den natürlichen Farben der darzustellenden Gegenstände (B. A. Z. 1904 Nr. 18). Den Gipfel des Triumphes der Momentphotographie bildet ohne Zweifel der Kinematograph, diese allgemein bewunderte Vorführung lebender Bilder auf einer Wand durch darauf projektierte Films, d. h. in der fabelhaften Schnelligkeit von bis zu 40 Aufnahmen in der Sekunde erzielte Bilder von beliebigen Begebenheiten, die auch zu diesem Zwecke besonders veranstaltet werden. Die Erfindung stammt von A. und L. Lumière in Paris um 1890.

Die Verfertigung von Tonwerkzeugen (musikalischen Instrumenten) von der gewaltigen Orgel bis zur bescheidenen Pfeife gehört als solche nicht in den Rahmen dieses Buches. Nur einer Erscheinung soll hier gedacht werden, nämlich der Erniedrigung des hehren Reiches der Töne durch allerlei wirkliche Werkzeuge, die teils einen greulichen Lärm verursachen wie das Orchestrion und seine Genossen, teils die himmlische Kunst zum Automatendienste herabwürdigen wie das Pianola, das den Anspruch erhebt, Leute, die keine Ahnung von Musik haben, die Einbildung einzuprägen, als wären sie Virtuosen oder gar Komponisten!

Die Herstellung geistiger Werke durch die Buchdruckerei ist zwar heute keine Kunst mehr, so handwerksmäßig wird sie betrieben. Aber vielfach wirkt sie durch geschmackvolle Ausstattung mit Zierschriften und Bildern künstlerisch. Wir empfehlen das Lesen der kleinen Bücher: Arthur W. Unger, „Wie ein Buch entsteht“ (Leipzig 1908) und „Das Buchgewerbe und die Kultur“. Vorträge von sechs Mitwirkenden (Leipzig 1907). Die Zeitung ist in der Regel noch unkünstlerischer als das gewöhnliche Buch; betrachtet man aber z. B. die Leipziger Illustrierte Zeitung, so hat man in Wort und Bild ein Kunstwerk vor sich. Über den heutigen Zustand der Presse (und ihre Geschichte und Herstellung) empfehlen wir „Das Zeitungswesen“ von Tony Kellen (Kempten und München 1908).

b. Verkehr.

Wie der Gedanke mittels Schrift oder Laut die Erde durch die unterseeischen Kabel umkreist, haben wir bereits oben S. 10 angedeutet. Den ersten Plan zu einem unterseeischen Kabel (zwischen Dover und Calais) faßte Wheatstone 1840. Gelegt wurde aber dieses Kabel erst als die Guttapercha (1851) Anwendung fand. In der Folge hat sich diese Verbindungsart über die ganze Erde verbreitet. Zu ihrem Dienste bestehen seit 1873 eigene Schiffe, heute 49 an der Zahl, davon 34 englische. „Die Schnelligkeit, womit auf einem Kabel telegraphiert werden kann, nimmt im Quadrat der Länge ab.“ Kabellinien besitzt Nordamerika 15, Südamerika 3, Indien und Ostasien 8, Australien 3, Afrika 2 und der große Ozean 2, ein britisches und ein amerikanisches. Deutsche Kabellinien gibt es 2, die 1900 gelegte deutsch-amerikanische und die 1904 folgende deutsch-niederländische nach Ostasien und weiter zum Anschluß an das amerikanische Pazifik-Kabel.

Große festländische Telegraphenlinien sind: die große sibirische, die indo-europäische und die australische. Die afrikanischen Linien: vom Kap nach Kairo, von Dar es Salam bis zur Kongomündung und die französische durch die Wüste Sahara sind noch in der Ausführung begriffen (B. A. Z. 1906 Nr. 4). Seit dem 1. November 1905 ist eine Kabelverbindung zwischen Deutschland und Japan unter Vermeidung der englischen Linien und ausschließlichen Benutzung der deutschen und amerikanischen ermöglicht. (B. A. Z. 1906 Nr. 107.)

Die größte Erfindung im Fernmeldungswesen und eine der größten in der Geistesgeschichte ist aber die sog. drahtlose, besser Wellen-, Funken- oder Radiotelegraphie. Was eine Reihe von Gelehrten (Hertz, Branly und Pepor) schon voraus versucht hatten, vollendete der Italiener Marconi und erprobte es 1897 in England im

Bristol-Kanal. In wissenschaftlicher Weise wurde die Erfindnng von Prof. Slaby und Graf Arco, sowie von Prof. Braun und Siemens und Halske ausgebildet. Es handelt sich dabei „um das Ausstrahlen und Aufnehmen elektrischer Wellen. Geber- und Empfangsstation müssen aufeinander abgestimmt sein, d. h. einander an elektrischen Dimensionen entsprechen" (Joh. Bruns, die Telegraphie in ihrer Entwickelung und Bedeutung. Leipzig 1907). In Deutschland entstand bei Nauen (Provinz Brandenburg) die Riesenstation der Gesellschaft „Telefunken". Der Dampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd hat von dort bis auf 2500 km Nachrichten gut empfangen, solche gelangten auch bis Petersburg, bis zur Rigi-Scheidegg und wurden aus der Bucht von Biscaya aufgenommen. Solche Erfolge erzielten außer der deutschen Gesellschaft zwei englische und eine amerikanische. Ein zwischenstaatlicher Radiotelegraphenvertrag wurde 3. Oktober bis 3. November 1906 von Vertretern vieler Staaten aller Erdteile in Berlin abgeschlossen.

Indessen wurden noch weitere Erfindungen auf dem Gebiete der der Fernmeldung gemacht. So der Telautograph „Gruhn", der gleichzeitig auf derselben Telephonleitung, also ohne Umschaltung, sprechen und schreiben, auch gleichzeitig an mehrere Stationen Mitteilungen senden kann (B. A. Z. 1905 Nr. 123). Ferner die nach mehreren Vorarbeiten 1904 von Professor Dr. Arthur Korn erzielte Bildtelegraphie, auch als elektrische Fernphotographie bezeichnet, die schon wesentlich verbessert worden ist (B. A. Z. 1906 Nr. 285 und 1907 Nr. 43).

Wir gehen nun zu den Fortschritten der Beförderung von Schriften, Personen und Waren und zwar zuerst zum Landverkehr über. Dessen älteste bestehende Vermittelung ist die Post. Außer ihren schon längere Zeit bekannten Arten von Sendungen hat sich in der hier behandelten Zeit die Ansichtspostkarte zu einer bedeutenden Verbreitung entwickelt und ist auch, neben den sich ebenfalls außerordentlich vermehrenden Briefmarken, ein Gegenstand eifriger Sammlungen geworden. Einerseits haben diese Karten, namentlich die mit Landschaften, künstlerischen Charakter erhalten, andererseits sind sie zu läppischen, selbst frivolen Späßen herabgesunken.

Zur Ausdehnung des Postwesens und zur Beschleunigung seiner Sendungen haben die Eisenbahnen und Dampfschiffe ungemein viel beigetragen. Der Weltpostverein (VII S. 578), dessen Zentralleitung in Bern ist, hielt 1878 in Paris, 1885 in Lissabon, 1891 in Wien, 1897 in Washington und 1906 in Rom Kongresse. Mit dieser letzten Versammlung sind seine Einrichtungen durch die Einführung der Antwort-Wertzeichen bereichert worden. Über die Art der Sendung von Zeitungen hat man sich schon 1891 in Wien geeinigt. Der Weltpostverein zählt eine Armee von 1,2 Millionen Be-

amten und Angestellten. Die verhältnismäßig meisten Postanstalten hat die Schweiz (1 auf 11,3 qkm); es folgen zunächst Großbritannien mit 1 auf 13,9 und Deutschland mit 1 auf 14 qkm. Die meisten Anstalten hat Nordamerika (75 570); darauf kommt Deutschland mit 38 658. Der Postverkehr stieg 1875—1900 von 390 auf 2964 Millionen Gegenstände (Joh. Bruns, das Postwesen, seine Entwickelung und Bedeutung. Leipzig 1907).

Die Anlage von Eisenbahnen ist in unserer Zeit ungemein mannigfaltig und reichhaltig geworden. In den Städten sind sie der Sicherheit wegen mit Vermeidung der Straßen angelegt. New-York, Berlin und Wien haben Hochbahnen, Paris, London und Glasgow Untergrundbahnen, Elberfeld-Barmen eine Schwebebahn von 8 km Länge. Die Straßenbahnen haben fast überall elektrischen Betrieb erhalten, der gegenwärtig auch für die eigentlichen, die Überlandbahnen in Betracht gezogen wird. Den bereits (VII S. 579 f.) genannten Alpenbahnen hat sich 1906 die Simplonbahn mit einem Tunnel von 19 791 m, dem längsten bisher gebohrten, zugesellt. Die Bahn auf die Jungfrau ist mit mehreren Tunneln von der Wengernalp aus durch die Wände des Eiger und Mönch in regem Fortschreiten begriffen. Die großen Bahnen durch ganze Kontinente sind oben (S. 11 f.) erwähnt (F. Hahn, die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Leipzig 1905). Das Eisenbahnnetz der Erde mißt (1904) in Deutschland 55 564, in Österreich-Ungarn 39 168, in der Schweiz 4249, in Europa 305 407, in Amerika 450 574, in Asien 77 206 (Brit. Indien 44 352), in Afrika 26 074, in Australien 27 052, zusammen 886 213 (1830: 332, 1870: 221 980, 1891: 636 300) Kilometer.

Eine neue, wenigstens in ihrer heutigen Gestalt neue, wohl ebenso viele Feinde oder noch mehr als Freunde zählende Errungenschaft des Landverkehrs sind die Automobile (Autos, Motorwagen, Kraftwagen), die ja in doppeltem Sinne soviel „Staub aufwerfen" und in unserer Zeit kolossalen Zuwachs erhalten haben. Treibmittel ist meist Benzin, daneben Petroleum oder andere „wohlriechende" Flüssigkeiten, in Frankreich und England auch Dampf. Im Jahre 1898 ist in Berlin mit ihrer Verwendung für die Post begonnen worden. In Deutschland bestanden 1903 bereits hundert Unternehmungen zur Herstellung dieser Vehikel (1898 erst drei). Der Sport ist so gefährlich geworden, daß (von Emil Jung, Martin Isaac und F. Meili) ihr „Recht" untersucht und die Gerichte um Schutz angerufen wurden. Neuerdings ist es soweit gekommen, daß ihnen besondere Straßenkreise zu Wettfahrten angewiesen wurden, wofür Gordon-Bennett und Herkomer Preise stifteten. Das Volk ist dagegen in manchen Gegenden von einer wahren Wut gegen die

„Teufelsfuhrwerke“ ergriffen worden, denen übrigens bei ihrem wagehalsigen, ja unsinnigen Fahren auch oft Unheil an Material, Gesundheit und sogar Leben widerfuhr, aber auch Opfer an Menschen und Tieren gefallen sind. Am 1. Oktober 1906 sind im Deutschen Reiche neue Vorschriften über den Motorwagenverkehr in Kraft getreten, denen es aber leider an Einheitlichkeit und Strenge fehlt; es sind Geldstrafen nur bis zu 60 Mark statthaft. Es ist daher nach Vereinen zum Straßenschutze gerufen worden. Neulich sind Motoromnibusse („Autobusse“) eingeführt worden. (B. A. Z. 1900 Nr. 69, 1901 Nr. 122, 1903 Nr. 35, 1905 Nr. 223 f., 1907 Nr. 102 und 192.)

Das bis dahin größte Wagnis mit dem Automobil hat der Prinz Scipione Borghese 1907 mit seiner kecken Wettfahrt von Peking durch die Mongolei, Sibirien, Rußland und Deutschland bis nach Paris unternommen. Die Strecke von 15 000 Kilometern hat er in 60 Tagen zurückgelegt.

Man hat erfahren müssen, daß der Motorwagen nicht nur zu Entführungen in Liebesangelegenheiten, sondern auch von Verbrechern zu frechen Streichen und zur Flucht, sogar zu Kindesaussetzungen benutzt worden ist.

Zum Wasserverkehr übergehend, haben wir des in unserer Zeit eingetretenen Verhältnisses zwischen Segel- und Dampfschiffen bereits oben (S. 10 und 12) gedacht. Der Gehalt der Segler ist (von 300 „Registertonnen“ in den dreißiger Jahren) heute bis auf 8000 gestiegen, nnd zwar infolge von Aufbauten auf dem Verdeck. Die Vermehrung der Masten und Segel hat ihnen ein ungemein stattliches Aussehen verschafft. Mit den Dampfern hat man durch das Schicksal der 1857 gebauten „Great Eastern“ (211 m Länge) die Erfahrung gemacht, daß solchen Größen jene Zeit noch nicht gewachsen war, und ging zu geringeren Maßen zurück. Heute aber sind diese wieder gewachsen, nnd die größten Dampfer sprangen von 103 auf 216 m Länge und von 12 auf 23 m Breite, der Gehalt voa 3500 auf 37 700 Registertonnen, die Zahl der Pferdestärken von 2250 auf 40 000, die Geschwindigkeit von 14 auf 23,58 Seemeilen (etwa 44 km). Solche Riesen nehmen 3000 Personen und darüber auf. Die Kosten eines solchen Gebäudes kommen bis auf 7,2 Millionen Mark. All dies ist nur durch technische Fortschritte auf allen Gebieten des Schiffbaus ermöglicht worden. Seit 1889 ist das Zweischraubensystem eingeführt, das jetzt allgemein üblich ist. In der Kriegsflotte kam eine dritte Schraube dazu. Danach richtet sich auch die Menge der bedienenden Mannschaft. Elektrische Beleuchtung ist überall vorhanden. Das Nähere der Ausstattung ist durch Abbildungen genugsam bekannt, ebenso die Einrichtung der Seehäfen und

die Vorkehrungen zur Rettung Schiffbrüchiger. Die Handelsflotte der Erde ist 1874—1900 von 61 654 auf 40 556 gesunken. Die Ladefähigkeit von 18 Millionen auf 22 782 000 Registertonnen gestiegen. Die Hälfte davon kommt auf England. Das unserer Zeit angehörende Unterseeboot dient bis dahin bloß dem zerstörenden Kriege. (Oppel, Natur und Arbeit II. Teil, S. 395 ff.)

Der größte Triumph unserer Zeit ist neben der Radiotelegraphie das lenkbare Luftschiff. An die Stelle des Ballons mit angehängter Gondel tritt das mit mindestens zwei Motoren (Triebwerken) geleitete mehr oder weniger umfangreiche, die Luft durchschneidende Fahrzeug. Der Luftballon ist indessen bestrebt, sich am Abend seiner mehr als hundertjährigen Laufbahn durch wissenschaftliche Forschungen nützlich zu machen. Fahrten zu diesem Zwecke wurden in unserer Zeit von Berlin, Wien, München, Paris und anderen Orten aus unternommen; der Luftschiffer Spelterini überflog wiederholt die Alpen und nahm photographische Aufnahmen vor. (B. A. Z. 1898 Nr. 260, 1900 Nr. 45 und 259.) An die Stelle des Kugelballons trat 1899 der Drachenballon in Form einer Zigarre, den die preußischen Offiziere von Siegsfeld und von Parseval einführten (B. A. Z. Nr. 153). Auch Flugmaschinen wurden mehrfach erfunden; doch hat sich noch keine von ihnen bewährt (B. A. Z. 1900 Nr. 88, 1902 Nr. 298, 1906 Nr. 194).

Eigentliche lenkbare Luftschiffe wurden erfunden von Ingenieur Kreß in Wien (B. A. Z. 1901 Nr. 234), Santos-Dumont und Lebaudy in Paris (B. A. Z. 1906 Nr. 91), Parseval in Berlin (1906 Nr. 47), Wright in Nordkarolina und Anderen.

Alle diese Versuche sind aber überragt und übertroffen von dem Erfolge des Generalmajors Grafen Ferdinand von Zeppelin (geb. 1838), der seine Versuche 1892 begann mit seinem riesigen, 128 m langen und 10 000 kg schweren Motor-Luftschiffe, dessen 2 Gondeln auch auf dem Wasser fahren können, am 2. Juli 1900 zum ersten Male von dem Standorte seiner Ballonhalle bei Friedrichshafen am Bodensee aufstieg, später einiges Mißgeschick hatte, aber am 24. September 1907 durch Umfahren des Sees und mehrere Wiederholungen dieser Fahrt einen glänzenden Erfolg erzielte, infolgedessen die Reichsregierung mit ihm in Unterhandlungen betreffend die Überlassung seiner Erfindung trat. (B. A. Z. 1900 Nr. 168. Graf Zeppelin, die Eroberung der Luft. Stuttgart und Leipzig 1908.) Inzwischen hat auch Major von Parseval sein Luftschiff verbessert und ist mit Glück aufgestiegen. (Weiteres siehe Nachtrag!)

4. Länder- und Völkerkunde.

a) Länderkunde und Reisen.

In der Kenntnis und Beschreibung der Erdoberfläche hatten die kundigen Geister, d. h. die Nachfolger Karl Ritters, schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts erkannt, daß die Beschaffenheit des Bodens, auf dem wir leben, durchaus unabhängig von dessen wechselnder politischer Begrenzung betrachtet werden müsse. In der Schulgeographie dagegen suchte man aus „praktischen“ Gründen eine Verquickung der natürlichen und politischen Ländergrenzen durchzuführen, was natürlich nichts weniger als wissenschaftlich ist. Dies spukt heute noch in geographischen Handbüchern, die für weitere Kreise bestimmt sind. Wie erfreuend wirkt nicht eine Karte mit schöner Zeichnung der Gebirge und Flüsse, so lange sie nicht durch politische Farbenstriche verunstaltet ist! Allerdings muß man die politischen Grenzen auch kennen, aber sie dürfen erst in Betracht kommen, wenn die Erhebungen und Senkungen des Bodens und die Läufe der Gewässer bekannt sind. Eine „geographische Provinz“, wie sie Adolf Bastian nannte, ist, so lange nicht gründliche Erdumwälzungen eintreten, ein eherner Begriff, an dem kein Krieg und kein Friedensschluß etwas ändert. Wie sie abzuteilen ist, müssen wir den Forschern auf diesem Gebiete überlassen. Friedrich Ratzel war in dieser Hinsicht in seiner Anthropogeographie ein berufener Urteiler (siehe VII S. 376 f.). Friedrich von Hellwalds Werk „Die Erde und ihre Völker“, in 5. Auflage bearbeitet von Ernst Waechter (Stuttgart und Leipzig 1905 bis 1907) gibt bei jedem Erdteil eine kurze, rein geographische Einleitung, behandelt aber die einzelnen Länder nach politischen Grenzen, indessen nicht, ohne ihnen hin und wieder natürliche Benennungen zu geben, z. B. das iranische Hochland für Persien, Afghanistan und Beludschistan. Auch sonst fehlt es nicht an den erwähnten Verquickungen, z. B. in dem Kapitel „Mitteleuropa“, offenbar aus Gründen der Volkstümlichkeit. Die „Allgemeine Länderkunde“ von Professor Dr. Wilhelm Sievers, große und kleine Ausgabe (diese Leipzig und Wien 1907), ist weit wissenschaftlicher gehalten und schlägt daher in ausgezeichneter Anschaulichkeit den umgekehrten Weg ein. Die natürliche Beschaffenheit tritt als die Hauptsache hervor, und den politischen Verhältnissen sind nur Einschaltungen oder Anhänge eingeräumt. Doch ist bei dem besten Willen nicht einzusehen, wie im Laufe der Geschichte natürliche und politische Einteilungen stets mit einander übereinstimmen könnten. Es wird in der Folge notwendig sein, die politischen Verhältnisse überhaupt oder nach Erdteilen, nicht nach Ländern, von der Beschreibung der natürlichen zu trennen. Ratzel hat dies zuerst eingesehen und neuerdings die früher beinahe alleinherrschende, später

aber zurückgesetzte politische Geographie als besondere Wissenschaft wieder zu Ehren gebracht.

Unter den Beschreibungen einzelner Länder nennen wir die schöne Sammlung „Land und Leute“, herausgegeben von A. Scobel (Bielefeld, Velhagen und Klasing seit 1899) und daraus die Schilderungen: Schweiz von Heer, Tirol und Oberbaiern von Max Haushofer, Der Schwarzwald von Dr. Ludwig Neumann. Ferner sind erschienen: Thüringen, Harz, Rhein, Nord- und Ostseeküste, Riviera, Rom und Campagna, Norwegen, Cuba und mehrere andere, alle mit reichem Bildschmuck. Dasselbe ist zu sagen von der Beschreibung der deutschen Kolonien „Das überseeische Deutschland“, bearbeitet von mehreren (Stuttgart 1903).

Wir gehen zu der Erforschung der einzelnen, noch wenig bekannten Teile der Erdoberfläche über und wenden uns zuerst den Polargegenden zu. Zuletzt ist von uns (VII S. 356) des Versuches des schwedischen Ingenieurs Salomon August Andree (geb. 1854), den Nordpol im Luftballon zu erreichen, gedacht worden, noch ehe er ins Werk gesetzt wurde. Der Ballon wurde auf Spitzbergen, 1100 km vom Nordpol entfernt, 1896 in einem eigens dazu erbauten Hause mit Wasserstoffgas gefüllt (Professor Dr. Kurt Hassert, Die Polarforschung. Leipzig 1902). Die Auffahrt mußte wegen ungünstiger Winde den Winter über verschoben werden. Erst am 11. Juli 1897 stieg Andree mit seinen Begleitern Strindberg und Fränkel empor. Aber man hat nichts mehr von ihnen gehört, ausgenommen eine Tauben-post-Depesche vom 13. Juli, nach der sich alles wohl befand. Dann wurde im Mai 1899 an der Nordküste Islands eine der von Andree mitgenommenen Bojen gefunden, die eine Nachricht enthielt, Ende August 1900 eine andere im nördlichsten Norwegen, die beide Wohlsein berichteten, aber nur aus den ersten Tagen der Fahrt stammten. Forschungen kühner Seefahrer nach den Resten der Unglücklichen blieben erfolglos und man mußte die Hoffnung, etwas von der Art ihres Untergangs zu erfahren, schließlich aufgeben. Nur die Sensation und Utopie bemächtigten sich der Sache weiter, und es erschien jüngst ein seltsames Buch, „Des Nordpolfahrers Andree letzte Aufzeichnungen“ (Berlin 1907). Darin wurde erdichtet, Andree sei nach Verlust seiner Gefährten in ein um den Nordpol zwischen Gebirgen liegendes grünes Land gekommen, das von kleinen Menschen bewohnt gewesen sei, unter denen die von dem Luftschiffer gebrachte „Zivilisation“ nur Verwirrung und Unheil bewirkt habe! Die „Moral“ der phantastischen Geschichte ist freilich nicht unrichtig.

Nachdem man nun auf den Gedanken, den Nordpol im Luftballon zu erreichen, hatte verzichten müssen, schlug der russische Admiral Makaroff die Anwendung starker Eisbrecher von je zehntausend

Pferdekräften vor. Aber sein Eisbrecher „Jermak“ kam bei einem Versuche bei Nowaja Semlja nicht zum Ziele. Abenteuerlich blieb der Gedanke von Dr. Hermann Anschütz-Kämpfe, mit Unterseebooten unter dem Eise vorzudringen. Ohne Ausführung blieb der Plan des Kanadiers Bernier, nach Art Nansens vorzugehen.

Den nordischen Polarforschern hat sich ein solcher aus warmem Südland und von königlicher Abkunft zugesellt, Ludwig Amadeus, Herzog der Abruzzen (geb. 1873 in Madrid als Sohn des damaligen Königs Amadeus von Spanien). Der Prinz verließ mit dem Schiffe „Jason“, das er in „Stella polare“ umtaufte, am 12. Juli 1899 Christiania und überwinterte auf Kronprinz-Rudolfsland. Er selbst hatte Finger erfroren und sandte daher seinen Begleiter Cagni am 11. März 1900 mit Hundeschlitten über das Eis, auf dem dieser mit seinen Leuten die Breite von 86° 34′ erreichte, von wo er aber wegen der Gefährlichkeit des Eises umkehrte und nach furchtbaren Leiden am 13. Juli den Prinzen erreichte. Eine Gruppe der Expedition, Schiffsleutnant Querini mit zwei Genossen, war in Eisspalten untergegangen. Am 6. September gelangte man nach Tromsö. Der Prinz hat seine Reise beschrieben und 1903 erscheinen lassen.

Ebenso erfolglos waren die Versuche Sverdrups (eines Gefährten Nansens) und des Amerikaners Peary, 1900—1902, über Grönland den Nordpol zu erreichen; ebenso die des Russen Toll und des Amerikaners Baldwin. Toll ging bei den neusibirischen Inseln zugrunde.

Nach James Clarke Roß, dem bedeutenden Nord- und Südpolreisenden (VI S. 340) war die erste namhafte Forschungsreise nach der Antarktis (Südpolgebiet) diejenige des norwegischen Kapitäns Larsen 1892, die das eisumpanzerte „Grahamsland“ als ein „von Fjorden tief zerrissenes Gebirgsland kennen lehrte“ und zwei neue Vulkane entdeckte. Im Jahre 1894—1895 drangen der norwegische Kapitän Bull und der Gelehrte Egebert Borchgrevink auf den Wegen von Roß tiefer in das Südpolgebiet und hier in das „Viktorialand“ ein, das sie zum ersten Male betraten. Am deutschen Geographentag in Bremen 1895 wurde unter Georg Neumayer aus Bremen die deutsche Kommission für die Südpolarforschung gegründet. Eine belgische wissenschaftliche Ausfahrt 1897/98 unter Adrien de Gerlache entdeckte die Zerteilung von „Palmersland“ in kleine gletschererfüllte Inseln. Borchgrevink überwinterte auf dem antarktischen Festlande, fand aber das Innere durch Gletscher und über 4000 m hohe Gipfel unzugänglich; in Viktorialand drang er auf Schlitten bis 78° 50′ südl. Breite vor. Nach weiteren Forschungen des deutschen Zoologen Karl Chun begann am 11. August 1901 die deutsche Ausfahrt des Schiffes „Gauß“ mit mehreren Gelehrten, an

der Spitze Professor Erich von Drygalski ihre Forschungen, kehrte im Januar 1904 zurück und der Leiter legte ihre Ergebnisse in dem Werke „Zum Kontinent des eisigen Südens“ der Welt vor (siehe B. A. Z. 1904 Nr. 260). Eine beinahe gleichzeitige schwedische Südpolarreise unter Otto Nordenskjöld ist B. A. Z. 1905 Nr. 78 und weitere sind in Berdrows Jahrbuch der Weltreisen 1904 und 1905 besprochen.

Nächst den Polargegenden birgt das Innere von Asien noch das meiste Unbekannte in der Länderkunde, während es in allen übrigen Erdteilen, selbst in Afrika, kaum mehr etwas von Belang zu entdecken gibt. Nach den 5 Forschungsreisen, die der russische Oberstleutnant von Przewalsky (geb. 1839, † 1888) in den Jahren 1870—88 durch die Mongolei, die Wüste Gobi, den Küenlün und Tibet unternommen und beschrieben, war der Engländer Henry Savage Landor („Auf verbotenen Wegen“ Leipzig 1898) der Erste, der sich in jene weiten, zum teil wüsten und unkultivierten Gegenden wagte. Er überschritt von Indien aus den Himalaya, betrat das verschlossene Tibet und durchzog es unter namenlosen Mühseligkeiten und Kämpfen mit den Eingeborenen, von denen er ausgeplündert, gefangen, mißhandelt, gemartert, ja auf einem Auge geblendet wurde und mit Mühe sein Leben retten konnte. Das Bild des jungen Reisenden nach seiner Rückkehr gleicht einem alten Manne! Der bedeutendste Reisende unserer Zeit nach Innerasien ist der schwedische Professor Sven von Hedin (geb. 1865), der 1885—91 Persien und 1899—1902 Hochasien bis zum Lop Nor und zur Wüste Gobi und 1906 noch einmal diese Länder bereiste und seine Erlebnisse beschrieb („Durch Asiens Wüsten,“ Leipzig 1899, „Im Herzen Asiens“, ebenda 1903, „Abenteuer in Tibet“, ebenda 1904, „Meine letzte Reise durch Innerasien“, Halle 1903).

Da im früher so dunklen Afrika nach Barth, Vogel, Schweinfurth, Nachtigal, Rohlfs, Holub, Burton, Speke, Baker, Livingstone, Stanley, Serpa Pinto, Emin Pascha, Wißmann und Anderen wohl nichts neues mehr zu finden ist, haben im Jahre 1901 zu gleicher Zeit ihrer zwei etwas altes zu finden geglaubt; der Engländer H. Keane und der verdiente deutsche Afrikaforscher Dr. Karl Peters bemühten sich nämlich mit vieler Gelehrsamkeit zu beweisen, daß das biblische Goldland Ophir sich in Südostafrika (am Sambesi) befinde, was wir dahin gestellt sein lassen müssen (B. A. Z. 1902 Nr. 258 und 271).

Interessante Reisen um die Erde (sog. Weltreisen) beschrieben Karl Tanera (Berlin 1903), die Berner Patrizierin Fräulein Cäcilie von Rodt („Reise einer Schweizerin um die Welt,“ Neuenburg 1903) und die schweizerische Lehrerin Fräulein Lina Bögli, die auf diese Reise zehn Jahre verwandte, indem sie sich in

Australien, Polynesien und Amerika in ihrem Berufe betätigte. („Vorwärts! Briefe von einer Reise um die Welt.“ Frauenfeld 1906.) Eine Beschreibung aller Länder brachten K. Tanera und Paul Gisbert in die Form einer Weltreise (Berlin 1904 und 1905). Im übrigen empfehlen wir W. Berdrows „Jahrbuch der Weltreisen und geogr. Forschungen.“

b) Völkerkunde.

In unseren Betrachtungen über die Fortschritte der Völkerkunde (VII S. 373 ff.) fahren wir in gleicher Weise fort, indem wir die hervorragenden Vertreter dieses Faches sprechen lassen.

In Deutschland ist in unserer Zeit mehr als in seinem Vaterlande Frankreich der Ethnolog, Geschichtsschreiber und Dichter, im politischen Leben Diplomat Josef Arthur, Graf von Gobineau (aus normannischem Geschlechte geb. 1816, † 1882) beachtet worden. und zwar so sehr, daß sich Deutsche und Franzosen zu einer Vereinigung mit dem Zwecke, für die Verbreitung seiner Werke zu wirken, verbunden haben. Der Vorläufer dieser Bewegung war kein geringerer als Richard Wagner, freilich mit besonderer Rücksicht auf Gobineaus Dichtungen, deren „Meisterwerk“ die „Renaissance“ ist. In der Völkerkunde ist Gobineau der Hauptvertreter der Ansicht, daß die Menschenrassen ursprüngliche Verschiedenheiten darbieten und daß die Menschheit, weil die edleren Rassen durch fortgesetzte Vermischung mit niederen Rassen allmählich der Entartung entgegengehen, nicht, wie man sonst glaubt, der Vervollkommnung fähig seien. (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853—55.) In dieser Hinsicht widersprach ihm allerdings Richard Wagner, der eine Veredlung der Menschen durch Kunst und Religion erhoffte. So wenig übrigens wie jene hauptsächliche Meinung Gobineaus sind seine weiteren, teilweise sehr verwirrten Behauptungen über das Verhältnis von Rassen und Völkern begründet und daher bei allem Esprit nach unserem Urteil nicht ernst zu nehmen (B. A. Z. 1897 Nr. 80, 1898 Nr. 192, 1903 Nr. 152, 1907 Nr. 172).

In unserer Zeit selbst steht nach Friedrich Ratzel, der bereits (VII S. 376 f.) besprochen ist, Dr. Heinrich Schurtz als Völkerkundiger voran. Seine „Völkerkunde“ erschien zuerst 1893. Im ersten, vergleichenden Teile (Ethnologie) betrachtet er die körperlichen Eigentümlichkeiten als Rassenmerkmale und die Entstehung, Arten und Wandlungen der Kultur, im zweiten, beschreibenden (Ethnographie) die einzelnen Völker, die er in Gruppen teilt (negroide, malayische, amerikanische, mongoloide, hamitische, semitische und arische). Man

ersieht schon daraus, daß er die Einteilung der Menschen in Rassen verwarf, die er mit Recht als etwas künstliches, gemachtes bezeichnet. Die sog. Rassen haben nirgends bestimmte Grenzen zwischen sich. „Alle Völker sind Mischvölker, Völkerberührung heißt Völkermischung." In ganz neuer Bearbeitung erschien das Werk nach des Verfassers allzufrühem Tode 1903. In dieser kommt Schurtz auf den Begriff der Rasse zurück und unterscheidet nach anthropologischen Untersuchungen und vorgeschichtlichen Funden drei alte Rassen: die paläasiatische, die einst über den Norden Asiens und Europas verbreitet war (Reste: die Ainos auf Jesso und viele Russen), die äthopische und die Zwergrasse in Afrika, und nennt als „Hauptrassen", die hellfarbige Gruppe, die in eine nordische, alpine und mittelländische zerfällt — die asiatisch-polynesische, die nigritische und die amerikanische Gruppe, denen sich als Mischrassen die finnisch-ugrische und die berberische zugesellen. Schurtz gibt indessen zu, daß noch kein Rassensystem den Anforderungen genüge.

Das zweibändige Prachtwerk von Dr. Kurt Lampert „Die Völker der Erde" (Stuttgart 1902 und 1903) beschränkt sich auf die Beschreibung der Völker nach Erdteilen und Ländern und enthält sich jeder Rassentheorie.

„Menschenkunde" nannte sein Werk über Völkerkunde Alexander Sokolowsky (Stuttgart 1901); denn er ging ganz vom somatisch-anthropologischen Standpunkte aus, d. h. von der Frage nach der Herkunft und Stellung des Menschen in der Natur, wobei die Völkerkunde selbst nur eine Nebenstellung einnimmt. Gewisse kulturarme Völker, wie Buschmenschen, Zwergvölker, Weddas, Eskimos werden als verkümmerte Menschen betrachtet. Doch sind solche und andere Merkmale ungleich verteilt. Der Kulturzustand ist vom Klima und von der Lage des Landes abhängig; das gemäßigte Klima ist der Kultur günstig, kaltes und heißes sind ihr ungünstig. Sokolowsky bekennt sich daher zu der Lehre, daß die Umgebung oder Umwelt des Menschen das aus ihm mache, was er ist. Dieser Umgebung hat man den von August Comte eingeführten Namen „Milieu" gegeben, der im Französischen angehen mag, im Deutschen aber völlig sinnlos ist. Denn die „Mitte" ist der Mensch selbst, nicht seine Umgebung. Leider ist dieser sinnlose Ausdruck herrschend geworden und die Bekämpfung des Milieu bildet auch die leitende Idee der Arbeiten des fleißigen, aber allzusehr in willkürliche Prokrustesmanier verrannten Ethnologen Heinrich Driesmans.

In „Rasse und Milieu" (Berlin 1902) spricht Driesmans sich kräftig gegen die Alleingültigkeit des „Milieu" aus. Nach ihm ist die Rasse die Hauptsache und jede solche trägt überall ihr Milieu mit sich umher und überträgt es auf den Grund und Boden, auf dem sie

seßhaft wird. Als Beispiele führt er Mesopotamien, Ägypten und Rom an, deren Gebiet durch die besiedelnde Rasse das geworden ist, was es war, sowie Paris und Berlin, die an ungünstiger Stelle durch ihre Bewohner zu wichtigen Punkten geworden sind. Zwar läßt Driesmans Ausnahmen gelten, die jedoch zu weitläufig sind, um hier erwähnt zu werden. Daß aber die Rasse durchaus für ihn das Bestimmende ist, zeigen seine beiden Bücher: „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung“ (Leipzig 1900) und „Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung“ (ebenda 1901). Er ist der Meinung, daß sich ein Rassencharakter ungeachtet aller Vermischung durch Jahrhunderte hin geltend mache. So findet er in ganz Europa atavistische Spuren des Keltentums. Karl I. von England wurde hingerichtet, weil er ein Kelte, Ludwig XVI von Frankreich, weil er ein Germane war. Shakespeare war ein Keltogermane, Lord Byron ein Kelte, Lessing ein Slawogermane, Goethe ein Keltogermane, der Bauernkrieg eine keltische Revolution. Von den Deutschen sind nur die (alten) Sachsen Germanen, die übrigen Kelten oder Slawen, die Preußen durch die französischen Flüchtlinge beides und Germanen dazu!

Ähnlich aber gründlicher verfährt Ludwig **Woltmann** in den Büchern „Die Germanen in Frankreich“ (Jena 1907) und „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (ebenda) in denen er durch Namen uud Bildnisse nachzuweisen versucht, daß beinahe alle hervorragenden Franzosen und Italiener germanischer Abstammung gewesen seien!

In dem großen, vielbewunderten und viel angegriffenem Werke des deutschschreibenden Engländers Houston Stevart **Chamberlain** „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (5. Aufl., München 1904) wurde die Rassentheorie, und zwar zugunsten der Germanen, auf die Spitze getrieben. Alles Große auf der Erde wurde darin den Germanen zugeschrieben (was übrigens schon Lapouge und Gobineau getan hatten. Über Chamberlain und Woltmann B. A. Z. 1907 Nr. 64, 86 und 88).

Vorzüglich gegen Chamberlain, dann auch gegen Gobineau und Driesmans richtet sich das Buch von Friedrich **Hertz**, „Moderne Rassentheorien“ (Wien 1904). Hertz erklärt die Rassentheorie als Modesache und spricht solchen Theorien, „die die Rasse als Hauptfaktor der geschichtlichen Entwicklung auffassen“, mit „allen universell denkenden Naturforschern“, jeden Wert ab, was er mit guten Gründen und in überzeugender Weise, wenn auch mit etwas viel Temperament tut. Weiteres ist nach den oben gegebenen Beispielen überflüssig, und die Rasse, die überall gemischt ist, wird vor der **Umgebung** den kürzern ziehen müssen.

Auch Dr. Ludwig Wilser (Stuttgart 1908) verwirft die auf einzelne Merkmale wie Schädel, Farbe, Haare usw. gestützten Rassentheorien und verlangt, es müsse die ganze Leibesbeschaffenheit mit Knochengerüste, Weichteilen und Bedeckungen und nur die größten Gegensätze berücksichtigt werden, die er in drei Grundrassen, der weißen, gelben und schwarzen findet, deren Verwandtschaft er aber festhält.

Über die Völkerkunde Deutschlands enthält das Werk „Das deutsche Volkstum", unter Mitwirkung mehrerer herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer (2 Teile, Leipzig und Wien 1903) sehr vielseitige Mitteilungen aus allen Gebieten der Kultur. In kürzerer Fassung erfüllt denselben Zweck die „Deutsche Volkskunde" von Elard Hugo Meyer (Straßburg 1898). Noch gedrängter: „Die deutschen Volksstämme und Landschaften" von Professor Dr. O. Weise (Leipzig 1900).

c) Sprachwissenschaft.

Unsere Sprache gehört bekanntlich dem indogermanischen oder arischen Sprachstamme an. Ob er auch ein Völkerstamm sei, ist unsicher, ja zweifelhaft. Die vergleichende Erforschung der zu diesem Stamme gehörenden Sprachen hat auch in unserer Zeit fortgedauert, doch nicht so große Ergebnisse gezeitigt wie die vorhergehenden Zeiträume. In dieser Richtung hat sich K. Brugmann verdient gemacht (B. A. Z. 1897 Nr. 151). Was dagegen die Stammesfrage betrifft, so wurde noch im Jahre 1903 geklagt, daß die Begriffe „Indogermanen" und „Arier" noch so unklar seien. Prof. Dr. M. Winternitz in Prag spricht sich dahin aus, daß diese Ausdrücke sich nur auf die Sprache beziehen, von einer indogermanischen oder arischen Rasse aber zu sprechen sinnlos sei. Nach deren Ursitz zu forschen ist also überflüssig; nach der Heimat des Sprachstammes ist es aussichtlos. Das aber ist als sicher anzunehmen, daß sprachverwandte Völker auch in der Kultur viel verwandtes haben, wenn sie auch nicht von gemeinsamen Vorfahren stammen. Man hat eine Reihe darauf bezüglicher Wörter gefunden, die sich vorzüglich auf den Beruf der Hirten, auf Familienbezeichnungen, Ehesachen, verschiedene Sitten usw. beziehen; auch die Götternamen und Zahlen gehören hierher (B. A. Z. 1903 Nr. 238 f., 246, 252 f., 258 f., 264). Im Rahmen dieser Forschungen treffen wir besonders häufig den Namen Otto Schrader, dessen Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte" ein Vierteljahrhundert hindurch die Führung in dieser Wissenschaft hatte und dem 1901 das „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde", und noch weitere Meisterwerke folgten (B. A. Z. 1907 Nr. 205). Ein

interessantes kleineres Buch von ihm ist: „Die Schwiegermutter und der Hagestolz“ (Braunschweig 1904).

Wir wenden uns nun besonders der deutschen Sprache zu. Auf ihre Schönheiten hat mit Begeisterung Hermann Schrader in den Büchern „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“ (Weimar 1894) und „Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache“ (ebenda 1896) hingewiesen. Ein Buch ähnlicher Richtung, „Deutscher Sprache Ehrenkranz, was die Dichter unserer Muttersprache in Liebe und zu Leide singen und sagen“ (Berlin 1898), gab der Allgemeine Deutsche Sprachverein heraus (B A. Z. 1899 Nr. 44).

Schon seit mehr als zwei Jahrhunderten führen die Freunde der Reinheit unserer Sprache einen heißen Kampf gegen die Fremdwörtersucht, die heute noch „blüht“. Es ist jedoch längst als unrecht bezeichnet worden, mit dem Fremdwort das Lehrwort zusammen zu werfen, d. h. das aus fremder Sprache stammende, aber längst in der Form deutsch gewordene Wort, z. B. Kreuz, Krone, Pfeffer, Straße usw., dessen Entwickelung Friedrich Seiler (Halle 1895 und 1900) gezeichnet hat. Es sind ihrer eine Unmasse (B. A. Z. 1900 Nr. 292). Die wirklichen Fremdwörter, d. h. die nicht deutsche Form angenommen haben, meist griechische und lateinische, zu verdeutschen, ist auch in unserer Zeit vielfach versucht worden und zum Teil geglückt, dürfte aber wohl schwerlich vollständig durchzuführen sein, da viele davon Kunstausdrücke sind. Bei der deutschen Post ist dies großenteils durchgeführt worden. Am zähesten hängen die Zeitungen an den Fremdwörtern. Gute Verdeutschungen gibt Dr. Günther Saalfelds Fremd- und Verdeutschungs-Wörterbuch (Berlin 1898).

Die deutsche Rechtschreibung hat in neuester Zeit zwei Fortschritte gemacht; bei dem ersten (um 1880) wurde das th teilweise, bei dem zweiten (1902) in deutschen Wörtern ganz entfernt. Dies ist die wichtigste Neuerung; denn nach dem Gesetze der Lautverschiebung, die das niederdeutsche t nicht in th, sondern in s oder z verwandelte, ist th kein hochdeutscher Laut. Das Übrige sind Nebensachen. Im Argen liegt aber noch der Gebrauch des C (sogar in deutschen Orts- und Personen-Namen wie Köthen, Krefeld, Kolberg; Karl, Konrad usw. und in deutsch gewordenen Namen wie Köln und Koblenz) und des ph (z. B. Rudolf, Adolf, Westfalen). Das p mit h wurde so sehr mißverstanden, daß man „Ep-heu“ (ahd. ebewe, ephou, ephi, mhd. epfich, ebhew) jetzt „Efeu“ schreibt und spricht. Es ließe sich allerdings noch vieles verbessern, was aber noch auf weitem Felde liegen dürfte (B. A. Z. 1902 Nr. 34. Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart 1869).

Weit unglücklichere Wortbildungen als Efeu sind z. B. Botanisiertrommel, Fahrdamm, Bürgersteig (statt: Pflanzenbüchse, Fahr-

bahn, Fußsteig), sowie die in gelehrten Werken spukenden fürchterlichen Wörter „Reizsamkeit" und „Zielstrebigkeit", die gleich den vorigen von einer bedenklichen Anarchie in der Sprachbildung zeugen. Es fehlt an einer gründlichen Anleitung zur Handhabung der Sprache, wie sie in Frankreich das Institut de France ausübt. Dazu wären Wörterbücher berufen, wie das leider so langsam fortschreitende der Brüder Grimm und ihrer Fortsetzer, das längst vollendete treffliche von Sanders und weitere. Andere Zwecke verfolgen die Wörterbücher deutscher Mundarten, deren jüngstes, das schweizerische Idiotikon, der Vollendung entgegengeht (B. A. Z. 1907 Nr. 178).

Eine trübselige Erscheinung ist, daß im Reichslande (die Presse sagt noch immer mit Vorliebe: in den Reichslanden, deren es doch nur eines gibt) Elsaß-Lothringen, seitdem das Deutsche Schulsprache geworden, die Mode herrscht, die Kinder im Hause französisch zu erziehen, sogar bei deutschgesinnten Eltern! Ein solcher Unsinn kann dem Lande nur Schaden bringen (B. A. Z. 1907 Nr. 211).

Ehedem verstand man unter Philologie lediglich die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache, Literatur und Altertumskunde. Heute hat jede Sprache ihre Philologie, d. h. ein Sammelsurium der auf sie bezüglichen Wissenschaften, wie die Theologie eines ist. Ja, man spricht sogar von einer Shakespeare- oder Goethe-Philologie! Die Literaturgeschichte und Altertumskunde sind Teile der Kulturgeschichte und nicht der Sprachwissenschaft, mit der wohl die Literatur zusammenhängt, deren Werden und Wert aber nur im Zusammenhange mit der Entwickelung der ganzen Kultur des betreffenden Volkes richtig zu würdigen ist. Die Literaturgeschichte ist in vielen Beziehungen zugleich eine Geschichte der Sitten, Anschauungen und gesellschaftlichen Zustände des Volkes und unabhängig von dem Baue der Sprache. Sie ist daher in das folgende Kapitel verwiesen worden, samt der mit ihr zusammenhängenden Altertumskunde und Mythologie (Sagenkunde).

5. Geschichte.

a) Allgemeine Geschichte.

Die allgemeine Geschichte der Menschheit kann „Weltgeschichte" und kann „Kulturgeschichte" heißen. Beide können dieselben Tatsachen enthalten, jedoch mit dem Unterschiede, daß die politische Geschichte, d. h. die der Monarchien und Republiken, der Kriege und Umwälzungen in der Weltgeschichte den Vordergrund und in der Kulturgeschichte den Hintergrund einnimmt. Das Umgekehrte ist bei der Geschichte der Bildung und Gesittung, der Anschauungen und geistigen Arbeiten der Fall, sie stehen in der Kulturgeschichte in vorderster Linie und treten

in der Weltgeschichte bescheiden zurück. Vielfach sind die Versuche, beide Seiten menschlichen Tuns und Treibens zu verbinden; aber doch tritt immer die eine mehr hervor. Dies verkündet von vornherein der Titel. Ein Werk, das dies versucht, aber sich Weltgeschichte nennt, also die Absicht hat, die Politik zur Hauptsache zu machen, nahm zu dem allmählichen Erscheinen seiner acht reich illustrierten Bände und eines Nachtragbandes beinahe den ganzen Zeitraum, der hier behandelt wird, in Anspruch. Es ist ohne Frage die schwerwiegendste Leistung unserer Zeit auf geschichtlichem Gebiete. Wir meinen Helmolts Weltgeschichte. Das Werk Dr. Hans Helmolts und seiner genau 30 Mitarbeiter will einen neuen Aufbau der Weltgeschichte schaffen und sammelt zu diesem Zwecke so viele Einzeldarstellungen als es Mitarbeiter zählt. Diese Einzeldarstellungen sollen ein Ganzes bilden; daß es ein solches wurde, ist aber nur der gewandten Feder des Herausgebers zu verdanken, der sich bemühte, zwischen den einzelnen Arbeiten einen Zusammenhang herzustellen. Die Mitarbeiter selbst haben dazu nichts beigetragen; so vortrefflich und fesselnd ihre Leistungen sind, was durchaus anzuerkennen ist, hat sich doch keiner um den andern bekümmert und konnte dies auch nicht. Das Neue an dem Unternehmen ist, daß es, gegenüber den früheren Weltgeschichten, die meist mit Ägypten anfingen, nicht nur sämtliche Länder der Erde, sondern auch sämtliche Meere zum Gegenstande der Darstellung hat. Sie alle werden gesondert (in ostwestlicher Folge) behandelt bis zur französischen Revolution, von dieser an aber in einem gemeinsamen Überblicke. Ihre Anordnung ist mehrfach angefochten worden; namentlich bildete es einen Stein des Anstoßes, daß nach den einleitenden Ausführungen unter den Erdteilen mit Amerika begonnen wurde. Der Herausgeber hat seine Anordnung mit Eifer verteidigt, ob auch mit Glück, wollen wir hier nicht entscheiden; wir glauben aber zuversichtlich, eine neue Auflage werde eine Frontveränderung vornehmen und statt mit Amerika, mit China den Anfang machen, also mit dem bisherigen zweiten Lande und den ersten, mit Ausnahme der Einleitung, etwa vor den achten setzen (B. A. Z. 1899 Nr. 245, 1903 Nr. 119 und 153, 1905 Nr. 279).

Die Weltgeschichte von Professor Dr. Hermann Schiller (Berlin und Stuttgart 1900—1901) behandelt in vier Bänden die alten Abteilungen: Altertum (mit Ägypten beginnend), Mittelalter, Übergang zur Neuzeit und Neuzeit in neuer gediegener Weise. Jedem Band ist eine Sammlung von Auszügen aus Quellenschriften „zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses“ und dem Ganzen eine vergleichende Übersicht der Haupttatsachen der Weltgeschichte beigegeben. Der Verfasser hatte den Vorteil, alles in einem Gusse, weil aus einer Hand, gleichmäßig darstellen zu können.

Professor Theodor Lindner in Halle ließ seiner „Geschichtsphilosophie“ (Stuttgart 1901), in der die Ursachen der geschichtlichen Vorgänge in bis dahin noch nicht vorgekommener Weise erforscht und die handelnden drei großen Völkergruppen (Mongolen, Semiten, Indogermanen) charakterisiert werden, — seine „Weltgeschichte“ seit der Völkerwanderung folgen, die auf 9 Bände berechnet ist, von denen der fünfte (1907) bis zum westfälischen Frieden geführt ist.

Dietrich Schäfers „Weltgeschichte der Neuzeit“ reicht in zwei Bänden (Berlin 1907) von der Entdeckung Amerikas bis zur Gegenwart und beherrscht den Stoff in gedrängter und dabei lichtvoller Weise.

In ebenso klar übersichtlicher Darstellung zeichnet sich Professor Gottlob Egelhaafs (in Stuttgart) „Geschichte der neuesten Zeit“ vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart (1908) vor vielen anderen Bearbeitungen der jüngsten Zeit aus.

Erst zu erscheinen begonnen hat die von Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung herausgegebene, von Ullstein in Berlin verlegte, reich illustrierte „Weltgeschichte“, an der 23 Historiker mitarbeiten, unter denen man Namen wie Bezold, Heyck, Kaufmann, Lamprecht, Oncken, Philippson, von Zwiedineck-Sudenhorst und andere findet. Die 80 Lieferungen des Werkes erscheinen getrennt in zwei Gruppen (ältere und neuere Zeit).

In London erscheint Harmsworth „History of the World“ in acht großen Abteilungen mit zahlreichen Abbildungen und reicht, nach Erdteilen und Ländergruppen geordnet, von der Urzeit des Menschen bis zu Ausblicken in die Zukunft. Unter den Mitarbeitern, zu denen James Bryce, Alfred Russel Wallace, Holland Rose und andere gehören, finden wir auch Deutsche, wie Ranke, Ratzel und Kohler.

Die schon einmal (oben S. 279) genannten „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ von Houston Stewart Chamberlain (München 1904) sind ein durchaus eigenartiges Werk, das sich nicht leicht in die gangbaren Rubriken der Literatur einreihen läßt. Es behandelt: die hellenische Kunst und Philosophie, das römische Recht, die Erscheinung Christi — das Völkerchaos (darin die Bedeutung von „Rasse“), den Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte, den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, — dann unter dem Titel „Der Kampf“, Religion und Staat, im zweiten Teil: die Entstehung einer neuen Welt (die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur) in Wissenschaft, Politik, Weltanschauung, Religion und Kunst. Das viel besprochene Buch ist ungeachtet nicht weniger Schwächen immerhin eine bedeutende Leistung.

Friedrich von Hellwalds (1842—1892) Kulturgeschichte (1. Aufl. 1874, 2. Aufl. 1882 und 1883) wurde in 4. Auflage, 4 Bände stark, herausgegeben von Friesenhahn in Bendorf a. Rh. (Leipzig 1896—1898) und von mehreren Gelehrten (darunter: von Brandt, Büchner, Cronau, L. Geiger, Kaufmann, Lefmann, M. Philippson und anderen) neu bearbeitet. Die ursprüngliche (pessimistische und materialistische) Richtung erlitt hierdurch nicht wenige Änderungen; auch ist das Werk in dieser Auflage illustriert.

Vom Verfasser dieses Buches erschien 1897 der 7. Band seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" (Kulturgeschichte der jüngsten Zeit, von 1871 an) und 1900 ein die 7 Bände, jedoch in veränderter Anordnung zusammenfassendes „Handbuch der Kulturgeschichte".

Noch kürzer gefaßt ist die ursprünglich (1879) von J. J. Honegger verfaßte und 1905 von Dr. Rudolf Eisler völlig neu bearbeitete „Allgemeine Kulturgeschichte", die mit einer neu vorangesetzten geschichtsphilosophischen Einleitung versehen ist.

Eine lehrreiche Erfahrung mußte der geistvolle und freidenkende Professor Dr. Kurt Breysig in Berlin machen, als er seinem großen Werke den Titel „Kulturgeschichte der Neuzeit" gab. Die drei starken Bände (von denen der 2. und 3. als zwei — ungleiche — Hälften des zweiten bezeichnet sind) reichen nämlich nicht bis zur Neuzeit, sondern sind mitten im Mittelalter stehen geblieben. Der erste (1900) ist ein einleitender unter dem Titel „Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung". Der Verfasser will die Bezeichnungen „Altertum", „Mittelalter", „Neuere und neueste Zeit" nicht auf die allgemeine, sondern eine jede auf die griechische, römische und germanisch-romanische Geschichte angewendet wissen. Es ist bedauerlich, daß das Werk nicht unter dem Titel „Kulturgeschichte Europas" und kürzer gefaßt weiter gediehen ist. Seine Ideen hat der Verfasser in den kleineren Schriften: „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" (Berlin 1905) und „Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer" (ebendas.) weiter ausgeführt.

Eine neueste Kulturgeschichte, mit dem Beisatze „Werden und Vergehen im Völkerleben" (Wien und Leipzig 1907) schrieb Armand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld in zwei bildlich geschmückten Bänden. Der erste behandelt den hamito-semitischen, altarischen (iranisch-indischen) und atlantischen (europäischen) Kulturkreis und die griechische Welt, der zweite Rom, das Mittelalter und die neue Zeit, die aber nur das Zeitalter der Entdeckungen und die Kulturvölker Amerikas umfaßt und dann abbricht, weil „nur bis dahin von einem Wandel der Dinge in seiner einschneidenden Bedeutung als Resultat des Kampfes der einen Kultur gegen die andere, der einen Weltanschauung gegen die andere die Rede sein kann". Wir möchten dazu

mit Rücksicht auf die fortdauernden geistigen Kämpfe unserer Zeit ein Fragezeichen setzen.

Von den französischen Historikern Ernst Lavisse und A. Rambaud erschien von 1892 bis 1901 in zwölf Bänden eine Histoire générale du IV ième siècle jusqu'à nos jours (B. A. Z. 1901 Nr. 186).

Russische Geschichtsschreiber unserer Zeit sind Wassili Billassow, A. N. Pypin und N. F. Dubrowin (B. A. Z. 1905 Nr. 138).

b) Besondere Geschichten.

Wir verstehen unter diesem Titel die Geschichten besonderer Kulturzweige, besonderer Länder und Staaten und besonderer Zeiträume.

Den umfassendsten und wichtigsten Kulturzweig behandelt Dr. Rudolf Eislers „Geschichte der Wissenschaften" (Leipzig 1906) in gedrängter Kürze.

Der schon (oben S. 277) genannte Dr. Heinrich Schurtz behandelte die „Urgeschichte der Kultur" (Leipzig und Wien 1900), die im Verein mit der Anthropologie zu einem eigenen Wissenszweige geworden ist.

Die allgemeine Literaturgeschichte ist bereits oben (S. 38 f.) erwähnt.

In der „Kultur der Gegenwart" bearbeiteten Adolf Erman die ägyptische, Karl Bezold die babylonisch-assyrische, Hermann Gunkel die israelitische, Theodor Nöldeke die aramäische und äthiopische, Michael Jan de Goeje die arabische, Richard Pischel die indische, Karl Geldner die altpersische, Paul Horn die mittel- und neupersische und türkische, Nikolaus Finck die armenische und georgische, Wilhelm Grube die chinesische, Karl Florenz die japanische, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff die griechische, Karl Krumbacher die byzantische, Friedrich Leo und Eduard Norden die lateinisch-römische Literatur.

In besonderen Werken schrieben Otto von Leixner, Adolf Bartels, Koch und Vogt, Karl Weitbrecht, Alfred Biese und andere die deutsche, Richard Wülker die englische, Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld die französische, dieselbe in französischer Sprache Emile Faguet (Paris 1900), Berthold Wiese und Erasmo Percopo die italische, Rudolf Beer die spanische, K. von Reinhardstaettner die portugalische, Peter Kropotkin die russische, Jos. Karasek die übrige slawische Literaturgeschichte.

Die Geschichte der Religion im allgemeinen ist bereits oben (S. 32) berücksichtigt. Näheres sagen Rudolf Eucken („Der Wahrheitsgehalt der Religion." Leipzig 1901. B. A. Z. Nr. 254 f. und

1903 Nr. 30), Meyer-Benfey (Moderne Religion. Leipzig 1902. B. A. Z. Nr. 278), C. P. Tiele (B. A. Z. 1903 Nr. 255) und Th. Achelis, „Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft“ (Leipzig 1904). Eine neue Geschichte des Buddhismus schrieb Liz. H. Hackmann in London in 3 Teilen (Halle 1906).

Die Geschichte der Kunst (Ton-, Schauspiel- und bildende Kunst) ist ebenfalls oben (S. 188 f.) erwähnt.

Die „Geschichte der europäischen Staaten“ (Verlag Perthes in Gotha) begründet von Heeren und Ukert, später geleitet von Giesebrecht, jetzt von Professor Dr. Karl Lamprecht, hat sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer „Allgemeinen Staatengeschichte“ erweitert, indem sie sich eine „Geschichte der außereuropäischen Staaten“ (von der erst der 1. Band der Geschichte von Japan, von O. Nachod 1906 erschien) und eine Sammlung „Deutsche Landesgeschichten“ beigesellte. Neu erschienen sind von der europäischen Staatengeschichte: Belgien von Henri Pirenne, Böhmen von Adolf Bachmann, Finnland von Schybergson, Italien im Mittelalter von L. M. Hartmann, Niederlande von P. J. Blok, Osmanisches Reich von N. Jorga, Rumänien von demselben, Rußland von A. Brückner, Spanien unter den Habsburgern von Konrad Häbler, Venedig von H. Kretschmayr, neben denen neue Bände verschiedener anderer Werke einhergingen. Unter den deutschen Landesgeschichten sind neu hinzugekommen: Karpathenländer von R. F. Kaindl, Livland von E. Seraphim, Nieder- und Oberösterreich von M. Vancsa, Pommern von M. Wehrmann und Salzburg von H. Widmann.

Die deutsche Geschichte hat in unserer Zeit eine Anzahl schöner Werke zu Tage gefördert. Der Werdegang des deutschen Volkes von Otto Kaemmel erschien in zwei Bänden 1896 und 1898 und vereint politische und Kulturgeschichte bis 1888. Das größte Werk dieser Art ist Karl Lamprechts „Deutsche Geschichte“, bis heute (seit 1894) in 12 Bänden (der Zählung nach 10), die (1907) bis um 1840 reichen. Die Vielseitigkeit des monumentalen Werkes ist bekannt, ebenso die besondere Betonung der Wirtschaftsgeschichte. Noch vor Erscheinen der letzten Bände traten zwei Ergänzungsbände an das Licht der Welt. Der erste handelt von der Tonkunst, bildenden Kunst, Dichtung und Weltanschauung (1902), der zweite in zwei Hälften vom Wirtschaftsleben und der sozialen Entwicklung (1903), von der inneren und äußeren Politik der Neuzeit (1904).

Die „Deutsche Geschichte“ (Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben) von Professor Dr. Eduard Heyck erschien 1905 und 1906 in drei reich bildgeschmückten Bänden und ist ein tüchtiges Werk in Forschung und Gesinnung.

Eine Ergänzung der politischen Geschichte Deutschlands im Verhältnis zum Papsttum bietet das Buch „Deutschland und Rom", historischer Rückblick von Richard Graf Du Moulin-Eckart (München 1904). Es ist Felix Dahn gewidmet, was den Geist des Buches trefflich zeichnet.

Der rastlos fleißige Kulturhistoriker Georg Steinhausen veröffentlichte: „Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert" (Berlin 1898), „Geschichte der deutschen Kultur", mit Abbildungen (Leipzig 1904), ein genial angelegtes, mit Recht der sachlichen, statt der zeitlichen Rücksicht folgend, „Germanische Kultur in der Urzeit" (Leipzig 1905). Eine kürzere „Deutsche Kulturgeschichte" erschien von Rudolf Eisler (Leipzig 1905).

Einen Zweig der deutschen Kulturgeschichte, in 2 starken Bänden, behandelt die „Geschichte des Niederen Volkes in Deutschland" von Eccardus (ohne Zweifel Pseudonym, Berlin und Stuttgart 1907). Das Werk zeugt von warmer Liebe zu den ehemals Unterdrückten und Verfolgten, denen es sehr eingehend durch Jahrtausende bis zur Gegenwart folgt, ohne die Sozialdemokraten als ihre berechtigten Nachfolger anzuerkennen.

Die Staatengeschichte der neuesten Zeit (Verlag Hirzel) ist 1903 durch die mit 1798 beginnende „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert von Wilhelm Oechsli bereichert worden, von dem nebst Mitarbeitern wir auch „Vor hundert Jahren" (die Schweiz 1798 und 1799. Zürich 1899) haben.

In derselben Zeit riefen in der Schweiz Säkular-Erinnerungen verschiedene wertvolle Bücher hervor, so im Jahre 1901 die Festschriften der Städte und Kantone Basel und Schaffhausen die 1501 in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurden und 1903 die des Kantons St. Gallen, der 1803 gegründet worden ist. Sie alle verbinden politische und Kulturgeschichte.

Mehrere geschichtliche Veröffentlichungen erzeugte der Jahrhundertwechsel 1900/1901. Da steht voran: „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte" von Hans Krämer, in Verbindung mit mehreren (Berlin und Leipzig, Stuttgart und Wien 1901) in drei Bänden, denen noch ein vierter, die Weltausstellung in Paris behandelnder folgte.

Ferner erschien Gustav Jägers „Geschichte des 19. Jahrhunderts" mit zahlreichen Abbildungen (5. Auflage, Bielefeld und Leipzig 1902.)

Einen größeren Maßstab nahm an das Sammelwerk „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung", herausgegeben von Paul Schlenther (Berlin, Bondi, 1899 ff.). Daraus nennen wir als die für uns wichtigsten Teile: Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert", von Georg Kaufmann, „Die geistigen und sozialen

Strömungen im 19. Jahrhundert" von Theobald Ziegler, „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" von Werner Sombart, „Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert" von Cornelius Gurlitt, mit 40 Vollbildern, „Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert" von Richard M. Meyer. Dieses letztgenannte Buch ist leider mehr eine fortlaufende Rezension als eine Literaturgeschichte; wenn es auch viel Belesenheit und Gewandtheit zeigt. Löblicher Weise ist seine sehr verfehlte Einteilung nach Jahrzehnten in der zweiten Auflage (1906) durch eine solche in 24 Gruppen ersetzt worden, deren Titel aber zum Teil unklar sind (B. A. Z. 1906 Nr. 20 S. 5). Die übrigen Werke dieser Sammlung, zu deren Nennung uns der Raum fehlt, berichten über die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Technik, der Musik, des Theaters, der Kriegsgeschichte u. s. w. im 19. Jahrhundert.

Die Schweiz lieferte ihren Beitrag zu dieser Jahrhundert-Literatur durch die Werke: „Die Schweiz im 19. Jahrhundert", herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel, in 3 Bänden (Bern und Lausanne 1899—1901), — und Theodor Curtis Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert (reich illustriert, Neuenburg 1902).

c) Einzeldarstellungen.

Zu diesen rechnen wir die Monographien und die Biographien. Gemeinverständliche Darstellungen aus dem morgenländischen Altertum bringt „Der alte Orient", herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft, in vierteljährlichen Heften. Darin sind enthalten: Aufsätze allgemeiner Natur von Dr. Hugo Winkler, Oberst Billerbeck, über Ägypten von Karl Niebuhr, Alfr. Wiedemann, W. Max Müller und Wilh. Spiegelberg, über Babylonien und Assyrien von Alfred Jeremias, Hugo Winckler, Heinrich Zimmern und mehreren Anderen, über die Phöniker von Wilh. von Landau, über Arabien von Otto Weber.

An diese Arbeiten schließen wir die in jenen Ländern gemachten Entdeckungen aus alter Zeit. Über in Ägypten gefundene uralte Handschriften geben Auskunft: B. A Z. 1897 Nr. 189 und 262, 1898 Nr. 225. Bedeutendere Funde lieferte uns Babylonien. Das Gilgamesch-Epos, dessen Held früher auch andere Namen trug, ist 1907 zum ersten Male (in Straßburg) vollständig von P. Jensen herausgegeben und erläutert worden (B. A. Z. Nr. 98). Ein erst in unserer Zeit gemachter Fund, vielleicht der wichtigste des alten Orients, sind die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon (1947 bis 1892 vor Chr.),

des biblischen Amrafel, die in den Ruinen von Susa (jetzt Schuster in Persien) 1901/02 von einer französischen Forscherfahrt auf einem Denkstein (Stele) eingegraben gefunden wurden, — das älteste Gesetzbuch der Erde! (Dr. Georg Cohn, die Gesetze Hammurabis, Zürich 1903. Winkler im „Alten Orient“ IV. 4. B. A. Z. 1902 Nr. 254, 1905 Nr. 10. Dr. Friedrich Ulmer, Hammurabi, sein Land und seine Zeit. Leipzig 1907.) Der heute erfolgreichste Erforscher der westasiatischen Altertümer Dr. Hugo Winkler, erschloß 1907 durch Ausgrabungen die bis dahin unbekannte Hauptstadt des Volkes der Hettiter in Syrien und fand ein ganzes Archiv von Tontäfelchen, das mit den Funden von Tell Amarna in Ägypten (VII S. 400) Ähnlichkeit hat (B. A. Z. Nr. 171).

Griechische Altertümer wurden 1897 in den kleinasiatischen Städten Priene, Ephesos und bei Milet von Deutschen, Österreichern und Franzosen durchsucht (B. A. Z. Nr. 184). In Athen erforschte Dörpfeld die Agora (Markt- und Versammlungsplatz, B. A. Z. Nr. 40, S. 7) und fand an der Akropolis eine wichtige Inschrift. Auf dem Kap Sunion, in Eretria u. s. w. wurden von Griechen Tempel und Gräber blosgelegt (ebenda Nr. 237 S. 7). Auf der Insel Thera (Santorin) deckte Dr. Friedrich Hiller v. Gärtringen die alte Stadt auf (B. A. Z. 1900 Nr. 15). In Orchomenos wurden von bairischer Seite Ausgrabungen vorgenommen (ebenda 1903 Nr. 158). Auf Kreta nahm Philipp Kropp aus München ausgedehnte Forschungen in Stadttrümmern und Gräbern vor (ebenda 1904 Nr. 144) und in Knossos fand Arthur Evans im „Palaste des Minos“ die Figur einer Schlangengöttin (ebenda 1904 Nr. 175 S. 6). Zu Thermos in Ätolien wurden 1905 die Reste eines Tempels und anderer Gebäude gefunden (ebenda Nr. 19 S. 7). Auf Ägina nahm Adolf Furtwängler das Heiligtum der Aphaia, von dem die bekannten Giebelgruppen stammen, in Angriff und erforschte dessen Geschichte (B. A. Z. 1906 Nr. 256 ff.) Leider wurde er der Wissenschaft schon 1907 entrissen (B. A. Z. Nr. 188).

In Rom hat die wahnsinnige und vandalische Bauwut, um die Stadt zu „modernisieren“, immer mehr Altes und künstlerisch Schönes zerstört, und man kann sagen, was geschichtlich merkwürdig war, wurde in den Museen angehäuft oder, ob echt oder unecht, in die Taschen der fremden Reisenden gesteckt (B. A. Z. 1897 Nr. 133). Ein römisches Wohnhaus wurde in Trier ausgegraben (ebenda Nr. 194). Auf dem Forum Romanum werden die Ausgrabungen stets fortgesetzt (ebenda 1905 Nr. 263). Man hat nun auch geplant, wie Pompeji so Herculanum bloßzulegen, was aber noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat (B. A. Z. 1905 Nr. 3). Dagegen rücken die Ausgrabungen in Paestum (Poseidonia) vorwärts (ebenda 1907 Nr. 187).

Was Bearbeitungen der Mythologie betrifft, verweisen wir auf das von uns früher (VII S. 384 ff.) Mitgeteilte.

Moderne Sammlungen von Monographien, alle mit reichem Bilderschmuck, sind in den letzten Jahren mehrere unternommen worden. Die „Monographien zur Weltgeschichte", herausgegeben von Heyck (Verlag von Velhagen und Klasing) zählen bis 1907 27 Bände, darunter: Florenz und die Mediciäer von Heyck, die Kreuzzüge von demselben, das deutsche Städtewesen und Bürgertum von Georg von Below, die deutsche Hanse von Dietrich Schäfer, Venedig als Weltmacht und Weltstadt von Zwiedineck-Südenhorst, die Erfindung der Buchdruckerkunst von Meisner und Luther, Ninive und Babylon von Karl Bezold, die Vereinigten Staaten von Amerika von Otto Hötzsch, die Römer in Deutschland von Friedrich Koepp, das Zeitalter der deutschen Erhebung von Professor Meinecke, Staat und Kultur der Japaner von Karl Rathgen und mehrere Biographien.

Die Sammlung „Illustrierter Monographien", herausgegeben von Hans von Zobeltitz (gleicher Verlag) zählte 1906 17 Bände, darunter: der Wein, die deutsche Karikatur, die Jagd, Weihnachten, Frauenschönheit, der Tanz, die Landschaft, der Fächer, das Kostüm, und mehrere über moderne Kunstrichtungen.

Die „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", herausgegeben von Georg Steinhausen (Verlag Diederichs in Jena) enthalten in ihrer ersten, bisher einzigen Serie folgende zwölf Berufs- und Klassenbilder mit vorzüglichen alten Holzschnitten: der Soldat von G Liebe, der Kaufmann von Steinhausen, Arzt und Heilkunst von H. Peters, Richter und Rechtspflege von F. Heinemann, Kinderleben von H. Boesch, der Bauer von A. Bartels, der Gelehrte von E. Reicke, der Handwerker von E. Mummenhoff, Lehrer und Unterrichtswesen von E. Reicke, Fahrende Leute von Th. Hampe, das Judentum von G. Liebe und der evangelische Geistliche von P. Drews.

„Weltgeschichte in Charakterbildern" nennt sich eine weitere Sammlung illustrierter Monographien, herausgegeben von Dr. Franz Kampers in München, Prof. Dr. Sebastian Merkle in Würzburg und Dr. Martin Spahn in Straßburg (Verlag Kirchheim in Mainz). Sie hat katholische, nicht ultromontane, teilweise reformfreundliche Färbung und stellt stets, in geistreicher Weise, eine bedeutende Persönlichkeit an die Spitze, deren Zeitalter dann eingehend geschildert wird. So z. B. behandelte der edle Schell (oben S. 161 f.) unter dem Titel „Christus" die Entstehung des Christentums. Die Namen F. X. Kraus und Albert Ehrhard zeugen weiter für den guten Geist der Sammlung.

Eine alleinstehende, aber im Gehalt gewichtige Monographie ist: „Krieg und Sieg 1870/71, ein Gedenkbuch“, herausgegeben von Pflugk-Harttung unter Mitwirkung Vieler, mit Abbildungen, zwei starke Bände, von denen der erste die politische Geschichte und der zweite die Kulturgeschichte des Krieges erzählt.

Eine Reihe weiterer Monographien (Verlag Marquardt u. Co., Berlin) enthält folgende Reihen: 1. Die Kultur, herausgegeben von Cornelius Gurlitt, mit Beiträgen von Chamberlain, (Arische Weltanschauung), Hermann Bahr, Oskar Bie, Hans Ostwald, Hans Helmolt und Anderen; 2. Die Literatur, herausgegeben von Georg Brandes, mit Beiträgen von Hoffmannsthal, Mauthner, Wassermann, Wolfgang Golther, Gabriele Reuter, Joh. Schlaf, Holländer und Anderen. 3. Die Kunst, herausgegeben von Richard Muther; 4. Die Musik, herausgegeben von Richard Strauß. Eine ähnliche Reihe: Die Dichtung, wird herausgegeben von Paul Remer (Verlag Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig).

Die Lebensbeschreibungen (Biographien) sind von mancherlei Art: Nachrufe, Lebensgeschichten, Denkwürdigkeiten oder Zeitgemälde. Wir halten es für das Angemessenste, die in unserer Zeit erschienenen von Bedeutung nach der Richtung des Lebens der Betreffenden, und diese Abteilungen ungefähr nach der Zeit zu ordnen.

Fürstliche Personen.

Cyrus (Kyros), Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt, von Ernst Lindl; Alexander der Große, von Professor Fr. Koepp; Asoka von Magadha, Indiens Kultur in der Blüte des Buddhismus, von Edm. Hardy; Augustus, von Professor Otto Seeck; Konradin von Hohenstaufen, von Hampe; Maximilian I. (Auflösung des Reiches) von Max Jansen und von Heyck; Königin Elisabeth, von Dr. Erich Marcks; Maria Stuart, von Storm, von Heyck und von Lady Blennerhasset; der Große Kurfürst, von Heyck, derselbe und Deutschlands Wiedergeburt, von Professor Martin Spahn; Friedrich I. von Preußen, von Heyck; Friedrich II. der Große, von Professor Wilhelm Wiegand; Maria Theresia, von Zwiedineck-Südenhorst. Über Napoleon hat sich seit dem 100. Jahre nach seinem Konsulat eine wahre Flut von Schriften ergossen; wir erwähnen die Werke von Karl Ritter von Landmann (Die Vollendung der Revolution) und von Lord Holland Rose. Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit schilderte Dr. Alb. Pfister; Großherzog Friedrich I. von Baden, Dr. Alfred Dove. Von Karl, König von Rumänien erschienen Denkwürdigkeiten.

Staatsmänner.

Cromwell, von Michael; Mirabeau, von Professor Erdmannsdörffer; Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, die

allbekannt sind, und den zahlreichen Nachrufen ging seine Lebensgeschichte von Dr. Hans Blum, dem Sohne Robert Blums, voran und folgten dessen eigene Lebenserinnerungen (2 Bde., 1907 u. 1908). Viel Aufsehen erregten die Denkwürdigkeiten Fürst Hohenlohe-Schillingsfürsts. Ludwig Windthorst fand seinen Apologeten in Knopp, Cavour in F. X. Kraus, Crispi in Barth. Des deutsch-amerikanischen Politikers Karl Schurz wurde in B. A. Z. 1907 Nr. 218 gedacht.

Feldherren.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, von Lady Blennerhasset; Wallenstein, von Dr. Hans Schulz und die Wallenstein-Frage, von Professor Paul Schweizer; Prinz Eugen von Savoyen, von Karl Ritter von Landmann; Gordon Pascha von Biolès (französisch).

Gelehrte.

Sokrates und Platon, von Pfleiderer, dieser auch von Windelband; Aristoteles, von Siebeck; Descartes, von Hoffmann; Bayle, von Bolin; Spinoza, von Friedenthal; Hobbes, von Tönnies; Rousseau, von Höffding; Voltaire, von Popper; Kant, von Paulsen; Schopenhauer, von Möbius und von Volkelt; Strauß, von Eck, von Kohut und von Ziegler, Feuerbach, von Jodl; Fechner, von Laßwitz; Ed. von Hartmann, von Drews; Wundt, von König; Spencer, von Otto Gaupp; Renan, von Platzhoff; Adam Smith, von Jentsch; John Stuart Mill, von Sänger; Carlyle, von Hensel; Nietzsche, von Riehl. Mehrfach wurde die Erinnerung an Stendhal (Henry Beyle 1783—1842), den eigenartigen, ungeordneten Schriftsteller aufgefrischt (B. A. Z. 1906 Nr. 114 und 169 ff.)

Dichter.

Homer, Die Anfänge hellenischer Kultur, von Engelbert Drerup; Dante, von Karl Federn; Shakespeare, vom Sidney Lee, von L. Kellner und von Max Wolff; Chateaubriand (Romantik und Restauration), von Lady Blennerhasset; Lessing, von Borinski; Goethe, von Witkowski und von Bielschowski (beendet v. Th. Ziegler); Schiller, von Bellermann, dann (zu seinem 100. Todestag) von Karl Berger, von Ernst Müller, von Eugen Kühnemann und von Th. Ziegler; Byron, von Ackermann; Lenau, von Castle; Richard Wagner (Die Gesamtkunst des 19. Jahrhunderts), von Wilh. Kienzl; Rosegger, von Möbius; Tolstoi, von Schmitt; Zola, von Vizetelly.

Religiöse Personen.

Buddha, von Pischel; Augustinus, von Bischof Egger (St. Gallen); Gregor I., von Bilguer; Gregor VII., von Martens;

Mohammed (Die Bedeutung Arabiens), von Hub. Grimme; Franz von Assisi (Die Vertiefung des religiösen Lebens z. Z. der Kreuzzüge), von Gustav Schnürer; Luther, von Boehmer; Loyola, von Genelli und von Gothein; Lazaretti (toskan. Schwärmer), von Rasmussen; Leo XIII., von Goetz und von Spahn; Pius X., von Marchesan; Schell, von Kiefl.

d) Hilfswissenschaften.

Da kein Bericht über irgend ein Ereignis ohne Zeitbestimmung einen Wert haben kann, ist natürlich die Zeitrechnung oder Chronologie die wichtigste Hilfswissenschaft der Geschichte. Ohne etwaige Einführung neuer Ären macht diese Wissenschaft keine Veränderungen durch, am wenigsten in einem so kurzen Zeitraume wie der hier behandelte. Dennoch hat sich in diesem, wie alle hundert Jahre, der alte Streit über die Frage, ob ein Jahrhundert mit Null beginne und mit 99 ende, oder ob es mit Eins beginne und mit 100 ende, von neuem erhoben. Es sind darüber die seltsamsten Behauptungen aufgestellt worden, ohne an der Tatsache, daß ein Jahrhundert 100 Jahre umfasse, also auch das erste, etwas ändern zu können. Jedes Jahrhundert muß mit der Zahl enden, die es ausdrückt, also das 19. Jahrhundert mit der Zahl 1900. Daran läßt sich nichts deuteln. Ein Jahr Null, auf das sich die Verehrer der Rechnung 0—99 berufen wollten, hat es niemals gegeben; denn dem Jahr 1 der christlichen Zeitrechnung ging unmittelbar das Jahr voraus, das man das Jahr 1 vor Chr. nennt. Dafür, daß die richtige Rechnung 1—100 laute, haben sich Chronologen, Mathematiker und Astronomen wie Förster in Berlin, Rühl in Königsberg, Oertel (B. A. Z. 1899 Nr. 105), Graf in Bern, der Philolog Hugo Schuchardt in Graz (B. A. Z. 1900 Nr. 3) und auch das Papsttum (ebenda Nr. 26) ausgesprochen und ihnen pflichten ohne Zweifel alle Sachverständigen bei. Daß der Bundesrat des Deutschen Reiches und die preußische Regierung eine Feier der Jahrhundertwende auf den 1. Januar 1900 anordneten, war eine unwissenschaftliche und daher bedauerliche Verirrung und bleibt dieses. Natürlich schadet diese Anordnung nichts; man kann ruhig darüber lächeln. Es handelt sich aber im Grunde nur um eine Idee; ein Jahrhundert kann zu jeder Zeit anfangen und enden. Daß man sich in den Jahren, die mit 00 enden, besonders bewegt fühlt, ist eine Sache der hergebrachten Ansichten, und wenige fassen sie so ernst auf, wie der Italiener Pier Desiderio Pasolini, der in seinem Werke „Die Säkularjahre“ (übersetzt von Meta von Salis-Marschlins), (München und Leipzig 1907) die Ereignisse der Hunderterjahre von 100 bis 1900 geschichtlich und zugleich dichterisch schilderte.

Viel wichtiger als der Streit um des Jahrhunderts Anfang und Ende wäre die oft auftauchende, aber stets wieder verstummende Nachricht, daß die russische Regierung beabsichtige, den gregorianischen Kalender an Stelle des julianischen einzuführen. Diese Zwitterrechnung ist höchst störend im Völkerverkehr; mit jedem Jahrhundert entfernt sich das russische Datum um einen Tag mehr von dem unsrigen. Rußland und Fortschritt sind schwer vereinbar; hoffen wie, daß man an der Newa mit dem Jahre 2000 endlich zur Vernunft kommen werde. Nur darauf warten Rumänien, Serbien, Bulgarien und Griechenland, um dasselbe zu tun. (Professor Franz Rühl, Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 1897. Dr. H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung. Hannover und Leipzig 1905. F. Wislicenus, Der Kalender. Leipzig 1905.)

Die weiteren Hilfswissenschaften der Geschichte, Urkunden-, Siegel-, Wappen-, Geschlechter- und Münzkunde haben in unserer Zeit keine bedeutenden Veränderungen oder Fortschritte aufzuweisen.

Die Urkundenlehre (Diplomatik) erforscht und lehrt kennen die wichtigsten Hilfsmittel der Geschichtschreibung, und ein Zweig von ihr, die Paläographie, die Schriften älterer Zeit, deren Entzifferung oft schwierig ist und eingehendes Studium verlangt. So unmodern dieses Fach ist, so wird ihm doch, ebensowohl aus historischen als juristischen Gründen viele Aufmerksamkeit gewidmet. Unsere Zeit ist reich an gedruckten Sammlungen der Urkunden von Klöstern, Städten, Landschaften, Geschlechtern usw., und demgemäß wird auch den Aufbewahrungsorten der Urkunden, den Archiven, ihrer Bauart, Einrichtung und Verwaltung viele Teilnahme geschenkt. So auch den den Urkunden aufgedruckten, in späterer Zeit an ihnen hängenden Siegeln (Siegellehre, Sphragistik) und den auf diesen angebrachten Wappen (Wappenlehre, Heraldik), deren fachmäßig genau vorgeschriebener Anordnung so oft selbst von großen Herren (namentlich was die Farbenstellung betrifft) zuwidergehandelt wird. Damit hängt wieder eng die Geschlechterkunde (Genealogie) zusammen; eine selbständigere Stellung nimmt die Münzenkunde (Numismatik) ein (Dr. Friedrich Leist, Urkundenlehre, Leipzig 1893; Gustav A. Seyler, Geschichte der Siegel, Leipzig 1894; Eduard Freiherr von Sacken, Katechismus der Heraldik, 5. Auflage, Leipzig 1893; Herm. Dannenberg, Grundzüge der Münzkunde, Leipzig 1899). Es ist merkwürdig, wie gerade in unserer Zeit weit mehr als früher, von Leuten jedenfalls oft sehr jungen Geschlechts, in Archiven und Bibliotheken den Stammbäumen und Wappen ihrer Familien nachgefragt wird. Es ist neben dem sonst vorwiegend demokratischen ein entschieden aristokratischer Zug in der Zeit vorhanden.

Wenn auch nicht eine bloße Hilfswissenschaft der Geschichte, so ist

doch die Gesellschaftslehre oder „Soziologie" mit keiner Wissenschaft so nahe verwandt, wie mit der Geschichte; denn es gibt schlechterdings keine menschliche Verbindung, die nicht ein Ergebnis geschichtlichen Werdens ist. Die Entwicklung der Gesellschaftslehre bis auf unsere Zeit ist VII S. 407 ff. dargestellt; für unsern kurzen Zeitraum haben wir wenig beizufügen. Soweit sie nicht wissenschaftlich behandelt wurden, haben wir die sozialen Fragen im dritten Abschnitte dieses Buches besprochen, indem wir die Verbindungen, die ihren Gegenstand ausmachen, betrachteten.

Schon am Anfange der hier behandelten Zeit zeigt das Werk von Professor Ludwig Stein in Bern „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" (Stuttgart 1897), daß die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft mit der Kulturgeschichte, soweit sie nicht von geistigen Schöpfungen handelt, zusammenfällt und daß die soziale Frage den Hauptgegenstand der Gesellschaftslehre bildet. Stein verfolgt diese Frage bis in die Urzeit zurück und bis zur Gegenwart herab und findet, alle sozialen Probleme münden in die Frage aus, unter welche Bedingungen das Zusammenleben der Menschen gestellt werden müsse, damit sich die menschliche Gesellschaft in einem alle ihre Glieder möglichst zufriedenstellenden Gleichgewicht befinde (B. A. Z. 1897 Nr. 242). Rasch folgten sich Werke anderer Bearbeiter dieser Wissenschaft. Gustav Ratzenhofer (österreich. Feldmarschall-Leutnant) schrieb „Die soziologische Erkenntnis. Positive Philosophie des sozialen Lebens" (Leipzig 1898), ein Werk, das „auf reicher psychologischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Grundlage aufgebaut ist". Ratzenhofer gehört der „positiven" Schule von Comte und Spencer an (s. VII S. 408 ff.). Theodor Achelis verfaßte eine gedrängte Darstellung der „Soziologie" (Leipzig 1899), die er von Platon an verfolgte und im Zusammenhange mit allen übrigen Wissenschaften, besonders aber mit der Psychologie betrachtet. Rudolf Eisler (Soziologie, die Lehre von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Leipzig 1903) versteht unter der „Gesellschaft" sowohl die Natur- als die Kulturgesellschaft und unterscheidet im besonderen „Soziale Gebilde" (Sprache, Mythus und Religion, Wissenschaft, Kunst, Sitte und Brauch, Sittlichkeit, Recht, Eigentum und Wirtschaft) und „Soziale Verbände" (Familie und Ehe, Horde, Gens, Stamm, Stände- und Parteienbildung und den Staat). Der katholische Geistliche Dr. Karl Eberle („Grundzüge der Soziologie", Selbstverlag Flums, Schweiz 1896) steht auf dem Boden seiner Konfession und betrachtet in deren Licht seinen Gegenstand. Diesen von der Religion zu trennen ist „ein schädliches Bemühen ihrer Feinde", findet Eberle, läßt es aber nicht an weiten Gesichtspunkten und Reformvorschlägen fehlen. Die „Soziologie" des deutsch schreibenden

Griechen Eleuthorpulos (Jena 1904) ist ein vielseitiges und gründliches, streng wissenschaftlich gehaltenes Buch. Eine Erweiterung der Gesellschaftslehre regt Georg Simmel (Neue Rundschau, Sept. 1907) an, indem er hinter jede gesellschaftliche Verbindung zurückgeht und eine „Soziologie der Sinne“ annimmt, worunter er die erste menschliche Verständigung durch Gesicht und Gehör versteht.

Da der Staat die höchste Ausbildung der sozialen Verbindung ist, hat er stets noch besondere Darstellungen seines Wesens und seiner Formen erfahren (VII S. 419 ff.). Aus unserer Zeit nennen wir Konrad Bornhaks „Allgemeine Staatslehre“ (Berlin 1896) und „Grundriß des deutschen Staatsrechts“ (Leipzig 1907). Neben diesen ausführlichen und vortrefflichen Werken ist der Gegenstand auch in kürzerer und volkstümlicher Form behandelt worden, wie Anton Mengers „Volkspolitik“ (Jena 1906) und Professor Hermann Rehms „Allgemeine Staatslehre“ (Leipzig 1907) zeigen.

Auf menschlichen Verbindungen und zugleich auf der Geschichte beruht das Recht. „Moderne Rechtsprobleme“ behandelt der hervorragende Rechtslehrer Professor Jos. Kohler in Berlin (Leipzig 1907): das Problem der Rechtsphilosophie, das der Willensfreiheit, Strafrecht und sittliche Hilfe, Strafe und Sicherung, Kriminalität und Vorbeugungsmittel, Verbrechertypen, Probleme des Strafprozesses (Beweiserhebung und Seelenlehre, Schwurgericht), Probleme des Genossenschaftsrechtes, des Zivilprozesses und des Völkerrechts. Kohler spricht sich für ein Verhältnis der Menschheit zum Weltall und am Schlusse dafür aus, daß wir beständig für die Erreichung eines künftigen Weltfriedens wirken sollen.

Anregungen zu Verbesserungen im Rechtsleben sind mehrfach geäußert worden, so z. B. in den Fragen über Mitwirkung von Laien in der Rechtsprechung (B. A. Z. 1905 Nr. 96 und 1906 Nr. 178), in der Auffassung des Verbrechens als soziale Krankheit (B. A. Z. 1906 Nr. 116), in der Frage, ob nicht die Strafe mehr den Verbrecher als das Verbrechen berücksichtigen solle („Schutzstrafen“, B. A. Z. 1905 Nr. 292 und 1906 Nr. 20) und in anderen Fragen der Justizreform, als deren „Rufer im Streit“ (eb. 1907 Nr. 129) Oberbürgermeister Franz Adickes in Frankfurt a. M. bezeichnet wird und zu denen der im Völker- und Strafrecht bedeutende Rechtsgelehrte Professor Frz. von Liszt viel beigetragen hat. In New-York sind „Nachtgerichtshöfe“ (zur Beurteilung nächtlicher Übertreter der Gesetze) und Kindergerichtshöfe (zur Behandlung jugendlicher Übeltäter, für die es sogar Verbrecherschulen gibt, B. A. Z. 1907 Nr. 140) eingeführt worden, was auch in Europa für nachachtungswert gehalten wird.

6. Philosophie.

Einleitung.

Über die Stellung der Philosophie in der Zeit des letzten Jahrhundertwechsels sagt Dr. J. Unold in München: es sei (im Gegensatze zu der Lage vor hundert Jahren) „das Verständnis für Systematik und für Prinzipien dergestalt abhanden gekommen, daß man vor jeder Synthese zurückschrecke“ (B. A. Z. 1900 Nr. 32). In der Tat hat die Achtung vor der tiefen und dunkeln Sprache der Metaphysiker nicht nur abgenommen, sondern ist im Schwinden begriffen. Soweit die Philosophie sich stolz von der Naturwissenschaft und weiteren auf Tatsachen beruhenden Erkenntnissen abgewendet hat, ist sie in Mißkredit gekommen und hat das Vertrauen zu sich selbst verloren. Nur soweit sie selbst Naturwissenschaft zu werden beginnt wie die physiologische Psychologie, erweckt sie noch ein weiteres Interesse. Was heute von philosophischer Literatur der Welt geboten werden kann, sind nicht mehr die hohen Tempel tiefer Denker; es sind praktischere wissenschaftliche Arbeiten. Es sind einerseits Geschichten der Philosophie, Rechenschaften von dem, was sie im Laufe der Jahrtausende geleistet hat. Wir nennen als gewichtigstes Werk unserer Zeit Prof. W. Windelbands Geschichte der Philosophie (Tübingen und Leipzig 1900). Sie teilt sich in die Abschnitte: griechische, hellenistisch-römische, mittelalterliche Philosophie, Philosophie der Renaissance, der Aufklärung und der neuesten Zeit. Auf die neuere Zeit beschränkt sich das Buch von Professor Richard Falckenberg (Leipzig 1898), auf die neuere deutsche Philosophie das von Dr. Otto Siebert (Göttingen 1898). Kurz gefaßt sind: Oswald Külpe, „Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland“ (Leipzig 1902), Ludwig Busse, „Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit“ (Leipzig 1904) und Professor C. Wenzig, „Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich“ (Leipzig 1907). Professor Paul Deussen in Kiel erweiterte die Geschichte der Philosophie durch die Darstellung der indischen Vedanta und Upanischad.

Anderseits suchen kompendiöse Arbeiten das Ganze oder Teile der Philosophie einem größeren Kreise zugänglich zu machen, wie Oswald Külpe, Einleitung in die Philosophie (Leipzig 1898), Th. Elsenhans, Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie (4. Aufl., Leipzig 1903), Professor Max Wentscher, „Einführung in die Philosophie“ (Leipzig 1906), Oberlehrer Hans Richert, „Philosophie, Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme“ (Leipzig 1908) und so noch mehrere. Über die oben berührte Frage äußert sich auch der schon genannte Soziolog

Gustav Ratzenhofer in dem Buche „Der positive Monismus“ (Leipzig 1899). Ein „Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke“ gab, quellenmäßig bearbeitet, der unermüdliche Rudolf Eisler (Verlag Mittler und Sohn in Berlin) seit 1899 heraus.

Ein Handbüchlein der hier sonst nicht weiter zu berührenden Ästhetik (s. oben S. 184) schrieb Dr. Max Diez in Stuttgart (Leipzig 1906). Eigentümlich ist seine Einteilung der Künste. Er unterscheidet drei Zweige: 1. Künste, deren Erscheinungsmittel das an sich unorganisierte Material der Natur ist: Architektur und Musik. 2. Künste, die dem Geist nicht erlauben, sich direkt in die Form einzuleben, sondern erst durch Vermittlung des Lebensgefühls hindurch: Plastik und Malerei. 3. Der Schönheitstrieb, der den Menschen, der handelt, spricht usw. nur als Mittel für die Darstellung allgemeiner Gewalten benützt: Poesie. Zu diesen drei Zweigen gehören drei Fragezeichen!

a) Psychologie.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war in der Psychologie eine Krisis eingetreten, und es wurde in ihren Kreisen zugestanden, daß die psychologische Forschung sich in einem Studium der Stagnation befinde (Dr. Ernst Gystrow, B. A. Z. 1900 Nr. 112 f.). Wir haben dies schon früher (VII S. 437 ff.) dargelegt. Gystrow behauptet, in einer Krisis befinde sich „die Psychologie der sinnesphysiologischen Periode“; langsam aber sei eine neue psychologische „Methodik“ an ihre Seite getreten, die in nicht ferner Zeit mit junger Kraft den Schwerpunkt der psychologischen Forschung in ihre Kreise ziehen und dann der stagnierenden Wissenschaft einen mächtigen „Strom lebenswarmen Blutes zuführen“ werde. Eine neue Periode sei angebrochen, nämlich die der Psychopathologie. Diese soll darin bestehen, daß die Psychologie an die Psychiatrie gekettet, jede durch die andere befruchtet werden soll, und beruht auf den Forschungen des Heidelberger Irrenarztes Emil Kraepelin. Ein Versuch hierzu wird schon in dem Buche des dänischen Gelehrten Dr. Alfred Lehmann, „Aberglaube und Zauberei“, deutsch von Petersen (Stuttgart 1898) erblickt. Nach einer geschichtlichen Darstellung der geheimwissenschaftlichen Verirrungen kommt Lehmann zu dem merkwürdigen Schlusse, „daß weder die theoretischen Anschauungen noch die praktischen Operationen (des Aberglaubens und der Zauberei) sich aufrecht erhalten, wenn sie keine Stütze in der Erfahrung finden; demnach müsse allen (?) abergläubischen Vorstellungen und magischen Künsten, die sich durch die Jahrhunderte hindurch, bis in die Gegen-

wart erhalten haben, etwas „Wirkliches zu grunde liegen". Lehmann verwirft den Spiritismus, die Geisterbeschwörung, anerkennt aber die vom Okkultismus gelehrten magischen Kräfte. Diese sind eine pathologische Erscheinnng und liegen noch sehr im Dunkeln. So ist denn die prophezeite neue Periode der Psychologie noch eine sehr unsichere Sache, und wir sehen noch nicht ein, wohin sie führen soll, ob die Psychologie Philosophie bleiben oder zur Heilkunde übergehen soll. Der mehrgenannte Rudolf Eisler, der auch F. Jodls Lehrbuch der „Psychologie" (Stuttgart 1896) lobend besprach, sagt (B. A. Z. 1901 Nr. 89), der Betrieb der Psychologie zeige, daß ihre Ablösung von der Philosophie fast schon vollzogen sei. Sie werde eine von metaphysischen Voraussetzungen unabhängige Wissenschaft, behalte jedoch Beziehungen zur Philosophie, und sie erweisen sich erst jetzt als fruchtbar. Des Psychologen Hugo Münsterberg „Prinzipien der Psychologie" (Leipzig 1900) werden von dem Verfasser als ein Kampfbuch für den Idealismus gegen Naturalismus und Positivismus erklärt. Nach ihm ist die volle Wirklichkeit; wie sie sich im Leben der Individuen und der Gesamtheit darstellt, über den Gegensatz von physisch und psychisch erhaben; beides sind nur logisch konstruierte Gebilde; die Psychologie ist Naturwissenschaft. Dem gegenüber betont Eisler, die Psychologie habe es nicht wie die Naturwissenschaften mit Objekten zu tun, sondern mit Vorgängen, sie bleibe daher nach wie vor eine der Grundlagen der Geisteswissenschaften, mit denen sie den subjektivierenden Standpunkt teile. Außer Münsterberg hat die Psychophysik G. J. Lipps (1899) weiter geführt. Alle diese verschiedenen Standpunkte vermochten jedoch nicht dem hervorragenden Namen Wilhelm Wundts Eintrag zu tun, der im Jahre 1900 auch die Völkerpsychologie neu begründet hat, die sich übrigens mit der Ethnologie, der Soziologie und der Religionswissenschaft vielfach kreuzt (s. VII S. 407 ff. und B. A. Z. 1903 Nr. 150 f.). Die Psychologie Wundts nennt Eisler (B. A. Z. 1902 Nr. 85) die voluntaristische, „die in der Apperzeption" (bewußte Vorstellung oder reines Selbstbewußtsein) eine den Lauf der Assoziationen (Idee-Assoziation) aktiv beeinflussende Willenstätigkeit erblickt. Über die Stellung der Psychologie können wir so lange nicht im Reinen sein, als wir nicht wissen, was die Seele ist und höchstens sagen können: die Seele ist das Ich. Wir gehen also über unfruchtbare Hypothesen weg und gedenken hier nur noch kurz einer der interessantesten, derjenigen Gustav Theodor Fechners von der Beseelung der Weltkörper (s. VII S. 466), eines hochedeln Weisen, dessen Zeit, wie Friedrich Paulsen sagt, jetzt gekommen ist (Über die Seelenfrage, 2. Aufl., Hamburg und Leipzig 1907). Beachtenswert ist auch „die Seele des Menschen" von J. Rahmke (Leipzig und Berlin 1905).

Nachdem wir oben (S. 299) von einer Hinneigung mancher Psychologen zur pathologischen oder psychiatrischen Seite dieser Wissenschaft gesprochen, mag es am Platze sein, noch die wirklich pathologische, dunkele, kranke oder Schattenseite der Seelenlehre zu erwähnen, soweit sie unsere Zeit berührt. Wir haben bereits ausführlich des Hypnotismus, Spiritismus und Okkultismus gedacht (VII S. 441 ff. und 302 ff.), so daß hier eigentlich bloß noch über die neueste Literatur dieser unheimlichen Welt zu berichten ist.

In seiner „Mechanik des Geisteslebens“ bringt Prof. Max Verworn in Göttingen (Leipzig 1907) nach Leib und Seele die Rede auch auf Schlaf und Traum, Hypnose und Suggestion. Der Schlaf ist eine höchst notwendige Erholung des Geisteslebens, das ohne ihn nicht möglich wäre; ja seine Unterdrückung müßte zum Tode führen. Es ist ein Ausfall der Bewußtseinsvorgänge, was der gelehrte Verfasser physiologisch weiter ausführt. Wir möchten sagen: Der Schlaf ist die Schwelle, die zu den rätselhaften Erscheinnngen des Seelenlebens, und der Traum die Türe, die hinein führt. Da Verworn ausführt, daß beide eigentlich Gegensätze sind, der Schlaf ein Ruhe- und der Traum ein Wachzustand, so erhellt daraus, daß mit dem Betreten der Schwelle nicht notwendig das Öffnen der Türe verbunden ist. Ist aber diese einmal offen, so kann das traumhafte Wachsein je nach der Anlage des Schläfers zu einem vollständigen werden; aber mit diesem, der Hypnose tritt der Mensch in eine neue, geheimnisvolle Welt, die er auf der Schwelle noch nicht ahnte; es ist aber eine dunkle und krankhafte Welt. Denn der hypnotisierte Mensch ist, wenn auch sonst gesund, willenskrank gemacht, ein armes Opfer fremden Willens. Auch wenn die Hypnose wegfällt, wird der Mensch durch Auto- oder Heterosuggestion dieser oder jener Idee das Opfer kranker Vorstellungen; die größten Torheiten und Verbrechen sind Folgen einer Suggestion. Verworn nennt darunter den Fanatismus, den religiösen und politischen. Es kann ja auch eine Suggestion zum Guten geben; aber das Medium ist deshalb doch kein freier Mensch. Wer aber ist frei? Das ist die Frage.

„Hypnotismus und Suggestion“ behandelt besonders E. Trömner in Hamburg (Leipzig 1908). Trömner verwirft die Verquickung des Hypnotismus mit Irrlehren, als welche er den Spiritismus und die Telepathie (VII S. 440 f.) bezeichnet. Er gibt eine Geschichte des Hypnotismus, zeigt dessen Bedingungen, Grade und Zeichen und verfolgt ihn auf den Gebieten der Geistesstörung, Heilkunde und Kurpfuscherei, des Verbrechens, der Liebe, Mystik, Kunst und Erziehung in gemeinfaßlicher Weise.

Wie man zugleich Gläubiger und Feind des Hypnotismus und Spiritismus sein kann, zeigt der Leibarzt des letzten und des

gegenwärtigen Papstes, Dr. Lapponi in dem die Namen dieser beiden Erscheinungen tragenden Buche (deutsch von M. Luttenbacher, Leipzig 1906). Lapponi stellt die Geschichte, die Tatsachen, die Unterschiede, die Natur nnd die Wirkungen beider Systeme dar und kommt zu den Schlußfolgerungen: „Der Spiritismus ist die Kundgebung von Kräften, die außerhalb der natürlichen Ordnung stehen, kann aber auch durch Illusionen, Halluzinationen, Gaukelei und Betrug und durch besondere physio-pathologische Veranlagung der Medien oder ihrer Helfer erklärt werden. Für nicht wenige der spiritistischen Erscheinungen vermag kein Gesetz der natürlichen Ordnuug eine befriedigende Erklärung zu geben. Viele andere vollziehen sich im direktesten Widerspruch zu den bekanntesten Naturgesetzen .... Für das praktische Leben schließen der Hypnotismus und Spiritismus schwere Gefahren und Schäden physischer, moralischer, sozialer und individueller Art in sich. Der Hypnotismus ist als immoralisch zu verwerfen und daher streng zu untersagen. Manchmal ist er aber zulässig und kann bei den Gerichten zum Zwecke der Feststellung tatsächlicher Wahrheiten verwendet werden, ebenso in der Medizin .... Der Spiritismus ist stets gefährlich, schädlich, immoralisch, verwerflich und ohne Einschränkung zu verurteilen und zu untersagen."

Von Dr. Richard Hennig erschien das Buch „Wunder und Wissenschaft, eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene" (Hamburg 1904) und als zweiter Teil „Der moderne Spuk- und Geisterglaube" (Hamburg 1906). Das Werk ist ungemein vielseitig und lesenswert. Nach sorgfältiger Prüfung der Kundgebungen des Suggestionswesens, des Okkultismus, der Ahnungen und Weissagungen des Spiritismus und der Besessenheit kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß der weitaus größte Teil der Medien bewußte Schwindler und Taschenspieler, die übrigen aber nur „Besessene" seien, daß somit von einem Hereinwogen des Jenseits in dieses Leben nicht das mindeste nachgewiesen sei.

„Von Gespenstergeschichten" handelt ein anziehendes Buch des Dr. Benno Dieterich (Leipzig 1903). Es verfolgt die „Gespenster" in den gewöhnlichen Geschichten und Anekdoten, (wobei auch Dichter wie Goethe, Heine, Maupassant und Rudyard-Kipling eine Rolle spielen), im Drama, im Roman, in der Novelle und in der Versdichtung, und bespricht kritisch die Technik der Gespenstergeschichten, wobei er zugeben muß, daß manches in dieser Richtung Erzählte schlechterdings unerklärlich sei.

Unbeirrt spielen noch in unserer Zeit Medien ihre Rolle fort und fort. Frau de Ferriëm schrieb „Mein geistiges Schauen in die Zukunft, meine Erlebnisse und Erfahrungen auf okkultem Gebiete" (Berlin 1905). Sie versichert, verschiedene Ereignisse im Trance-

Zustande vorausgesehen zu haben, und bei mancherlei Gelegenheiten bekannten und unbekannten abgeschiedenen Seelen in mancherlei Verhüllung auf der Straße und sonstwo begegnet zu sein und mit einem Geiste in ihrer Wohnung sich unterhalten zu haben.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erregte das sog. Blumenmedium, Frau Anna Rothe aus Sachsen an verschiedenen in- und ausländischen Orten Aufsehen, ist aber schließlich entlarvt und eingesperrt worden (Dr. Erich Bohn, der Fall Rothe. Breslau 1901). Das italische Medium, Eusapia Paladino aus Neapel hat in Genua vor Professor Morselli manchen Spuk ausgeführt, der unerklärt geblieben ist (Dr. L. Löwenfeld, Somnambulismus und Spiritismus. Wiesbaden 1907, S. 62 ff.).

Der schwedische Arzt Dr. Bjerre will erkannt haben, daß rätselhafte Klopftöne in einem Hause durch die ausstrahlende Nervenkraft des Mediums Karin hervorgebracht worden seien (Neue Rundschau Sept. 1907 S. 1096 ff.).

Soeben erhielten wir zur Ansicht eine förmliche Beschreibung des Jenseits, unter dem Titel; „Das Jenseits, Leben und Weben, Zustände und Verhältnisse im Jenseits, das Ergebnis 16 Jahre langer einschlägiger Studien und Erfahrungen“, von Hans Arnold (VII S. 319), Leipzig 1908. Darin verfährt man in einer Weise, die an Aufrichtigkeit und — Gründlichkeit (?) nichts zu wünschen übrig läßt, wo das Jenseits ist (im Innern der Erde, wo Satan haust, in verschiedenen Luft- und Äther-Regionen und im „himmlischen“ Jerusalem, wo Gott wohnt), wie die Geister aussehen, wie sie sich kleiden, essen und trinken, belohnt und bestraft werden, Ehen schließen oder fortsetzen (auch mehrfache) usw. usw. Sancta simplicitas!

In den Jahren 1899 bis 1902 erschien in Hamburg unter der Leitung von Dr. med. Ferdinand Maack die „Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie“ (Wissenschaft vom Fremden), die wacker in das Dunkel des Okkultismus hineinleuchtete und für Aufklärung emsig wirkte.

b) Ethik.

Die Ethik oder philosophische Moral-(Sitten-)lehre ist in unserer Zeit, soweit sie nicht dem weiter unten zu berichtenden Streite unterlag, im Ganzen dieselbe geblieben wie früher (VII S. 451 ff.). An hervorragenden Werken hat sie aufzuweisen: Spencer, Die Prinzipien der Ethik, deutsch von Vetter und Carus (Stuttgart 1879 bis 1895 und 1902), G. Ratzenhofer, Positive Ethik (Leipzig 1901), Dr. H. Schwarz, Das sittliche Leben (Berlin 1901), Wundt, Ethik (3. Aufl. Stuttgart 1903), Lipps, Die ethischen Grundfragen (2. Aufl. Ham-

burg 1905), Paulsen, System der Ethik (7. und 8. Aufl. Stuttgart 1906), Jodl, Geschichte der Ethik als philos. Wissenschaft (2. Aufl. Stuttgart 1906), Eduard Westermark (geb. 1862 in Helsingfors, Finnland), Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, aus dem Englischen übersetzt von Leop. Katscher (Leipzig 1907). Da auch die Ehe ein ethisches Verhältnis ist, sei hier auch Westermarks „Geschichte der Ehe“ (aus dem Englischen von L. Katscher und Romulus Grazer, mit Vorwort von Alfred Russel Wallace, 2. Auflage, Berlin 1902) erwähnt.

Der Grundcharakter der modernen Ethik, wie sie von den genannten Werken vertreten wird, ist im großen und ganzen das Streben nach Unabhängigkeit von der kirchlichen (die wohl zu unterscheiden ist von der christlichen) Moral. Es ist ihr, wie Dr. Joh. Unold (B. A. Z. 1902 Nr. 19) sagt, „darum zu tun, auf Grund voraussetzungsloser Forschung eine praktisch-brauchbare und ethisch erhebende Auffassung der Gesetze und Ziele des Einzel- und Gesamtlebens zu gewinnen.“ Sie will „das weit verbreitete Mißtrauen gegen die Wissenschaft, die, wie von jesuitischer Seite behauptet wird, notwendig zum Kommunismus und Anarchismus führe, gründlich beseitigen, die Wiederkehr einer kirchlichen Reaktion im 20. Jahrhundert unmöglich machen, den ethisch-religiösen Fortschritt, sowie die physische, ethische nnd politische Gesundung und Selbstbestimmung der modernen Kulturvölker dauernd sichern“.

Was in unserem Zeitraume, wie schon am Ende des vorigen, die Ethik zu einer vielumstrittenen Wissenschaft machte, ist die Lehre Friedrich Nietzsches. Der Verfasser dieses Buches hat, was er im 7. Bande von Nietzsche sagte, in vermehrter und verbesserter Weise unter dem Titel „Anti-Zarathustra, Gedanken über Fr. Nietzsches Hauptwerke“ (2. Aufl., Altenburg 1899) ausgeführt, worauf hier zurückzukommen überflüssig ist. Kurz sei nur nur gesagt: Gut ist für Nietzsche, wer andere unterdrückt, schlecht, wer sich diese Unterdrückung nicht gefallen läßt. Damit fiele jede Ethik über den Haufen. Berücksichtigt wurden dabei bloß die Werke: „Also sprach Zarathustra“, „Jenseits von Gut und Böse“, „Zur Genesis der Moral“ und „Götzendämmerung“. Stellenweise angegriffen wurde Nietzsches Lehre in Julius Hart, Der neue Gott (Leipzig 1899, S. 78 ff., 104 ff., 242 ff.) und in Hermann Türck, Der geniale Mensch (Berlin 1899, S. 252 ff.). Umfangreichere Bücher erschienen von Dr. Meta von Salis-Marschlins, Philosoph und Edelmensch (Leipzig 1897), von Henri Lichtenberger, Die Philosophie Friedrich Nietzsches, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche (Dresden und Leipzig 1899), Theobald Ziegler, Friedrich Nietzsche (Berlin 1900), Raoul Richter, Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk

(Leipzig 1903), Oskar Ewald, Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen (Berlin 1903) und andere.

Über einzelne Bestandteile von Nietzsches System handeln: Julius Zeitler, Nietzsches Ästhetik (Leipzig 1900), Adelbert Düringer, Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts (Leipzig 1906), derselbe, Nietzsches Philosophie und das heutige Christentum (Leipzig 1907), Ernst Weber, Nietzsche als Pädagog (Leipzig 1907).

Nietzschesche Lieblingsbegriffe wurden verwendet zu den Büchern: Albert Kalthoff, Zarathustra-Predigten, Reden über die sittliche Lebensauffassung Fr. Nietzsches (Leipzig 1904) und Julius Kaftan, Aus der Werkstatt des Übermenschen (Heilbronn 1906).

Vereinzelte Aufsätze mit Bezug auf Nietzsche schrieben: Paul Garin, Religion und Moral (B. A. Z. 1899 Nr. 185 ff.), Wanda von Bartels (München): „So solltet ihr Nietzsche verstehen", bei Anlaß seines Todes 1901 (ebenda 1901 Nr. 4), worin die gute Dame seinen Stil nachahmte, aber ins Weibliche übersetzte, Prof. Dr. Alois Höfler (Wien): „Die Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche" (ebenda Nr. 176 f.), Dr. A. Pfannkuche (Osnabrück), Nietzsche als Prophet (B. A. Z. 1902 Nr. 171), Otto Flake, Nietzsches zweite Periode (ebenda Nr. 260), Wilhelm Walther Krug, Nietzsche und die Juristen (gegen Düringer s. oben, B. A. Z. 1906 Nr. 160), B. L. W., „Apollo oder Dionysos" (ebenda Nr. 179), Raoul Richter, Friedrich Nietzsche und die Kultur unserer Zeit, worin u. a. gesagt wird: Nietzsches Geist dringt bis ins innerste Mark unserer Kultur (ebenda Nr. 222 f.)

Über den Schlußband der von Nietzsches Schwester, Frau Förster, herausgegebenen Lebensgeschichte des Dichter-Philosophen wurde (B. A. Z. 1904 Nr. 272) von O. B. gesagt: „Von einer künstlerischen Abrundung dieses Lebensbildes, das die Schwester von dem Bruder entwirft, kann nicht die Rede sein. Es stellt sich eher als eine ungeheure Materialiensammlung dar, die einer kritischen Durcharbeitung und Sichtung von strenger Hand erst noch bedarf. Jetzt, wo die Schätze des Nietzsche-Archivs zum Teil noch der Bearbeitung und Herausgabe harren, läßt sich ein abschließendes Urteil über den Versuch der Schwester, ein System von Nietzsches gesamter Lebens- und Denkarbeit auf Grund der Bruchstücke zu einem zusammenfassenden Hauptwerke zu entwerfen, noch nicht fällen".

Der Kampf zwischen der Leitung des Nietzsche-Archivs in Weimar und den früheren Herausgebern seiner Werke um die Veröffentlichung und Verwertung des Nachlasses Nietzsches war noch nicht so weit gediehen, als er jetzt wütet, als unvermutet ein neuer Streit auf der Bildfläche erschien. Nietzsches langjähriger Freund seit seiner Berufung nach Basel, der dortige Professor der Theologie Franz Overbeck

weigerte sich, zum höchsten Mißfallen von Frau Förster, seinen Briefwechsel mit Nietzsche dem Archiv zu übergeben und entschloß sich, ihn nebst Aufzeichnungen über den Freund, andern Händen zu übergeben. Der überaus rührige Verlag Diederichs in Jena kündigte dies nach Overbecks Tod (gest. 1905) im Jahre 1907 an, nicht ohne die Aussicht auf pikante Einzelnheiten durchblicken zu lassen. Frau Förster widersetzte sich nach Kräften und wurde klagbar; der Rechtsstreit hängt noch immer. Unterdessen ist der Briefwechsel, von Prof. Bernoulli in Basel herausgegeben, erschienen. Aber auch hier fehlt, nach dem schon angeführten Beurteiler, die künstlerische Abrundung (B. A. Z. 1906 Nr. 214). Overbeck sagt darin u. a.: „Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sichert ihm an sich die Größe“. . . . . „Was seine Genialität im höchsten Sinne betrifft, so hat Nietzsche an sie selbst oder kurz gesagt an sich selbst nicht geglaubt“. Nach „pikanten Einzelheiten“ mögen andere suchen; wir haben weder Zeit noch Lust dazu.

Was Nietzsche berühmt machte, ist sein eigenartiger, prickelnder, aphoristischer Stil. Ihn verstehen zu wollen ist nicht schwer, verstehen zu können sehr schwer. Man hat ihn den modernsten Schriftsteller genannt; in Wahrheit gibt es keine moderne Erscheinung, die er nicht wütend bekämpft hat: Arbeiterfrage, Frauenfrage, Gleichberechtigung, Sorge für die Armen und Elenden, Friedensbewegung, Stärke des Staates, wissenschaftliche Forschung, Streben nach Wahrheit usw. Was uns insbesondere gegen ihn erbittert hat, ist sein geradezu abscheuliches Urteil über die Frauen im Allgemeinen (Anti-Zar. S. 38 ff.).

Zahllos ist die Menge der Schriftsteller, die über sittliche Fragen schrieben. Nur wenige können wir hier nennen, die dies in philosophischem Geiste taten.

Zwar nicht mehr dem Alter, aber noch immer der Wertschätzung nach gehört in unsere Zeit der Amerikaner Ralph Waldo Emerson (geb. in Boston 1803, gest. 1882 als Inspektor der Harvard-Universität), ein namhafter Gegner theologischer Vorurteile. Von seinen Werken wurden neu deutsch veröffentlicht: Essays (Leipzig 1902 und Jena 1904), Emerson, sein Charakter aus seinen Werken, übersetzt von Egon Fridell (Stuttgart 1906) und „Seid fröhlich und weise“, Auswahl aus seinen Essays mit Einführung von Wilh. Mießner (Leipzig 1905). (B. A. Z. 1903 Nr. 79, 80, 207; 1904 Nr. 271.)

Der Professor des Staatsrechtes in Bern, auch geschätzter Historiker, Dr. Karl Hilty (geb. 1833) hat in neuester Zeit durch seine moralisch-religiösen Schriften eine weit ausgebreitete Gemeinde in deutschen Landen gewonnen. Es sind folgende: „Glück“, in drei Teilen, „Lesen und Reden“, zwei Vorträge, „Für schlaflose Nächte“, „Briefe“

und „Neue Briefe“ (Leipzig und Frauenfeld 1903 und 1906). „Über Höflichkeit“ (Bern 1898) und „Kranke Seelen“, psychopathische Betrachtungen (Leipzig und Frauenfeld 1907).

Endlich streifen hierher auch die verschiedenen Sammlungen von Essays der schwedischen Kinderfreundin Ellen Key, deren Hauptwerk jedoch das früher angeführte „Jahrhundert des Kindes“ (6. Auflage, Berlin 1904) ist (s. oben S. 100).

So wenig sich auch an der in ehrenhaften Kreisen festgesetzten Ethik mit Grund etwas ändern läßt, — neue Gesichtspunkte, auch ohne spekulative Färbung, auch trotzdem sie manche alte Vorurteile bekämpfen, haben stets ihre volle Berechtigung, wenn sie aus reinem Herzen kommen.

c) Metaphysik.

Die verschiedenen Richtungen in den Versuchen, die übersinnlichen Dinge zu erklären, haben wir bereits im Anfange dieses Buches (S. 1 und 2) genannt. Ihnen allen verspricht heute der dort ebenfalls erwähnte Monismus den Rang abzulaufen, und da auch eine umfangreiche Literatur über diese Lehre sich zu bilden beginnt, kommen wir hier auf sie zurück.

Man wird vielleicht verwundert sein, zu hören, daß es nicht, wie der Name vermuten ließe, nur einen Monismus, sondern viele solche gebe. Es kommt eben darauf an, was *μόνον*, d. h. das allein bestehende sei. Darüber gibt Auskunft das Werk: „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter“, herausgegeben von Arthur Drews (Jena 1908). Der Herausgeber beginnt den 1. Band (Systematisches) mit der Aufzählung der verschiedenen Arten des Monismus. So heißt „diejenige Weltanschauung, die nur ein einziges Prinzip oder einen einzigen Grund der Wirklichkeit gelten läßt. Nun kann aber unter ihrem Prinzip oder Grund ebensowohl die höchste Ursache, wie das zugrunde liegende Wesen oder die tragende Substanz der Wirklichkeit verstanden werden. Da aber Ursache und Wirkung zweierlei sind (z. B. Gott und Welt im Theismus), hier also ein Dualismus vorliegt, so kann nur die Annahme eines einzigen Wesens der Wirklichkeit als Monismus gelten; denn dieser fordert die „Einheitlichkeit, Allgemeinheit, Notwendigkeit und Unveränderlichkeit der Weltgesetze“. Es gibt nun nach Drews:

I. Einen qualitativen Monismus und dieser anerkennt
   1. nur die körperlichen Substanzen als Materialismus oder

2. nur seelische, geistige als Spiritualismus, oder er sucht
3. nach einer Vermittelung und diese ist Haeckels Hylozoismus (Lehre vom lebenden Stoff), oder
4. er anerkennt nur Kräfte — Dynamismus, oder
5. nur Monaden — Monadologie (Leibniz),
6. der kosmonomische Monismus und
7. der transzendentale Individualismus bedürfen einer weitern Erklärung als unser Raum gestattet.

II. Der ontologische Monismus ist:
1. Naturalismus und dieser
   a) Energetik (Ostwald),
   b) Panthelismus oder Voluntarismus (Wundt und Paulsen),
   c) Pantheismus (Spinoza, Fechner und andere);
2. Idealismus und zwar:
   a) Bewußtseins- oder Psycho-Monismus (Schopenhauer, Windelband, Rehmke, Laßwitz, Verworn und andere), auch Psychomonismus genannt, der wieder mehrere Abarten hat.
   b) Monismus des Unbewußten (Hartmann).

Also ein volles Dutzend Monismen! Mehrere Mitarbeiter des Werkes verbreiten sich über das Verhältnis des Monismus zum Dualismus, zu Ethik, Kunst, Religion, Christentum und zum Ideal der Freiheit.

Ein anderes Buch, „Der Monismus und seine Ideale", von Dr. Joh. Unold (Leipzig 1908), will den Monismus gegen Verdrehungen und Verdächtigungen schützen und verwahrt sich gegen sein Zusammenwerfen mit dem Materialismus, wie gegen seine Auffassung als eines neuen Dogmatismus. Unold anerkennt in der Gegenwart drei Hauptrichtungen des Monismus oder der wissenschaftlichen Welt- und Lebensauffassung, nämlich 1. den mechanischen, an dem er tadelt, daß er auch das Organische als mechanisch-chemischen Prozeß auffasse, 2. den psychischen, eine Lehre der Allbeseelung (Panpsychismus), den er ebenfalls als unbegründet ablehnt, und 3. den kritischen, der allen Dualismus (Gott und Welt, Seele und Leib, Diesseits und Jenseits) bestreitet, von der Bewußtseinswelt ausgeht, eine allmähliche Entwicklung leiblich-seelischen Zusammenwirkens, wenn auch auf ungeheure Zeiträume verteilt, annimmt und sein Ideal in dem Streben nach Wahrheit, im sittlichen Wollen, im edlen Empfinden und im freien Forschen erblickt und verehrt, demnach alle Rückkehr zu überwundenen Standpunkten, wie sie die Kirchen vertreten, als widersinnig verwirft.

Dies will der deutsche Monistenbund nach und nach dem deutschen Volke in dem Maße, als es dazu reif wird, zum Bewußtsein bringen.

Das Auftreten des Monistenbundes hat die Kirchengläubiger beider Hauptbekenntnisse zur Gründung von Vereinigungen veranlaßt, die Katholiken zur „Gesellschaft für Naturwissenschaft und Psychologie" und die Protestanten (mit Dr. Dennert an der Spitze) zum „Keplerbund", was beweist, daß auch in diesen Kreisen das Bedürfnis wächst, sich der forschenden Wissenschaft zu nähern.

Eine barocke, metaphysische Hypothese hat in unserer Zeit wieder viel von sich reden gemacht. Es ist die von Nietzsche neuerdings zur Sprache gebrachte Lehre von der „ewigen Wiederkunft des Gleichen", die aber auch vor ihm (1871) in Frankreich Blanqui und gleichzeitig mit ihm (1881) Gustav Le Bon geäußert haben, und zwar alle drei unabhängig von einander. Diese Lehre hielt Nietzsche für den Kernpunkt der seinigen. Es ist offenbar eine wahnwitzige Erweiterung des alten Glaubens an die Seelenwanderung zu einem solchen an eine Wiederholung alles Geschehens auf der Erde oder in der ganzen Welt. Da es sich aber in der Lehre von der Seelenwanderung niemals um die Wiedergeburt des Menschen als Gleicher, sondern um die in anderer Gestalt, sogar mit anderm Geschlecht, ja als Tier oder Pflanze handelte, so ist diese „Wiederkehr des Gleichen" ganz anderer Art. Erst in neuerer Zeit sollen selbst große Denker (wie z. B. Goethe) die Ansicht gehabt haben, in gleicher Gestalt schon früher dagewesen zu sein und wieder zu kommen, was natürlich dichterischer Phantasie zugute gehalten werden muß. Von einer Wiederentstehung zerstörter Weltkörper träumten brahmanische und buddhistische heilige Bücher, ob aber in gleicher Form und mit gleichem Geschehen, ist ungewiß. Auch in der Lehre des alten Zarathustra (Zoroaster) findet sich der Gedanke einer Erneuerung des Weltlaufs. So auch bei Pythagoras und anderen griechischen Philosophen und in der nordischen Edda. Die moderne Theosophie (VII S. 322 ff.) nimmt ebenfalls Wiederentstehungen an, aber nicht in gleicher Weise, und so viel wir entnehmen, nur mit Bezug auf den Menschen. Nietzsches Gedanke dagegen bezieht sich auf das Ganze als solches, nicht nur auf die Personen. Daß die Welt ewig ist, ohne Anfang und Ende, daß Weltkörper vergehen und andere entstehen, kann ja keinem Zweifel unterliegen; daß aber etwas späteres etwas früherm gleich sei, ist schon deshalb unmöglich, weil die Zeit ihres Daseins eine verschiedene ist. Es gibt überhaupt nichts Gleiches! Der von Nietzsche geäußerte, schon an sich fürchterliche Gedanke ist also reiner Unsinn (B. A. Z. 1899 Nr. 205, 223, 1907 Nr. 54 und 55. Ewald, Nietzsches Lehre, S. 21 ff.).

d) Pädagogik.

Es ist für uns keine Frage, daß die Erziehung des Menschen zur Weisheit, Schönheit und Tugend die höchste aller Wissenschaften ist und so gut zur Philosophie gehört, wie die offenbar sie erzeugenden Lehren der Psychologie und Ethik.

In unserer Zeit hat die Volksschule weniger durch die Art ihres Unterrichts, der im wesentlichen der gleiche war wie vorher (d. h. vor 1896), als durch den Kampf der Parteien um die Herrschaft über sie die Öffentlichkeit beschäftigt. Dieser Kampf wird zwischen zwei Weltanschauungen geführt. Auf der einen Seite stehen die Kirchen, nach deren Ansicht die Hauptaufgabe der Erziehung ist, Gläubige, auf der anderen die Anhänger der freien Forschung, die glauben, die Schule habe Wissende heranzubilden. Der Kampf ist ein harter, weil die Kirchen immer noch mächtig sind und das Volk für sich haben, soweit es sich noch in den Banden vorgeschriebener Glaubenssätze befindet. Die unabhängig Denkenden verlangen, daß die Volksschule ebenso unter der Leitung des Staates stehen solle, wie die höheren Schulen, während die Klerikalen wo möglich auch diese noch in ihre Hände zurückzubekommen trachten. Der gegenwärtige Widerspruch, der in dem größten Teile Deutschlands noch herrscht, daß die Volksschule auf anderen Grundlagen ruht als ihre Fortsetzungen nach der Berufsbildung hin, nämlich auf konfessionellen, ist vom Standpunkte der Vernunft nicht länger erträglich. Es ergeht der Ruf nach einheitlichem Plane der Volksbildung von den niedrigsten bis zu den höchsten Stufen. Die Lehrer selbst stehen größtenteils auf der Seite, die verlangt, daß die Volksschule eine Staats- und nicht eine Kirchenschule sein solle. Wo sie noch unter dem Einflusse der Kirchlichkeit und Geistlichkeit steht, wird ihr weltlicher Unterricht möglichst auf das Notdürftigste (Lesen, Schreiben und Rechnen, neben Katechismus- und Psalmenhersagen) heruntergedrückt und werden die Lehrer folgerichtig in Armut gehalten und in ersterbender Demut gegenüber den Pfarrern, ja schon in den Seminarien vor zu vieler Bildung sorgfältig bewahrt. Leider steht die Weltlichkeit, auch wo sie nicht klerikal ist, völlig im Zeichen der Gleichgültigkeit gegen die Zukunft ihrer Kinder, und die klerikale Seite beharrt darauf, die Jugend für das Jenseits vorzubereiten und ihr das Diesseits als eine Last auszumalen. Für die Freiheit der Schule ist auch in den Parlamenten, wenn man Baden, Hessen, Thüringen und die freien Städte ausnimmt, wenig zu hoffen, seitdem durch den „Kompromiß“ von 1904 die Nationalliberalen (für die der zweite Teil des Namens fast nur noch eine Legende ist) allen Rückgrat verloren und sich der Konfessionalität demütig gebeugt haben.

„Wer wird die Schule befreien?“ fragt J. Tews (Schulkämpfe der Gegenwart“, Leipzig 1906). Der Staat? Darauf ist wenigstens in Preußen nicht zu hoffen, so lange der finstere Geist der Nachfolger Falks noch nachwirkt. Seine Hoffnung beruht auf der Lehrerschaft, deren deutscher Verein (1906) 2982 Verbände mit 110 325 Mitgliedern zählt, und für die auch Hochschullehrer wie Professor Th. Ziegler in Straßburg und Professor Natorp in Marburg eingetreten sind. Zum Glück sind die von jener freigesinnten Schar abgesonderten konfessionellen (katholischen und evangelischen) Lehrervereine wenig zahl- und einflußreich. Umsonst fragt auch Tews nach den pädagogischen Leistungen der geistlichen Schulaufsicht. Beachtenswert sind Tews' Vorschläge zu Reformen (S. 89 ff.).

Und wie steht es in anderen Staaten? Die Schweiz hat, soweit nicht römischer Einfluß sich geltend machen kann, also im größern Teile, ein durchaus freies Schulwesen, das freieste im Kanton Zürich. Ein solches hatte Österreich 1869 erhalten; aber es wurde 1883 verschlechtert und wird durch die rastlos fortschreitende Reaktion im Luegerschen Sinne fortwährend hintertrieben, und die schwache Regierung läßt sie gewähren. Man ist gewiß vielfach überrascht zu hören, daß in Schweden, das so freisinnige Schriftsteller hervorgebracht hat, die Volksschule sich durchaus in den Händen der lutherischen Geistlichkeit befindet, ebenso in Finnland und Dänemark, während in Norwegen die Geistlichkeit ihre Schulaufsicht mit der Weltlichkeit teilen muß.

Anders ist das Verhältnis in den Niederlanden, deren Staatsschulen keinen Religions-, wohl aber Moralunterricht erteilen, doch ist es gestattet, in einigen freien Stunden den Kindern durch ihre Geistlichen Religionsstunden geben zn lassen. Ebenso sind die Lehrerbildungsanstalten ohne konfessionellen Charakter. Dagegen gibt es viele Privatschulen einzelner Bekenntnisse. Belgien hat laut Gesetz von 1895 Staats- und Privatschulen. In jenen erteilen Geistliche Religions- und Moralunterricht oder lassen ihn durch (ergebene) Lehrer erteilen; diese sind völlig in der Hand der Geistlichkeit. Die liberale Partei zieht gegen dieses System zu Felde und verlangt ausschließlich Staatsschulen mit Schulpflicht.

England besitzt erst seit 1870 eine Verbindlichkeit zum Schulbesuch. Die Staatsschulen sind ohne Religionsunterricht. Daneben gibt es aber noch einflußreiche Kirchenschulen. Ganz ähnlich ist das Verhältnis in den Vereinigten Staaten von Amerika, doch finden in den Schulen unverbindliche Andachtsübungen statt.

In Frankreich gibt es seit der Trennung von Staat und Kirche nur rein weltlich-staatliche Schulen ohne Religionsunterricht, ebenso in Italien. Da in Spanien und Portugal die römische

Kirche Staatskirche ist, gibt es dort natürlich nur Schulen dieser Konfession; doch sind die Aufsichtsbeamten weltlich, der Religionsunterricht aber in den Händen der auch sonst im Schulwesen einflußreichen Priester.

Rußland hat mehrerlei Schulen, die je nach der Bestimmung dem Staate, dem heiligen Synod, den Ministerien des Kriegs, des Innern usw. unterstehen.

Ein Verzeichnis der deutschen Schulen im Auslande, für das uns der Raum mangelt und eine Darstellung ihrer Verhältnisse und Leitung, die teils Vereinen, teils Kirchgemeinden zusteht, gibt Hans Amrhein „Die deutsche Schule im Auslande" (Leipzig 1905). Diese Schulen werden auch von Ausländern besucht, teilweise sogar in der Mehrheit. Sie stammen teils schon aus dem 18. Jahrhundert, die jüngsten erst aus dem 20sten. Sie liegen in allen Erdteilen und deren meisten Ländern.

Gegen einen ganz anderen Feind als für die Volksschule, nämlich nicht gegen das päpstliche Rom, sondern gegen das antike Hellas und Rom, d. h. gegen die einseitige Herrschaft der klassischen Philologie hat die moderne Bildung für das deutsche Gymnasium zu kämpfen. Nachdem die Reform von 1892 (VII S. 470) sich nicht bewährt hatte, erschien als Ergebnis einer Konferenz vom Juni 1900 die Reform von 1901. Sie anerkannte die Gleichberechtigung der im klassischen und der im modernen Gymnasium erworbenen Bildung. In demselben Jahre „erhielt das gesamte preußische Gymnasialwesen neue Lehr- und Prüfungsordnungen". Nach diesen stellt das klassische Gymnasium die beiden alten Sprachen, das Realgymnasium (das indessen das Latein beibehält) die neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften an die Spitze des Unterrichts. Die Oberrealschule dagegen setzt an die Stelle der alten Sprachen das Französische. Die Geschichte, die deutsche Sprache und die Religion werden in allen drei Anstalten gleich behandelt. Neben ihnen sind sog. Reformschulen entstanden (sie sind von Altona ausgegangen), die Realgymnasium und Oberrealschule zu verbinden suchen. (Näheres s. Prof. Friedrich Paulsen „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung," Leipzig 1906, S. 138 ff.) Weitere Versuche zu Schulreformen sind mancherlei aufgetreten, die wir hier übergehen müssen, so die sog. Förderklassen für schwachbegabte Kinder, die Hilfsklassen für Schwachsinnige usw. (B. A. Z. 1907 Nr. 138), ein Anlauf gegen die Schulprüfungen (ebenda Nr. 207) und anderes.

Während die Volksschulen teilweise eine schwache Seite haben und die Gymnasien erst kürzlich einem alten Zopf entrissen, wenn auch nicht ohne hohe Verdienste sind, bilden die Hochschulen mit Recht den Stolz Deutschlands und sind allen auf der ganzen Erde

an Vielseitigkeit und Gründlichkeit überlegen, ohne daß sie jedoch manches artige Zöpfchen verloren hätten. Als ein solches müssen wir es bezeichnen, daß in den Vortragsverzeichnissen der meisten Hochschulen die philosophische Fakultät als ein unteilbares Ganzes betrachtet wird, in dem sich der Studierende mühsam durcharbeiten muß, bis er seine Wissenschaft findet. Eine rühmliche Ausnahme machen Tübingen, Göttingen, Greifswald und die Akademie von Münster, die jene vielseitige Fakultät mit Recht in ihre Wissenszweige zerlegen.

Die Professoren der deutschen Hochschulen haben sich in den Jahren 1860 bis 1900 vermehrt: die Theologen von 137 auf 224, die Juristen von 127 auf 200, die Mediziner von 194 auf 462, die der 4. Fakultät von 465 auf 946, die Studierenden insgesamt 1850 bis 1903 von 12 426 auf 37 677.

Prof. Regelsberger in Göttingen regte 1906 verschiedene Reformen im Hochschulwesen an, so z. B. betreffend die Berufungen der Professoren, die Kollegiengelder, die Ferien und „mehr Philosophie" (B. A. Z. Nr. 79), und Robert Theilhaber Namens der in Mannheim versammelten Vertreter von Studentenschaften (die nicht korporierten Studenten), betreffend die drohende Proletarisierung der Akademiker und das Studium der Arbeiterfrage (ebenda 1907 Nr. 137).

Für weitere Mitteilungen über die Geschichte der Lehranstalten in unserer Zeit stehen uns keine vollständigen Hilfsmittel zn Gebote. Nach unserer Ansicht ist indessen selbst mit den Hochschulen die Erziehung nicht vollendet. Wer auf sich selbst hält, bildet sich weiter; wozu wären sonst die Bibliotheken da, die in unserer Zeit an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen sehr viel gewonnen haben. Für die Gebildeten aber, die sich nicht dem Hochschulstudium gewidmet haben, stehen ja die Volkshochschulen und die Volksbibliotheken zur Verfügung und besitzen wir die vortrefflichen Konversationslexika von Brockhaus und Meyer in großen und kleinen Ausgaben und die oben S. 41f. genannten volkstümlichen Büchersammlungen, denen wir hier noch Webers (teilweise illustrierte) Handbücher aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe, auch Katechismen genannt, die bisher an 240 Bände zählen, beifügen. Auch ist nachzutragen, daß die dort erwähnte Universal-Bibliothek von Philipp Reclam ihre fünftausendste Nummer veröffentlicht.

Ein enzyklopädisches Unternehmen, das zwar nur einen Gegenstand betrifft, der aber in sämtliche Wissenschaften einschlägt und für Jedermann bildend und erziehend wirken kann, ist das Werk: „Mann und Weib", von verschiedenen Schriftstellern bearbeitet (Verlag Union, Stuttgart) und reich mit Bildern geschmückt. Der I. Band behandelt in zwei Teilen die verschiedenen Lebensfragen des Mannes und Weibes, der II. die gegenseitigen Beziehungen zwischen

beiden Geschlechtern, der III. die Beziehungen von Mann und Weib zur Kultur der Gegenwart.

Leiter des Werkes sind Prof. Dr. Koßmann in Berlin und Dozent Dr. Julius Weiß in Wien. Die einzelnen Kapitel sind von Sachverständigen des behandelten Faches, von Medizinern, Physiologen, Psychologen, Kulturhistorikern, Juristen, Vorkämpferinnen der Frauenrechte, Philanthropen, Nationalökonomen, Pädagogen usw. bearbeitet.

Ohne besonderes Nachwort nehmen wir damit vom freundlichen Leser Abschied.

Nachtrag (zu Seite 272).

Heute steht die Luftschiffahrt, man darf wohl sagen, an der Spitze des öffentlichen Interesses und der kulturgeschichtlichen Errungenschaften. Der unermüdliche Graf Zeppelin hat am 1. Juli 1908 die erste Fernfahrt durch die halbe Schweiz und am 4. August eine solche durch ganz Südwestdeutschland unternommen. Ist auch sein stolzes Fahrzeug am 5. August bei Stuttgart ein Raub des Sturmes und Feuers geworden, so hat dafür die deutsche Nation ihm durch ein Millionengeschenk die Mittel zur Fortsetzung seiner kühnen Fahrten geboten. Seither hat auch das Berliner Militärluftschiff die Mitte Norddeutschlands überflogen.

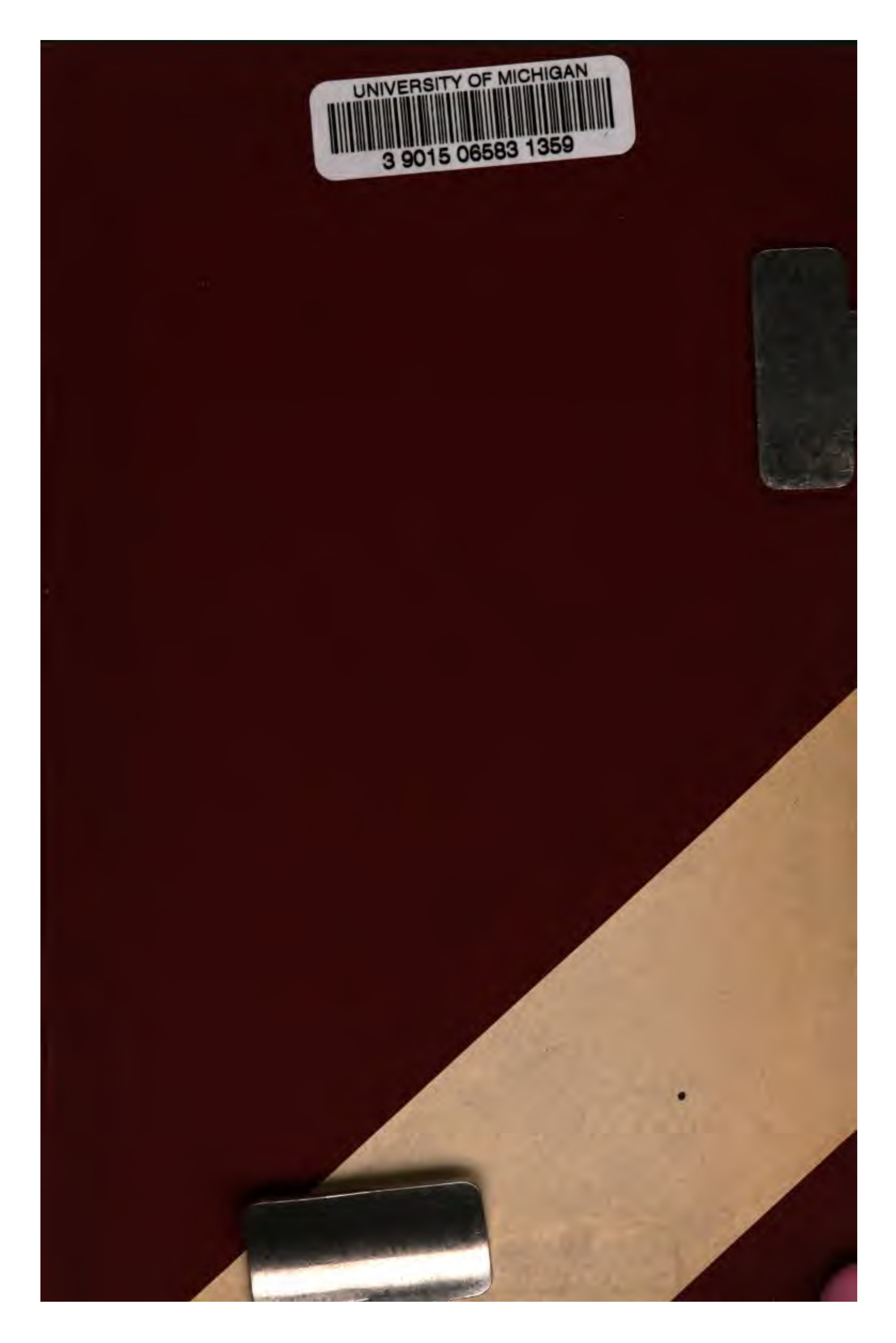
Zu gleicher Zeit hat die einfachere Flugmaschine, deren Tätigkeit jetzt „Aviatik" (Vogelflug) genannt wird, es gewagt, dem schwereren und teureren lenkbaren Luftschiffe Wettbewerb zu bereiten. Ihre ersten Erfolge dankt sie den Brüdern Wright, Wilbur, der in Frankreich (Le Mans) und Orville, der in Washington in die Lüfte steigt. Dies sind freilich erst Anfänge; aber die Eroberung der Luft ist zu einer Sicherheit geworden.

Nachtrag zu S. 274.

Von Beschreibungen einzelner Länder sind noch zu nennen: Indien von Hesse-Wartegg und Gehring, China von Navarra, Korea von Hamilton, Japan von Lauterer und Paalzow, Ägypten von Gunoville, Amerika von Hesse-Wartegg und Mexiko von Lauterer.

Namen- und Sachregister.

(Die Zahlen weisen auf die Seiten.)


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06583 1359